

SWETLANA ALEXIJEWITSCH

DER KRIEG HAT KEIN WEIBLICHES GESICHT

Nobelpreis
für Literatur

SUHRKAMP

Das erschütternde Dokument einer ausgeblendeten Seite des Zweiten Weltkriegs: Rund eine Million Frauen haben in der Roten Armee gekämpft.

Swetlana Alexijewitsch lässt sie zu Wort kommen: »Ich schreibe keine Geschichte des Krieges, sondern eine Geschichte der Gefühle von Menschen im Krieg.«

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels

ISBN 978-3-518-46605-6



9 783518 466056

€ 12,00 [D]
€ 12,40 [A]

www.suhrkamp.de

«Ganze Züge voller Frauen gingen an die Front», erinnert sich eine ehemalige Rotarmistin im Gespräch mit Swetlana Alexijewitsch. «Es waren nicht genug Männer da. Sie waren gefallen. Lagen unter der Erde oder waren in Gefangenschaft.» Die Frauen waren «bereit, für die Heimat zu sterben. So waren wir erzogen». Sie waren nicht nur Ärztinnen und Krankenschwestern, sondern auch Fliegerinnen, weibliche Scharfschützen und Panzersoldaten. Und sie waren jung: «Ich war noch so klein, als ich an die Front ging», erzählt eine ehemalige Scharfschützin, «dass ich im Krieg noch gewachsen bin.» Und sie waren für ihr Leben traumatisiert. Sie erzählen der Autorin vom Tod und vom Töten, von Blut, Dreck und Läusen, von Kriegsverbrechen, von Verwundungen, Schmerzen, Hunger und miserabler Ausrüstung – und wie man sie vergessen hat, als es nach dem Krieg darum ging, die «Helden» zu feiern.

«Ich schreibe keine Geschichte des Krieges, sondern eine Geschichte der Gefühle der Menschen im Krieg», sagt Swetlana Alexijewitsch über das erschütternde Dokument einer ausgeblendeten Seite des Zweiten Weltkriegs: die Rolle der russischen Frauen.

Swetlana Alexijewitsch, 1948 in der Ukraine geboren und in Weissrussland aufgewachsen, lebt heute in Minsk. Ihre Werke, in ihrer Heimat verboten, wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt.

Zuletzt erschienen: *Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus* (st 4572), *Zinkjungen. Afghanistan und die Folgen* (st 4648).

Swetlana Alexijewitsch wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet, 1998 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung und 2013 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

2015 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur.

Swetlana Alexijewitsch

**DER KRIEG HAT
KEIN WEIBLICHES
GESICHT**

Aus dem Russischen von
Ganna-Maria Braungardt

Suhrkamp

Die erweiterte und aktualisierte russische Originalausgabe
erschien 2008 unter dem Titel

U wojny ne zenskoje lizo

bei Wremja in Moskau

Umschlagfoto: Weibliche Scharfschützenkompanie
mit ihrer Kompanieführerin

Leutnant Nina Alexej ewna Lobkowskaja,

Ort unbekannt, 1945,

Fotokorrespondent Boris Wdowenko,

Deutsch-Russisches Museum, Berlin

3. Auflage 2015

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4605

© 2008, 2013 Swetlana Alexijewitsch

© der deutschen Übersetzung

2004 Berlin Verlag in der Piper Verlag GmbH, München

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2013

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von

Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen, München

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46605-6

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

«Wann tauchten zum ersten Mal in der Geschichte Frauen in der Armee auf?»

«Bereits im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung kämpften in Athen und in Sparta Frauen im griechischen Heer. Später nahmen Frauen an den Feldzügen Alexanders des Grossen teil. Der russische Historiker Nikolai Karamsin schrieb über unsere Vorfahren: ‚Die Slawinnen zogen manchmal mit ihren Vätern und Gatten in den Krieg, ohne Angst vor dem Tod: So fanden die Griechen bei der Belagerung von Konstantinopel im Jahr 626 unter den getöteten Slawen viele Frauenleichen. Eine Mutter erzog ihre Kinder dazu, Krieger zu werden»

«Und in der Neuzeit?»

«Vorreiter war England. Schon zwischen 1560 und 1650 entstanden Lazarette, in denen weibliche Soldaten arbeiteten. Im Ersten Weltkrieg dienten Frauen bereits bei der Royal Airforce, es entstanden ein Königliches Hilfskorps und eine Kfz-Frauenlegion – mit 100'000 Frauen. In Russland, Deutschland und Frankreich dienten bereits viele Frauen in Militärhospitälern und in Sanitätszügen.»

«Und während des Zweiten Weltkriegs?»

«In diesen Jahren wurde die Welt Zeuge eines weiblichen Phänomens. Frauen dienten in vielen Ländern der Welt bei allen Waffengattungen: in der englischen Armee 225'000, in der amerikanischen 450'000 bis 500'000, in der deutschen rund 500'000. In der Sowjetarmee kämpften über eine Million Frauen. Sie eigneten sich alle militärischen Berufe an, auch die männlichsten. Dabei entstand sogar ein sprachliches Problem: Für Wörter wie ‚Panzerfah-

rer', ,Infanterist', ,MP-Schütze' gab es keine weibliche Form, weil diese Arbeit nie Frauen gemacht hatten. Die weiblichen Formen entstanden erst dort, im Krieg.»

Aus einem Gespräch mit einem Historiker

Inhalt

Der Mensch ist grösser als der Krieg	11
Was die Zensur gestrichen hatte	31
Was ich selbst gestrichen hatte	38
«Ich will mich nicht erinnern...»	45
«Wachst noch ein bisschen, Mädels. Ihr seid noch grün.»	61
Von Schwüren und Gebeten	65
Über den Geruch der Angst und einen Koffer voll Konfekt	78
Vom Alltag und vom Sein	92
«Nur ich allein bin zur Mutter zurückgekehrt...»	105
«In unserer Familie leben zwei Kriege ...»	125
«Ein Telefonhörer kann nicht schiessen»	133
«Wir bekamen nur kleine Medaillen»	147
Von Puppen und Gewehren	151
Vom Tod und vom Staunen über den Tod	156
Von Pferden und Vögeln	159
«Das war nicht ich...»	165
«An diese Augen erinnere ich mich noch heute...»	175
«Wir haben nicht geschossen...»	193
Von Schuhen und einem verdammt Holzbein	194

Von K-Seife und Arrest	200
Von verschmorten Kugellagern und russischen Flüchen	207
«Gebraucht wurden Soldaten... Aber wir wollten auch noch schön sein...»	215
Von Männerstiefeln und Damenhüten	217
Von Mädchendiskant und Matrosenaberglauben	228
Von der Sprachlosigkeit des Lebens und der Schönheit der Fantasie	23 8
«Junge Damen! Ein Zugführer bei den Pionieren überlebt nur zwei Monate...»	241
«Ihn nur einmal sehen...»	257
Von einem Teufelsweib und Mairosen	257
Von der sonderbaren Stille, vor dem Himmel und einem verlorenen Ring	271
Von der Einsamkeit der Kugel und des Menschen	279
«Von winzigen Kartoffeln ...»	283
Von einem Korb mit einer Mine und einem Plüschtier und Ikonentüchern	285
Von Mamas und Papas	297
Vom kleinen Leben und von der grossen Idee	304
«Mama, was ist ein Papa?»	315
Vom Baden eines Kindes und von einer Mama, die aussieht wie ein Papa	315
Von Rotkäppchen und von der Freude, im Krieg eine Katze zu treffen	324
Darüber, warum geschwiegen wird, wenn man schon reden kann	333

«Und sie legt die Hand dorthin, wo das Herz ist...»	335
Darüber, wie widerwärtig es ist, in den letzten Tagen des Krieges zu töten	335
«Auf einmal wollte ich schrecklich gern leben...»	351

«Der Mensch ist grösser als der Krieg»

(Aus dem Tagebuch des Buches)

*Millionen, getötet um nichtigen Lohn,
traten den Pfad in die Leere aus...*

Ossip Mandelstam

1978-1985

Ich schreibe ein Buch über den Krieg. Ich, die ich keine Kriegsbücher mochte, obwohl sie in meiner Kindheit und Jugend bei all meinen Altersgenossen die gängige Lieblingslektüre waren. Das ist nicht weiter erstaunlich – wir waren Kinder des Sieges. Kinder der Sieger. Was erinnere ich noch vom Krieg? Mein kindliches Unbehagen vor unbekanntem und furchteinflössenden Worten. Über den Krieg wurde unentwegt gesprochen: in der Schule und zu Hause, bei Hochzeiten und Taufen, an Feiertagen und auf dem Friedhof. Sogar unter Kindern. Ein Nachbarsjunge fragte mich einmal: «Was machen die Menschen denn unter der Erde? Wie leben sie dort?» Wir wollten damals das Geheimnis des Krieges enträtseln.

Damals begann ich über den Tod nachzudenken. Und hörte nie mehr auf, darüber nachzudenken, er ist zum Hauptthema meines geheimen Lebens geworden.

Alles hatte für uns seinen Ursprung in dieser schrecklichen Zeit. In unserer Familie ist mein ukrainischer Grossvater, der Vater meiner Mutter, an der Front gefallen, meine weissrussische Grossmutter, die Mutter meines Vaters, ist bei den Partisanen an Typhus gestorben, zwei ihrer Söhne sind verschollen, von den dreien, die sie

an die Front geschickt hatte, kam nur einer zurück – mein Vater. Elf entfernte Verwandte wurden zusammen mit ihren Kindern von den Deutschen bei lebendigem Leib verbrannt – manche in ihrer Hütte, manche in der Dorfkirche. So war es in jeder Familie. Bei allen.

Die Jungen im Dorf spielten noch lange «Deutsche» und «Russen». Riefen auf Deutsch: «Hände hoch!» «Zurjuck!» «Gitler kaputt!»

Wir kannten keine Welt ohne Krieg, die Welt des Krieges war die einzige Welt, und die Menschen des Krieges die einzigen Menschen, denen wir begegneten. Ich kenne auch heute keine andere Welt und keine anderen Menschen. Hat es sie je gegeben?

* * *

Das Dorf meiner Kindheit war nach dem Krieg weiblich. Eine Weibwelt. An Männerstimmen kann ich mich nicht erinnern. Und so ist es bei mir geblieben: Vom Krieg erzählen Frauen. Sie weinen. Und singen, als würden sie weinen.

Von den Büchern in der Schulbibliothek handelte die Hälfte vom Krieg. Auch in der örtlichen Bibliothek und in der in der Kreisstadt, wo mein Vater häufig Bücher auslieh. Heute weiss ich, warum. Doch wohl nicht zufällig? Wir haben die ganze Zeit Krieg geführt oder uns auf einen Krieg vorbereitet. Wir erinnerten uns daran, wie wir gekämpft hatten. Wir haben nie anders gelebt und können es wahrscheinlich auch gar nicht. Wir können uns nicht vorstellen, wie man anders leben kann; das werden wir eines Tages lange lernen müssen.

In der Schule lehrte man uns, den Tod zu lieben. Wir schrieben Aufsätze darüber, wie wir im Krieg sterben wollten. Träumten davon...

Doch die Stimmen auf der Strasse riefen etwas anderes, sie lockten mehr.

Ich war lange ein Büchermensch, den die Realität erschreckte und faszinierte. Aus der Unkenntnis des Lebens erwuchs Furchtlosigkeit. Heute denke ich: Wäre ich realistischer gewesen, hätte ich mich dann in diesen Abgrund stürzen können? Woher kam das alles – aus Unwissenheit? Oder aus dem Gefühl, einen Weg zu gehen? Denn dieses Gefühl habe ich.

Ich habe lange gesucht... Mit welchen Worten kann ich wiedergeben, was ich höre? Ich suchte nach einem Genre, das dem entsprechen würde, wie ich die Welt sehe, wie mein Auge und mein Ohr beschaffen sind.

Eines Tages fiel mir das Buch «Ich komme aus dem Feuertorf» von Ales Adamowitsch, Janka Bryl und Wladimir Kolesnik in die Hand. Eine solche Erschütterung hatte ich nur einmal erlebt – bei der Lektüre von Dostojewski. Dies aber war eine ungewöhnliche Form: Der Roman ist zusammengesetzt aus Stimmen des Lebens, aus dem, was ich in meiner Kindheit gehört habe, aus dem, was heute auf der Strasse gesagt wird, zu Hause, im Café, im Bus. So! Der Kreis hatte sich geschlossen. Ich hatte gefunden, wonach ich suchte. Ich hatte es geahnt.

Ales Adamowitsch wurde mein Lehrer...

* * *

Zwei Jahre lang habe ich mich weniger mit Menschen getroffen und geschrieben als nachgedacht. Gelesen. Worum würde es in meinem Buch gehen? Noch ein Buch über den Krieg... Wozu? Es gab schon Tausende Kriege – kleine und grosse, bekannte und unbekannt. Und Bücher darüber gibt es noch mehr... Aber... Das haben Männer über Männer geschrieben. Alles, was wir über den Krieg wissen, wissen wir von «Männerstimmen». Wir sind Gefangene der «männlichen» Vorstellungen und der «männlichen» Empfindungen. «Männlicher» Worte. Die Frauen aber schweigen. Denn niemand ausser mir hat je meine Grossmutter gefragt. Meine Mutter. Selbst

diejenigen, die an der Front waren, schweigen. Und wenn sie einmal darüber reden, dann erzählen sie nicht ihren «weiblichen» Krieg, sondern den «männlichen». Passen sich einer ihnen fremden Sprache an – dem festgeschriebenen männlichen Kanon. Nur zu Hause oder im Kreis ihrer Frontfreundinnen weinen sie und reden über ihren Krieg, der mir unbekannt ist. Nicht nur mir, sondern uns allen. Bei meinen Reisen als Journalistin war ich oft Ohrenzeugin, einzige Zuhörerin vollkommen neuer Texte. Ich erlebte eine Erschütterung wie in meiner Kindheit. In diesen Geschichten fletschte etwas Geheimnisvolles schaurig die Zähne ... Wenn die Frauen erzählen, finden wir nie oder fast nie, was wir sonst ohne Ende hören oder schon nicht mehr hören, sondern überhören: Wie die einen heroisch die anderen töteten und siegten. Oder unterlagen. Nichts über die Technik oder die Generäle. Die Erzählungen der Frauen sind anders, sie erzählen anderes. Der «weibliche» Krieg hat seine eigenen Farben und Gerüche, seine eigenen Empfindungen und seinen Raum für Gefühle. Seine eigenen Worte. Darin kommen keine Helden und keine ihrer unglaublichen Taten vor, sondern einfach Menschen, die eine unmenschliche menschliche Arbeit tun. Und in diesen Geschichten leiden nicht nur sie (die Menschen), sondern auch die Erde, die Vögel und die Bäume. Die ganze irdische Welt. Leiden ohne Worte ...

Aber warum? habe ich mich oft gefragt. Warum haben die Frauen, die doch ihren Platz in einer ursprünglich absoluten Männerwelt behaupteten, ihre Geschichte nicht behauptet? Ihre Worte und ihre Gefühle? Sie haben sich selbst nicht vertraut. Sich nicht anvertraut. Eine ganze Welt blieb uns verborgen: Ein separater weiblicher Kontinent. Aber was hindert uns, dorthin vorzudringen? Sich dahin zu begeben und zuzuhören? Einerseits die undurchdringliche Mauer männlichen Widerstands, ich würde es sogar männliche Verschwörung nennen, und andererseits unser mangelnder Wille, unsere fehlende Neugier, die vielleicht daher rührt, dass niemand dort irgendwelche Entdeckungen erwartet. Nach dem Motto:

Solange der Mensch existiert, führt er Kriege und erinnert sich daran. Wir glauben, wir wüssten alles über den Krieg. Doch wenn man den Frauen zuhört – Frauen vom Land und aus der Stadt, einfachen und gebildeten, Frauen, die Verwundete retteten, und Frauen, die schossen –, dann erkennt man, dass das nicht stimmt. Es ist ein grosser Irrtum. Es gibt noch einen Krieg, den wir nicht kennen.

Ich möchte die Geschichte dieses Krieges aufschreiben.
Die weibliche Geschichte ...

* * *

Nach den ersten Begegnungen – Erstaunen: Im Krieg waren diese Frauen Sanitätsinstrukteurinnen, Scharfschützinnen, MG-Schützinnen, Flak-Geschützführerinnen und Pioniere, und heute sind sie Buchhalterinnen, Laborantinnen, Stadtführerinnen, Lehrerinnen. Sie erzählen, als berichteten sie nicht von sich selbst, sondern von fremden Mädchen. Sie staunen heute selbst über sich. Und vor meinen Augen «vermenschlicht» sich Geschichte. Ich habe das Gefühl, wir reden miteinander gar nicht über den Krieg, sondern über das menschliche Leben. Wir machen uns Gedanken über den Menschen.

Ich treffe erstaunliche Erzählerinnen, ihr Leben enthält Seiten, wie sie selbst bei meinem geliebten Dostojewski selten anzutreffen sind. Dort gerät der Mensch in einen gewaltigen Strudel und sieht sich selbst ganz klar, von oben – vom Himmel – und von unten – von der Erde. Erinnerungen sind weder leidenschaftliche noch sachliche Nacherzählung einer gewesenen und verschwundenen Realität, sie sind eine Wiedergeburt der Vergangenheit. Sie sind kreativ. Erzählend erschaffen die Menschen, «schreiben» sie ihr Leben. Manchmal schreiben sie auch etwas dazu oder um. Da muss man wachsam sein. Aufrichtig sind, wie ich bemerkt habe, einfache Menschen – Krankenschwestern, Köchinnen, Wäscherinnen. Sie

holen die Worte aus sich selbst, nicht aus Zeitungen oder Büchern. Aus der Kultur. Sondern nur aus ihren eigenen Leiden. Gefühle und Sprache gebildeter Menschen unterliegen seltsamerweise meist mehr der Bearbeitung durch die Zeit. Durch deren übliche Codes. Sie sind infiziert mit fremdem Wissen. Oft braucht es lange Anläufe, viele Kreise, um etwas über den «weiblichen» Krieg zu erfahren statt über den «männlichen»: Rückzug, Angriff, an welchem Frontabschnitt... Dazu bedarf es mehr als einer einzigen Begegnung, dafür braucht man viele Sitzungen. Wie ein ausdauernder Porträtmaler.

Ich sitze lange in einem fremden Zuhause, manchmal den ganzen Tag. Wir trinken Tee, probieren neu gekaufte Blusen an, reden über Frisuren und Kochrezepte. Sehen uns zusammen die Fotos der Enkel an. Nach einer gewissen Zeit, man weiss nie, wann es so weit ist und warum, kommt endlich der ersehnte Augenblick, da der Mensch sich löst vom gängigen Kanon aus Gips und Stahlbeton – wie unsere Denkmäler – und zu sich kommt, in sich geht. Dann erzählt er nicht so sehr vom Krieg, sondern von seiner Jugend. Von einem Stück seines Lebens – diesen Augenblick gilt es abzapfen. Oft bleibt nach einem langen Tag voller Worte und Fakten nur ein einziger Satz zurück (aber was für einer!): «Ich war noch so klein, als ich an die Front ging, dass ich im Krieg sogar noch gewachsen bin. «Diesen Satz halte ich dann in meinem Notizbuch fest, obgleich ich Dutzende Meter Tonbandaufzeichnungen besitze, vier, fünf Kassetten voll.

Was hilft mir? Mir hilft, dass wir gewohnt sind, in der Gemeinschaft zu leben. Wir sind Gemeinschaftsmenschen. Alles geschieht bei uns öffentlich – Glück ebenso wie Tränen. Wir haben die Fähigkeit zu leiden und über das Leiden zu sprechen. Schmerz ist für uns Kunst. Ich muss sagen, die Frauen machen sich unerschrocken auf diesen Weg.

* * *

Wie begegnen sie mir?

Sie nennen mich «Mädchen», «Töchterchen», «Kindchen» – gehörte ich ihrer Generation an, würden sie sich mir gegenüber wahrscheinlich anders verhalten. Strenger und nüchterner. Ohne die Freude, die eine Begegnung zwischen Alt und Jung häufig birgt. Es spielt eine grosse Rolle, dass sie damals jung waren und sich heute als alte Menschen erinnern. Nach einem ganzen Leben – nach vierzig Jahren. Behutsam öffnen sie mir ihre Welt, um mich zu schonen. «Gleich nach dem Krieg habe ich geheiratet. Ich habe mich hinter meinem Mann versteckt. Hinter dem Haushalt, den Windeln. Gern habe ich mich dahinter versteckt. Meine Mutter bat mich: ‚Sei still! Sei still! Bekenne dich nicht dazu!‘ Ich habe meine Pflicht der Heimat gegenüber erfüllt, aber es macht mich traurig, dass ich dort gewesen bin. Dass ich das alles weiss... Aber du bist noch ein halbes Kind. Du tust mir leid... «Oft sitzen die Frauen mir gegenüber und hören in sich hinein. Lauschen auf die Stimme ihrer Seele, vergleichen sie mit ihren Worten. Im Alter begreift der Mensch, dass das Leben vorbei ist, dass es Zeit ist, sich zu fügen und sich auf den Abschied vorzubereiten. Und er will nicht einfach so verschwinden. Unbeachtet. Beiläufig. Und wenn er zurückblickt, will er nicht nur erzählen, dann will er auch zum Geheimnis seines Lebens vordringen. Selbst die Antwort finden auf die Frage: Warum hat er das alles erlebt? Er betrachtet alles mit einem traurigen, einem Abschiedsblick. Er hat keinen Grund mehr, sich und andere zu belügen. Er weiss schon, dass man ohne den Gedanken an den Tod nichts im Menschen verstehen kann. Sein Geheimnis steht über allem.

Der Krieg ist ein äusserst intimes Erlebnis. Und so endlos wie das menschliche Leben.

Einmal weigerte sich eine Frau (eine Fliegerin), sich mit mir zu treffen. Sie erklärte mir am Telefon: «Ich kann nicht. Ich will mich nicht daran erinnern. Drei Jahre im Krieg – ich war drei Jahre lang keine Frau. Mein Organismus war tot. Ich hatte keine Menstruation,

kein weibliches Verlangen. Dabei war ich schön. Als mein künftiger Mann mir einen Heiratsantrag machte, das war schon in Berlin. Vor dem Reichstag. Er sagte: ‚Der Krieg ist aus. Wir sind am Leben. Heirate mich.‘ Da wollte ich weinen. Schreien. Ihn schlagen! Wie – heiraten? Jetzt heiraten? Sieh mich doch an – wie sehe ich denn aus? Mach erst einmal eine Frau aus mir: Schenk mir Blumen, bemühe dich um mich, sag mir schöne Worte. Das wünsche ich mir so sehr! Ich hätte ihn beinahe geschlagen... Ich wollte ihn schlagen. Aber seine eine Wange war purpurrot, verbrannt, und ich sah: Er hat alles verstanden, ihm laufen Tränen über die Wange – über die noch frischen Narben... Ich traute meinen eigenen Ohren nicht, als ich sagte: ‚Ja, ich heirate dich.‘

Verzeihen Sie mir ... Ich kann nicht.»

Ich verstand sie. Doch auch dies ist eine Seite oder eine halbe Seite in dem Buch, an dem ich schreibe.

Texte, Texte, Texte. Überall Texte. In Wohnungen und in Dorfhütten, auf der Strasse und im Zug. Ich höre zu. Ich werde allmählich zu einem einzigen grossen Ohr, das die ganze Zeit einem anderen Menschen zugewandt ist. Ich «lese» Stimmen ...

* * *

Der Mensch ist grösser als der Krieg – im Gedächtnis bleibt, wo er grösser ist. In solchen Momenten lässt er sich von etwas leiten, das stärker ist als die Geschichte. Ich muss den Bogen weiter spannen – nicht nur die Wahrheit über den Krieg, sondern die Wahrheit über Leben und Tod allgemein. Die Anziehungskraft des Bösen ist unbestritten, uns faszinieren die tief verborgenen Potenzen des Unmenschlichen im Menschen. Schon immer hat mich interessiert, wie viel Mensch im Menschen steckt, und wie man diesen Menschen in sich bewahren kann. Aber warum dann das Interesse am Bösen? Vielleicht, um zu erfahren, welche Gefahren uns drohen? Wie man sich davor schützen kann?

Ich dringe immer tiefer ein in die endlose Welt des Krieges, alles andere verblasst dagegen, wird alltäglicher. Es ist eine mächtige, eindrucksvolle Welt. Nun verstehe ich die Einsamkeit von Menschen, die von dort zurückgekehrt sind. Wie von einem anderen Stern oder aus dem Jenseits. Sie haben ein Wissen, das andere nicht haben und das man nur dort erlangen kann, in der Nähe des Todes. Wenn solche Menschen versuchen, etwas mit Worten wiederzugeben, haben sie das Gefühl einer Katastrophe. Sie werden stumm. Sie wollen erzählen, und die anderen möchten gern verstehen, aber alle sind machtlos. Davor habe ich Angst.

Sie sind immer in einem anderen Raum als ihre Zuhörerin. Sie sind von einer unsichtbaren Welt umgeben. Wir sind immer mindestens zu dritt: Diejenige, die heute erzählt, der Mensch von damals, der das alles erlebt hat, und ich. Mir geht es vor allem darum, die Wahrheit jener Jahre zu erfahren. Jener Tage. Ohne verfälschende Gefühle. Gleich nach dem Krieg hätte dieser Mensch vermutlich einen anderen Krieg erzählt als Jahrzehnte später, denn in seinen Erinnerungen summiert er sein ganzes Leben. Sich selbst. Wie er in diesen Jahren gelebt und was er gelesen hat, wem er begegnet ist. Und ob er glücklich ist oder nicht. Ob wir unter vier Augen miteinander reden oder ob noch jemand dabei ist. Wenn ja – wer? Familie? Freunde – was für welche? Frontkameraden sind eines, alle anderen etwas anderes. Dokumente sind lebende Wesen, sie verändern sich mit uns, aus ihnen lässt sich unendlich viel gewinnen. Immer wieder Neues und etwas, das wir gerade jetzt brauchen. In diesem Augenblick. Wonach suchen wir? Meist nicht nach Heldentaten und Heldentum, sondern nach dem Kleinen, Menschlichen, das uns am vertrautesten ist und uns am meisten interessiert. Was würde ich zum Beispiel am meisten wissen wollen über das Leben im alten Griechenland ... Über die Geschichte Spartas ... Ich würde gern lesen, wie und worüber die Menschen damals zu Hause redeten. Wie sie in den Krieg zogen. Welche Worte sie am letzten Tag oder in der letzten Nacht vor dem Abschied mit ihren Lieben sagten. Wie die Krie-

ger verabschiedet wurden. Wie auf sie gewartet wurde ... Nicht auf die Helden und Heerführer, sondern auf die gewöhnlichen jungen Männer ...

Geschichte, erzählt von einem von niemandem bemerkten Zeugen und Beteiligten. Ja, das interessiert mich, das würde ich gern zu Literatur machen. Aber die Erzähler sind nicht nur Augenzeugen, das am wenigsten, sie sind Handelnde und Schöpfer. Man kann sich der Wirklichkeit nicht unmittelbar nähern, Auge in Auge. Zwischen uns und der Realität stehen unsere Gefühle. Ich treffe auf Versionen, jeder hat seine eigene Version, und daraus, aus ihrer Menge und ihren Überschneidungen, entsteht ein Bild der Zeit und der Menschen, die darin lebten. Ich möchte nicht, dass es über mein Buch heisst: Ihre Helden sind real, und mehr nicht. Das sei Geschichte. Nicht mehr als Geschichte.

Ich schreibe nicht über den Krieg, sondern über den Menschen im Krieg. Ich schreibe keine Geschichte des Krieges, sondern eine Geschichte der Gefühle. Einerseits erforsche ich den individuellen, konkreten Menschen, der in einer konkreten Zeit gelebt hat und von konkreten Erlebnissen erzählt, und andererseits ist es mir wichtig, in ihm den ewigen Menschen zu finden. Das zu entdecken, was der Mensch immer in sich trägt.

Ich bekomme zu hören: Erinnerungen sind doch keine Geschichte. Und keine Literatur. Das ist einfach Leben, voller Müll und nicht durch die Hand eines Künstlers gereinigt. Das Rohmaterial des Redens, das gibt es ganz unten zuhauf. Diese Ziegel liegen überall rum. Aber Ziegel sind doch noch kein Tempel?! Aber für mich ist das ganz anders... Genau dort, in der menschlichen Stimme, in der lebendigen menschlichen Wiedergabe der Vergangenheit, liegt die ursprüngliche Freude verborgen und wird zugleich die Tragik des Lebens offenbar. Sein Chaos und seine Absurdität. Seine Einzigartigkeit und Unbegreiflichkeit. Dort sind sie noch unbearbeitet. Noch original.

Ich baue Tempel aus unseren Gefühlen ... Aus unseren Wün-

schen, Enttäuschungen. Unseren Träumen. Aus dem, was war, uns aber entgleiten könnte.

* * *

Noch einmal darüber... Mich interessiert nicht nur jene Realität, die uns umgibt, sondern auch die in uns. Mich interessiert nicht das Ereignis selbst, sondern das Ereignis der Gefühle. Sagen wir – die Seele des Ereignisses. Für mich sind Gefühle Realität.

Und die Geschichte? Sie ist auf der Strasse ... in der Menge ... Ich glaube, dass in jedem von uns ein Stück Geschichte steckt. Bei dem einen eine halbe Seite, bei einem anderen zwei, drei Seiten. Alle zusammen schreiben wir am Buch der Zeit. Jeder schreit seine Wahrheit heraus. Und man muss das alles hören, darin aufgehen und das alles werden.

* * *

Gestern ein Anruf: «Wir kennen uns nicht – aber ich komme von der Krim, ich rufe vom Bahnhof aus an. Ich möchte Ihnen meinen Krieg erzählen. Ich habe schon die Auszüge gelesen, die Sie veröffentlicht haben ...» Ach ja?

Ich wollte eigentlich gerade mit meinem kleinen Mädchen in den Park, Karussell fahren. Wie soll ich einem sechsjährigen Menschlein erklären, woran ich arbeite? Vor Kurzem hat sie mich gefragt: «Was ist Krieg?» Was soll ich da antworten... Ich möchte sie mit einem mitfühlenden Herzen in die Welt entlassen und bringe ihr bei, dass man keine Blume einfach so abpflücken darf. Dass es nicht schön ist, einen Marienkäfer zu zerquetschen oder einer Libelle die Flügel auszureissen. Aber wie erklärt man einem Kind den Krieg? Wie antworten auf die Frage: Warum wird dort getötet? Werden sogar kleine Kinder getötet wie sie, obwohl sie gar nicht schießen? Wir Erwachsene haben quasi eine Verabredung. Wir

wissen, worum es geht. Aber die Kinder? Nach dem Krieg haben meine Eltern mir das irgendwie erklärt, aber ich kann es meinem Kind schon nicht mehr erklären. Finde keine Worte. Der Krieg gefällt uns immer weniger, wir finden immer schwerer eine Rechtfertigung dafür. Für uns ist es einfach Mord. Für mich jedenfalls ist das so.

Mein Buch über den Krieg möchte ich so schreiben, dass dem Leser übel wird davon, dass allein der Gedanke an den Krieg ihm grauenhaft erscheint. Irrsinnig. Dass selbst den Generälen übel wird...

Meine männlichen Freunde (im Gegensatz zu meinen Freundinnen) sind entsetzt von dieser «Frauenlogik». Immer wieder kommen sie mir mit dem «Männerargument»: «Du warst nicht im Krieg.» Aber vielleicht ist das gerade gut, denn dadurch ist mir der leidenschaftliche Hass fremd, ich habe einen normalen Blick. Keinen «Kriegsblick» und keinen «männlichen».

In der Optik gibt es den Begriff «Lichtstärke» – die Fähigkeit eines Objektivs, die Abbildung mehr oder weniger gut zu fixieren. Das weibliche Gedächtnis hält den Krieg mit der grössten «Lichtstärke» fest, mit den intensivsten Gefühlen, dem intensivsten Schmerz. Ich würde sogar sagen, dass der «weibliche» Krieg schlimmer ist als der «männliche». Männer verstecken sich hinter der Geschichte, hinter Fakten; der Krieg fasziniert sie als Ereignis und als Kampf der Ideen und Interessen. Frauen dagegen sind von Gefühlen beherrscht. Und noch etwas: Männern wird von Kindheit an gesagt, dass sie eines Tages vielleicht schießen müssen. Frauen bringt man das nicht bei... sie hatten nicht vor, diese Arbeit zu tun ... Und sie erinnern sich an anderes und anders. Sie können Dinge sehen, die den Männern verborgen sind. Ich muss es noch einmal wiederholen: Es ist eine andere Welt, anders als die der Männer. Mit Geruch, mit Farben, mit Alltagsdetails: «Wir bekamen Rucksäcke und nähten uns Röcke daraus», «Im Wehrkommando ging ich zur einen Tür im Kleid rein, und aus der anderen kam ich heraus in

Hose und Feldbluse, der Zopf war ab, ich hatte nur noch einen kurzen Schopf...». Mehrfach wurde ich gewarnt (besonders von männlichen Schriftstellern): «Die Frauen werden dir was vorschwindeln. Was zusammenfantasieren.» Aber ich habe mich überzeugt: So etwas kann man sich nicht ausdenken. Nicht irgendwo abschreiben. So etwas kann man nur vom Leben «abschreiben», nur das Leben hat eine solche Fantasie.

Doch worüber die Frauen auch sprechen, immer ist der Gedanke präsent: Krieg, das ist vor allem Töten und – schwere Arbeit. Und auch – ganz normales Leben: Sie haben gesungen, sich verliebt, sich die Haare frisiert...

Aber das Wesentliche ist: Wie unerträglich es ist, zu töten, denn eine Frau gibt Leben. Trägt es lange in sich, zieht es gross. Ich begriff, dass es Frauen schwerer fällt zu töten.

Männer lassen die Frauen nur ungern in ihre Welt, auf ihr Terrain.

Im Minsker Traktorenwerk suchte ich eine Frau, die Scharfschützin gewesen war. Eine berühmte Scharfschützin. Über sie wurde mehrfach in Frontzeitungen berichtet. Freundinnen in Moskau hatten mir ihre Telefonnummer gegeben, aber sie stimmte nicht mehr. Ich ging in die Personalabteilung, und dort bekam ich von Männern (dem Werkdifektor und dem Personalchef) zu hören: «Gibt es denn nicht genug Männer? Was wollen Sie mit den Frauen? Sich Frauenfantasien anhören, Frauengeschichten?» Die Männer befürchteten, die Frauen könnten «einen falschen Krieg erzählen».

Ich kam in eine Familie, Mann und Frau waren an der Front gewesen. Dort hatten sie sich kennengelernt und geheiratet. «Unsere Hochzeit haben wir im Schützengraben gefeiert, mein weisses Kleid hab' ich mir aus Müll genäht.» Er war MG-Schütze, sie Nachrichtensoldatin. Der Mann schickte seine Frau sofort in die Küche: «Mach mal was zu essen.» Auf meine nachdrückliche Bitte hin

überliess er ihr das Feld mit den Worten: «Erzähl so, wie ich es dir beigebracht hab. Ohne Tränen und den ganzen Frauenkleinkram: Ich wollte schön sein, hab' geweint, als mir der Zopf abgeschnitten wurde.» Die Frau gestand mir: «Er hat die ganze Nacht mit mir das Buch *Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges* studiert. Aus Angst. Auch jetzt macht er sich Sorgen, dass ich was Falsches erzählen könnte.»

So war es mehrfach, nicht nur in einem Haus.

Ja, sie weinen viel. Schreien. Wenn ich weg bin, nehmen sie Herztabletten. Rufen den Notarzt. Trotzdem bitten sie: «Komm her. Komm unbedingt. Wir haben so lange geschwiegen. Vierzig Jahre geschwiegen...»

Ich weiss, Weinen und Schreien darf man nicht bearbeiten, sonst wird die Bearbeitung wichtiger als das Weinen und Schreien. Dann bleibt statt Leben Literatur. So ist der Stoff nun einmal beschaffen: Am deutlichsten zeigt, am meisten offenbart sich der Mensch im Krieg und vielleicht noch in der Liebe. Bis in die Tiefe, bis ins Mark. Angesichts des Todes verblassen alle Ideen, offenbart sich die unbegreifliche Ewigkeit, auf die niemand vorbereitet ist. Darüber schweigen wir normalerweise. Wir leben noch in der Geschichte, nicht im Kosmos. Mehrfach bekam ich Texte, die ich an die Erzählerinnen geschickt hatte, zurück mit der Bemerkung: «Schreiben Sie nicht über die Kleinigkeiten – schreiben Sie über den Sieg...» Aber gerade die «Kleinigkeiten» sind für mich das Wichtigste – das Menschliche: der Haarschopf, der vom Zopf übrig blieb, der Kessel voll Grütze, die niemand ass, weil von hundert Leuten nur sieben aus dem Gefecht zurückkehrten, oder dass eine Frau nach dem Krieg die Fleischstände auf dem Markt nicht ertragen konnte... Nichts Rotes ... Nicht einmal roten Batist... «Ach, meine Gute, das ist schon vierzig Jahre her, aber in meinem Haus findest du nichts Rotes. Seit dem Krieg hasse ich Rot!»

* * *

Ich lausche ihrem Schmerz... Der Schmerz ist wie ein Beweis des vergangenen Lebens. Andere Beweise gibt es nicht, anderen Beweisen vertraue ich nicht. Worte haben uns schon oft von der Wahrheit weggeführt.

Ich betrachte das Leiden als höchste Form der Information, die direkt mit dem Mysterium zusammenhängt. Mit dem Mysterium des Lebens. Die ganze russische Literatur handelt davon. Über das Leiden hat sie mehr geschrieben als über die Liebe.

Und davon wird mir mehr erzählt...

* * *

Sind sie Russen oder Sowjetmenschen? Nein, sie waren sowjetische Menschen – Russen, Weissrussen, Ukrainer, Tadschiken usw.

Es hat ihn trotz allem gegeben, den Sowjetmenschen. Er hatte seine eigenen Opfer und Märtyrer, schuf seine eigenen Ideale und Werte. Ich glaube, solche Menschen wird es nie mehr geben. Selbst wir, ihre Kinder, sind bereits anders. Wir möchten gern sein wie alle. Nicht wie unsere Eltern, sondern wie die Welt. Ganz zu schweigen von ihren Enkeln.

Aber ich liebe sie. Bewundere sie. Ja, sie hatten den Gulag, aber auch den Sieg. Und das ist ihnen bewusst.

Vor Kurzem bekam ich einen Brief:

«Meine Tochter liebt mich sehr; für sie bin ich eine Heldin, wenn sie Ihr Buch liest, wird sie sehr enttäuscht sein. Schmutz, Läuse, endlos viel Blut – das alles ist wahr. Das bestreite ich nicht. Aber können die Erinnerungen daran etwa edle Gefühle wecken? Zu Heldentaten erziehen...»

Ich habe oft erfahren:

... unser Gedächtnis ist bei Weitem kein ideales Instrument. Es ist nicht nur willkürlich und launisch, es liegt obendrein an der Kette der Zeit.

...wir betrachten die Vergangenheit von heute aus, wir können sie nicht von Nirgendwo betrachten.

... und sie sind verliebt in das, was mit ihnen geschehen ist, denn es war nicht nur Krieg, es war auch ihre Jugend. Ihre erste Liebe.

* * *

ich höre zu, wenn sie reden... Ich höre zu, wenn sie schweigen ... Beides, die Worte und das Schweigen, ist für mich Text.

«Das ist nicht zum Drucken, nur für dich ... Diejenigen, die älter waren ... Sie sassen traurig im Zug. Nachdenklich. Ich erinnere mich, wie ein Major eines Nachts, als alle schliefen, mit mir über Stalin sprach. Er hatte stark getrunken und war mutig, er bekannte, dass sein Vater schon zehn Jahre im Lager sitze, ohne Recht auf Briefkontakt. Ob er noch lebe oder nicht, wisse er nicht. Dieser Major sagte etwas Schreckliches: ‚Ich will die Heimat verteidigen, aber Stalin, diesen Verräter der Revolution, will ich nicht verteidigen. Solche Worte hatte ich noch nie gehört... Ich war erschrocken. Zum Glück war er am Morgen verschwunden. Wahrscheinlich ausgestiegen ...»

«Ich erzähle dir mal was, ganz unter uns ... Ich war mit Oxana befreundet, sie kam aus der Ukraine. Von ihr hörte ich zum ersten Mal von dem schrecklichen Hunger in der Ukraine, dem Holodomor. Man konnte keinen Frosch und keine Maus mehr fangen – alles aufgegessen. In ihrem Dorf ist die Hälfte der Menschen gestorben. Alle ihre jüngeren Brüder sind gestorben, auch ihre Mutter und ihr Vater, und sie hat sich gerettet, indem sie nachts im Pferdestall des Kolchos Pferdeäpfel stahl und sie ass. Keiner konnte die essen, aber sie hat es getan: ‚Warm kriegt man die nicht runter, aber kalt geht’s. Am besten gefroren, dann riechen sie nach Heu.‘ Ich sagte: ‚Oxana, Genosse Stalin kämpft. Er vernichtet die Schädlinge, aber es sind

viele.' ‚Nein‘, antwortete sie, ‚du bist dumm. Mein Vater war Geschichtslehrer, er hat gesagt: Eines Tages wird sich Genosse Stalin für seine Verbrechen verantworten müssen ...‘

In der Nacht lag ich da und dachte: Vielleicht ist Oxana ja ein Feind? Eine Spionin? Was tun? Zwei Tage später ist sie im Gefecht gefallen. Sie hatte keine Angehörigen mehr, an die man die Todesnachricht hätte schicken können ...»

Dieses Thema berühren sie selten und vorsichtig. Sie sind noch immer gelähmt von der stalinschen Hypnose und der Angst, aber auch durch ihren einstigen Glauben. Durch sein bis heute nicht erloschenes Feuer. Wenn ich direkte Fragen stelle, bekomme ich zur Antwort: «Vielleicht werden unsere Enkel einmal die ganze Wahrheit erfahren.»

Wann werden sie endlich anfangen zu reden? In zehn, zwanzig Jahren?! Dafür müssten sie sich von der Liebe zu vielem in ihrem Leben lösen.

* * *

Das Manuskript liegt auf dem Tisch.

Seit zwei Jahren bekomme ich Ablehnungen von Verlagen. Schweigen die Zeitschriften. In den Ablehnungen immer das Gleiche: ein zu schrecklicher Krieg. Zu viel Grauen. Naturalismus. Es fehlt die führende und richtungweisende Rolle der kommunistischen Partei. Kurz: der falsche Krieg... Wie ist er denn – der richtige? Mit Generälen und dem weisen Generalissimus? Ohne Blut und Läuse? Mit Helden und Heldentaten. Ich aber erinnere mich seit meiner Kindheit: Ich gehe mit meiner Grossmutter an einem grossen Feld entlang, und sie weint. «Nach dem Krieg ist auf diesem Feld lange nichts gewachsen. Die Deutschen waren auf dem Rückzug... Und hier wurde gekämpft, zwei Tage lang... Die Toten lagen dicht an dicht, wie die Garben. Wie Schwellen auf einer Bahnstation. Deutsche und unsere. Nach einem Regen hatten sie alle verweinte

Gesichter. Einen Monat lang hat das ganze Dorf sie begraben.»

Wie kann ich dieses Feld vergessen?

Ich schreibe nicht nur auf, ich sammle, suche den menschlichen Geist dort, wo das Leiden aus dem kleinen Menschen einen grossen Menschen macht. Wo der Mensch wächst. Dann ist er für mich kein stummes und spurloses Proletariat der Geschichte mehr. Dann löst sich seine Seele ... Worin also besteht mein Konflikt mit der Macht? Ich habe begriffen – die grosse Idee braucht den kleinen Menschen, sie braucht ihn nicht, wenn er gross ist. Dann ist er überflüssig und unbequem. Zu schwer zu bearbeiten. Ich aber suche nach ihm... Ich suche nach dem grossen kleinen Menschen. Erniedrigt, niedergedrampelt, beleidigt, durch stalinsche Lager und Verrat gegangen, hat er dennoch gesiegt. Ein Wunder vollbracht.

Niemand kann ihm diesen Sieg nehmen...

Siebzehn Jahre später 2002-2004

Ich lese meine alten Aufzeichnungen. Versuche mich an den Menschen zu erinnern, der ich damals war, als ich an diesem Buch schrieb. Diesen Menschen gibt es nicht mehr, selbst das Land, in dem wir damals lebten, gibt es nicht mehr. Das Land, das damals, 1941 bis 1945, verteidigt und in dessen Namen gestorben wurde. Inzwischen ist alles anders: Ein neues Jahrtausend, neue Kriege, neue Ideen, neue Waffen und ein veränderter russischer (genauer: russisch-sowjetischer) Mensch.

Gorbatschows Perestroika ... Mein Buch wurde gedruckt, es hatte eine erstaunliche Auflage – zwei Millionen Exemplare. Das war die Zeit, da viele erschütternde Dinge geschahen, da wir wieder einmal zu einem grossen Sprung ansetzten. Wieder einmal – in die Zukunft. Wir wussten noch nicht (oder hatten vergessen), dass eine

Revolution immer eine Illusion ist, besonders in unserer Geschichte. Aber das würden wir erst später sehen, damals waren alle berauscht von der Luft der Freiheit. Ich bekam Dutzende Briefe, meine Mappen schwollen an. Die Menschen wollten reden ... Ausreden ...

Ich hatte keinen Zweifel, dass ich dazu verurteilt bin, meine Bücher fortzuschreiben. Nicht umzuschreiben, sondern fortzuschreiben.

Kaum habe ich einen Punkt gesetzt, wird er sofort zu drei Punkten...

* * *

Ich denke, heute würde ich wahrscheinlich andere Fragen stellen und andere Antworten zu hören bekommen. Und ich würde ein anderes Buch schreiben, nicht völlig anders, aber doch anders. Worüber würde ich jetzt schreiben? Was würde ich ergänzen wollen? Was mich sehr interessieren würde, wäre ... ich suche nach dem richtigen Wort... der biologische Mensch, nicht nur der Mensch der Zeit und der Ideen. Ich würde versuchen, tiefer in die menschliche Natur zu blicken, in das Dunkel, ins Unterbewusstsein. In das Geheimnis des Krieges.

Ich würde darüber schreiben, wie ich zu einer ehemaligen Partisanin kam ... Eine korpulente, aber noch schöne Frau – sie erzählte mir, wie ihre Gruppe (sie als Älteste und zwei Jugendliche) auf einem Aufklärungsgang zufällig vier Deutsche gefangen nahmen. Aber am Abend des dritten Tages wurden sie umzingelt. Klar, dass sie mit den Gefangenen nicht würden durchbrechen können, also traf sie eine Entscheidung: die Gefangenen zu opfern. Die Jugendlichen würden sie nicht töten können, sie waren schon mehrere Tage zusammen unterwegs gewesen, und wenn man so lange mit einem Menschen zusammen ist, selbst mit einem Fremden, gewöhnt man sich an ihn, wird er einem nahe – du weisst, wie er isst, wie er

schläft, kennst seine Augen, seine Hände. Nein, die Jugendlichen würden es nicht können. Das war ihr sofort klar. Also musste sie sie töten. Und nun erinnerte sie sich, wie sie das tat. Sie musste die einen wie die anderen hintergehen. Mit einem Deutschen ging sie angeblich Wasser holen und erschoss ihn von hinten. In den Kopf. Mit einem anderen ging sie Reisig holen... Ich war erschüttert, wie ruhig sie davon erzählte.

Wer im Krieg war, erzählt, dass der Zivilmensch in drei Tagen zum Kriegsmenschen wird. Warum genügen drei Tage? Oder ist das auch ein Mythos? Wahrscheinlich. Der Mensch im Krieg ist viel unbekannter und unbegreiflicher.

In allen Briefen las ich: «Ich habe Ihnen damals nicht alles erzählt, denn das war eine andere Zeit. Wir waren gewohnt, über vieles zu schweigen ...» «Ich habe Ihnen nicht alles anvertraut. Noch vor Kurzem durfte man darüber nicht sprechen. Oder hat sich geschämt.» «Ich kenne das Urteil der Ärzte – eine schlimme Diagnose ... Ich will die ganze Wahrheit erzählen ...»

Und vor Kurzem kam dieser Brief: «Wir Alten haben es schwer... Aber nicht wegen der kleinen und erniedrigenden Rente leiden wir. Am meisten verletzt es uns, dass wir aus der grossen Vergangenheit in eine unerträglich kleine Gegenwart vertrieben wurden. Niemand lädt uns mehr in Schulen und Museen ein, damit wir von uns erzählen, man braucht uns nicht mehr. Wenn man die Zeitungen liest, werden die Faschisten immer edler, die roten Soldaten immer furchterregender.»

Auch die Zeit ist Heimat... Aber ich liebe diese Menschen noch immer. Ihre Zeit liebe ich nicht, sie aber liebe ich.

* * *

Alles kann zu Literatur werden ...

Am meisten interessierte mich in meinem Archiv das Notizbuch, in dem ich alle Episoden festgehalten hatte, die von der Zensur gestrichen wurden. Meine Gespräche mit dem Zensor.

Dort fand ich auch Seiten, die ich selbst rausgeworfen hatte. Meine Selbstzensur, mein eigenes inneres Verbot. Und meine Erklärung dafür – warum ich das nicht gedruckt habe. Vieles habe ich im Buch wiederhergestellt. Aber diese paar Seiten sollen gesondert stehen. Auch das ist ein Dokument. Und mein Weg.

Was die Zensur gestrichen hatte

«Ich wache noch heute nachts auf... Und mir scheint, als würde ... als würde da jemand weinen ... Ich bin im Krieg...

Wir waren auf dem Rückzug... Hinter Smolensk bringt mir eine Frau ihr Kleid, ich ziehe mich schnell um. Ich war allein ... unter lauter Männern... Mal trug ich Hosen, mal ein Sommerkleid. Plötzlich kriegte ich ... Na ja, eben ... Die Frauensache ... Zu früh, wahrscheinlich durch die Aufregung. Wo sollte ich was hernehmen? Ich schämte mich! Wie ich mich schämte! Wir schliefen unter Büschen, im Wald auf Baumstümpfen. Wir waren so viele, dass der Platz im Wald nicht für alle reichte. Wir waren verwirrt, fühlten uns betrogen, trauten niemandem... Wo waren unsere Flugzeuge, unsere Panzer? Alles, was da flog, fuhr und ratterte, das alles war deutsch.

So geriet ich in Gefangenschaft... Am letzten Tag vor der Gefangenschaft brach ich mir beide Beine. Ich lag da und machte unter mich. Ich weiss nicht, mit welcher Kraft ich nachts in den Wald gekrochen bin. Zufällig wurde ich von Partisanen aufgelesen...

Mir tut jeder leid, der dieses Buch lesen wird, und jeder, der es nicht lesen wird...»

«Ich hatte Nachtdienst und kam ins Zimmer der Schwerverwundeten. Da lag ein Hauptmann. Die Ärzte hatten mir vor meinem Dienst

gesagt, er würde diese Nacht sterben, würde es nicht mehr schaffen bis zum Morgen. Ich fragte ihn: ‚Na, wie geht’s? Kann ich etwas für dich tun?’ Das werde ich nie vergessen... Er lächelte auf einmal, so ein strahlendes Lächeln auf dem gequälten Gesicht. ‚Knöpf deinen Kittel auf... Zeig mir deine Brust... Ich habe meine Frau lange nicht gesehen ...’ Ich war verwirrt, ich war sogar noch ungeküst. Ich sagte irgendwas zu ihm. Dann lief ich raus und kam nach einer Stunde wieder ... Da war er schon tot. Mit diesem Lächeln im Gesicht...»

«Bei Kertsch... In der Nacht fuhren wir unter Beschuss mit einem Lastkahn. Der Bug geriet in Brand... Das Feuer kroch über das Deck... Die Munition explodierte ... Eine gewaltige Explosion! So heftig, dass der Kahn sich auf die rechte Seite legte und sank. Das Ufer war nicht mehr weit weg, wir wussten, dass es ganz in der Nähe war, und die Soldaten sprangen ins Wasser. Vom Ufer aus schossen Maschinengewehre ... Schreie, Stöhnen, Fluchen... Ich konnte gut schwimmen, ich wollte wenigstens einen retten ... Wenigstens einen Verwundeten ... Im Wasser, da stirbt ein Verwundeter doch sofort. Ich höre – neben mir taucht einer kurz auf und geht wieder unter. Kommt hoch und geht wieder unter. Ich passte den Moment ab, packte ihn... Etwas Kaltes, Glitschiges... Ich denke, ein Verwundeter, die Explosion hat seine Kleidung zerfetzt. Ich selbst war nämlich auch fast nackt... Nur in Unterwäsche. Es war stockdunkel. Überall ‚Aaah! Auu!’. Und Flüche ... Irgendwie schaffte ich es mit ihm ans Ufer... Just in dem Augenblick flammte am Himmel eine Rakete auf, und ich sah, dass ich einen grossen verwundeten Fisch rausgeschleppt hatte. Einen grossen Fisch, so gross wie ein Mensch. Ein Beluga ... Er starb ... Ich fiel neben ihn und liess einen dreistöckigen Fluch los. Ich weinte vor Kränkung... Und weil alle litten...»

«Wir brachen aus der Umzingelung aus ... Wohin wir uns auch wendeten – überall Deutsche. Wir beschlossen: Am Morgen versuchen wir es. Wir werden sowieso sterben, also dann lieber im Kampf. Wir hatten drei Mädchen bei uns. Sie gingen in der Nacht zu jedem, der noch konnte ... Natürlich waren nicht alle in der Lage. Die Nerven, verstehen Sie. Wir waren darauf gefasst zu sterben ...

Am Morgen überlebten nur wenige ... Vielleicht sieben, und wir waren fünfzig gewesen, wenn nicht mehr. Ich denke voller Dankbarkeit an unsere Mädchen... Keine von ihnen habe ich am Morgen lebend angetroffen. Ich habe sie nie wiedergesehen ...»

Aus dem Gespräch mit dem Zensor:

«Wer wird nach solchen Büchern in den Kampf ziehen? Mit Ihrem primitiven Naturalismus erniedrigen Sie die Frau. Die Heldin. Entthronen sie. Machen sie zur gewöhnlichen Frau. Zum Weibchen. Doch diese Frauen sind Heilige.»

«Unser Heldentum ist steril, es ignoriert die Biologie und die Physiologie. So ist es unglaublich. Denn nicht nur der Geist war Prüfungen ausgesetzt, sondern auch der Leib. Die materielle Hülle.»

«Woher haben Sie solche Gedanken? Das sind fremde Gedanken. Nicht sowjetisch. Sie verhöhnen Menschen, die in Brudergräbern liegen. Sie haben zu viel Remarque gelesen. Remarquismus wird bei uns nicht geduldet. Die sowjetische Frau ist kein Tier...»

«Irgendjemand hatte uns verraten ... Die Deutschen hatten den Standort unserer Partisanengruppe erfahren. Sie umstellten den Wald und riegelten alle Zugänge ab. Wir versteckten uns in den Sümpfen, die Sümpfe waren unsere Rettung, dahin kamen die Strafkommandos nicht. Der Morast verschlang Technik und Menschen.

Tagelang, wochenlang standen wir bis zum Hals im Wasser. Wir hatten eine Funkerin bei uns, sie hatte vor Kurzem entbunden. Der Säugling musste gestillt werden. Aber die Mutter hungerte, sie hatte keine Milch, und das Kind weinte. Und das Strafkommando war ganz in der Nähe ... Mit Hunden ... Wenn sie uns hörten, mussten wir alle sterben. Die ganze Gruppe. Dreissig Leute... Verstehen Sie?

Der Kommandeur traf eine Entscheidung.

Niemand traute sich, der Mutter den Befehl zu übermitteln, aber die Mutter verstand. Sie versenkte das Bündel mit dem Kind im Wasser und hielt es lange so ... Das Kind schrie nicht mehr. Es war tot. Wir konnten nicht aufsehen. Konnten weder der Mutter in die Augen sehen noch einander.»

«Wenn wir Gefangene machten, brachten wir sie in die Abteilung ... Sie wurden nicht erschossen, das wäre ein zu leichter Tod für sie gewesen, wir stachen sie ab wie Schweine, mit Spiessen, hackten sie in Stücke. Ich ging hin, um mir das anzusehen. Und wartete! Ich wartete auf den Moment, in dem ihnen vor Schmerz die Augen platzten ... Die Augäpfel...

Was wissen Sie schon davon?! Sie haben meine Mutter und meine kleinen Schwestern auf einem Scheiterhaufen verbrannt, mitten im Dorf...»

«Ich erinnere mich nicht, im Krieg Katzen oder Hunde gesehen zu haben, aber ich erinnere mich an Ratten. Grosse Ratten... Mit gelb-blauen Augen... Unzählige Ratten. Als ich nach einer Verwundung genesen war, wurde ich aus dem Lazarett in meine Einheit zurückgeschickt. Die Einheit stand in den Schützengräben vor Stalingrad. Der Kommandeur befahl: ‚Bringt sie in den Mädchenunterstand.‘ Ich ging in den Unterstand und wunderte mich zunächst, dass es dort gar keine Sachen gab. Leere Betten aus Kiefernzweigen, sonst

nichts. Keiner hat mich gewarnt... Ich liess meinen Rucksack im Unterstand und ging hinaus, und als ich eine halbe Stunde später wiederkam, fand ich meinen Rucksack nicht mehr. Keine Spur von meinen Sachen, keinen Kamm, keinen Bleistift. Dann stellte sich heraus, das alles hatten die Ratten gefressen ...

Am Morgen zeigte man mir die angenagten Hände von Schwerwundeten...

In keinem Horrorfilm habe ich je gesehen, wie Ratten vor einem Artilleriebeschuss die Stadt verlassen. Das war schon bei Wjasma... Am Morgen liefen Scharen von Ratten durch die Stadt, gingen in die Felder. Sie spürten den Tod. Es waren Tausende ... Schwarze, graue ... Bei diesem unheilvollen Anblick drückten sich die Menschen dicht an die Häuser. Und genau in dem Moment, als die Ratten verschwunden waren, begann der Artilleriebeschuss. Kamen Flugzeuge. Von den Häusern und Kellern blieb nur noch Stein-
staub...»

«Bei Stalingrad gab es so viele Tote, dass die Pferde nicht mehr scheuten. Normalerweise scheuen sie vor Toten zurück. Ein Pferd tritt nie auf einen toten Menschen. Unsere Toten sammelten wir ein, aber die Deutschen blieben erfroren liegen. Überall. Ich war Kraftfahrerin, ich fuhr Kisten mit Artilleriegranaten, und ich hörte ihre Schädel unter den Rädern knirschen ... Ihre Knochen ... Und war glücklich ...»

Aus dem Gespräch mit dem Zensor:

«Ja, wir haben den Sieg schwer errungen, aber Sie müssen nach heroischen Beispielen suchen. Die gibt es zu Hunderten. Sie dagegen zeigen den Schmutz des Krieges. Das Niedere. Bei Ihnen sieht unser Sieg schrecklich aus... Was wollen Sie damit erreichen?»

«Die Wahrheit.»

«Sie denken, Wahrheit, das ist, wie es im Leben ist. Das, was auf der Strasse liegt. Unter den Füßen. Für Sie ist sie so niedrig. Irdisch. Nein – Wahrheit, das ist das, wovon wir träumen. Wie wir sein wollen!»

«Auf dem Vormarsch... Die ersten deutschen Dörfer... Wir waren jung. Stark. Vier Jahre ohne Frauen. In den Kellern Wein, Essen. Wir fingen deutsche Mädchen ein und... Zehn Mann vergewaltigten eine ... Es gab nicht genug Frauen, die Bevölkerung lief vor der Sowjetarmee davon. Wir griffen uns ganz junge. Kinder ... Zwölf, dreizehn Jahre alt... Wenn eine weinte, dann schlugen wir sie, stopften ihr was in den Mund. Das tat ihr weh, aber wir lachten. Heute kann ich nicht mehr verstehen, wie ich bei so etwas mitmachen konnte ... Ein Junge aus einer kultivierten Familie ... Aber das war ich ...

Das Einzige, wovor wir Angst hatten, war, dass unsere Mädchen davon erfahren könnten. Unsere Krankenschwestern. Vor ihnen schämten wir uns ...»

«Wir waren umzingelt. Wir irrten durch Wälder und Sümpfe. Assen Blätter und Baumrinde. Irgendwelche Wurzeln. Wir waren zu fünft, einer davon noch ein halbes Kind. Gerade erst zur Armee einberufen. Eines Nachts flüsterte mein Nachbar mir zu: ‚Der Junge ist kaum noch lebendig. Der stirbt sowieso. Verstehst du ...?‘ – ‚Wovon redest du?‘ – ‚Mir hat mal ein Sträfling erzählt, wie sie aus dem Lager abgehauen sind. Durch den sibirischen Wald. Sie haben extra einen Jungen mitgenommen... Menschenfleisch ist essbar... Das hat sie gerettet ...’

Ich hatte keine Kraft, ihn zu schlagen. Am nächsten Tag trafen wir auf Partisanen ...»

«Die Partisanen kamen am Tag auf Pferden ins Dorf. Sie holten den Dorfältesten und seinen Sohn aus dem Haus. Sie schlugen sie mit Eisenstangen auf den Kopf, bis sie umfielen. Dann prügelten sie sie tot. Ich sass am Fenster und sah das alles. Unter den Partisanen war mein älterer Bruder ... Als er in unser Haus kam und mich umarmen wollte – ‚Schwesterchen!‘ –, da habe ich geschrien. ‚Komm nicht näher! Komm nicht näher! Du bist ein Mörder!‘ Dann bin ich verstummt. Ich habe einen ganzen Monat nicht gesprochen.

Mein Bruder ist im Krieg gefallen. Was, wenn er am Leben geblieben wäre? Nach Hause zurückgekommen ...»

«Am Morgen hatte ein Strafkommando unser Dorf niedergebrannt. Retten konnte sich nur, wer weglief. Wir flohen ohne alles, mit leeren Händen, nicht einmal Brot nahmen wir mit. Keine Eier, keinen Speck. In der Nacht schlug Tante Nastja, unsere Nachbarin, ihr kleines Mädchen, weil es die ganze Zeit weinte. Tante Nastja hatte ihre fünf Kinder bei sich. Juletschka, meine Freundin, war die Schwächste. Sie war immer krank... Und auch die vier Jungen, alle ganz klein, bettelten um Essen. Da drehte Tante Nastja durch. Die ganze Nacht hörten wir, wie ein Mädchen, meine Freundin Juletschka, bat: ‚Mama, ertränk mich nicht. Ich tu’s nicht wieder... Ich bettle nicht mehr um Essen ...‘

Am Morgen war Juletschka nicht mehr da ... Niemand hat sie mehr gesehen ...

Tante Nastja fanden wir, als wir ins Dorf zurückkehrten oder an den Ort, wo das Dorf gewesen war, es war völlig niedergebrannt, Tante Nastja fanden wir am Abend im Garten ... Sie hatte sich am verkohlten Apfelbaum aufgehängt... Die Kinder standen um sie herum und bettelten um Essen...»

Aus dem Gespräch mit dem Zensor:

«Das ist Lüge! Sie verleumden unsere Soldaten, die halb Europa befreit haben. Und unsere Partisanen. Unser Volk. Wir brauchen Ihre kleine Geschichte nicht, wir brauchen die grosse Geschichte. Die Geschichte des Sieges. Sie lieben niemanden! Sie lieben unsere grossen Ideen nicht. Die Ideen von Marx und Engels.»

«Stimmt, ich liebe keine grossen Ideen, ich liebe den kleinen Menschen. Und ausserdem liebe ich das Leben...»

Was ich selbst gestrichen hatte

«Wir waren umzingelt... Politchef Lunin war bei uns ... Er verlas einen Befehl, in dem es hiess, sowjetische Soldaten gingen nicht in Gefangenschaft. Bei uns, so Genosse Stalin, gibt es keine Gefangenen, nur Verräter. Alle zückten ihre Pistole ... Der Politchef sagte: ‚Nein, nicht. Lebt weiter, Jungs, ihr seid noch jung.‘ Er selbst hat sich erschossen.

Und als wir zurückkamen... Wir waren schon auf dem Vormarsch... Ich erinnere mich an einen kleinen Jungen. Er kam aus einem Keller zu uns herausgelaufen und schrie: ‚Tötet meine Schwester! Tötet sie! Sie hat einen Deutschen geliebt ...‘ Seine Augen waren vor Angst ganz gross. Hinter ihm kam seine Mutter angelaufen... Im Laufen bekreuzigte sie sich immer wieder...»

«Ich wurde in die Schule bestellt. Die Lehrerin, die aus der Evakuierung zurückgekehrt war, sprach mit mir:

‚Ich möchte Ihren Sohn in eine andere Klasse versetzen. In meiner Klasse sind nur die besten Schüler.‘

‚Aber mein Sohn hat doch nur gute Zensuren.‘

„Das ist unwichtig. Der Junge hat unter den Deutschen gelebt
„Ja, wir hatten es schwere
„Davon rede ich nicht. Jeder, der in der Okkupation war...
Alle diese Leute sind verdächtig. Auch Sie ...“
„Was? Ich verstehe nicht ...“
„Wir sind nicht sicher, ob er sich richtig entwickelt. Er stottert...“
„Ich weiss. Das kommt von der Angst. Er wurde verprügelt von
einem deutschen Offizier, der bei uns einquartiert war.“
„Sehen Sie... Sie geben es selbst zu... Sie haben mit dem Feind
zusammengelebt ...“
„Wer hat denn diesen Feind bis nach Moskau gelassen? Wer hat
uns denn hier mit unseren Kindern allein gelassen?“
Ich bekam einen hysterischen Anfall.
Zwei Tage lang hatte ich Angst, dass die Lehrerin mich anzeigen
würde. Aber sie behielt meinen Sohn in ihrer Klasse.»

«Am Tag hatten wir Angst vor den Deutschen und den Polizisten,
nachts vor den Partisanen. Mir haben die Partisanen die letzte Kuh
weggeholt, ich hatte nur noch meinen Kater. Die Partisanen waren
hungrig und böse. Sie führten meine Kuh fort, und ich lief hinterher
... An die zehn Kilometer lief ich mit. Ich bettelte – gebt sie mir
zurück. Meine drei hungrigen Kinder hatte ich in der Hütte auf dem
Ofen zurückgelassen. ‚Geh weg, Frau‘, drohten sie mir, ‚sonst er-
schiessen wir dich.‘ Versuch mal, im Krieg einen guten Menschen
zu finden ...

Die eigenen Leute gingen aufeinander los. Die Kinder der Ku-
laken kamen aus der Verbannung zurück. Ihre Eltern waren umge-
kommen. Sie selbst dienten nun der deutschen Besatzungsmacht.
Aus Rache. Einer tötete einen alten Lehrer ... Meinen Nachbarn...
Der hatte damals seinen Vater angezeigt, ihn ‚entkulakisiert‘. Er
war ein eifriger Kommunist.

Ach, Töchterchen, ich fürchte die Worte. Sie sind so schrecklich. Wie soll man über einen Menschen richten? Der Mensch ist im Bösen aufgewachsen, in Angst. Mich hat die Güte gerettet, ich wollte niemandem Böses. Ich hatte mit allen Mitleid ...»

«Ich kam mit zwei Ruhmesorden und mehreren Medaillen zurück in mein Dorf. Drei Tage war ich dort, am vierten weckte meine Mutter mich mit den Worten: «Töchterchen, ich hab' dir ein Bündel gepackt. Geh weg, du hast noch zwei jüngere Schwestern. Wer soll die denn heiraten ... Alle wissen doch, dass du vier Jahre an der Front warst...»

Ich will mich nicht mehr erinnern. Schreiben Sie wie die anderen über meine Auszeichnungen.»

«Krieg ist Krieg. Das ist kein Theater...

Die Einheit musste im Kreis antreten. In der Mitte – Mischa K. und Kolja M. – unsere Jungs. Mischa war ein mutiger Kundschafter, er spielte Harmonika. Und keiner konnte besser singen als Kolja...

Lange wurde das Urteil verlesen: In dem und dem Dorf hatten sie zwei Flaschen Selbstgebrannten verlangt, und in der Nacht... haben sie die beiden Mädchen der Hausherren vergewaltigt ... Und in dem und dem Dorf: Sie nahmen einem Bauern den Mantel und die Nähmaschine ab und vertranken sie an Ort und Stelle, bei den Nachbarn ...

Das Urteil lautete Erschiessung... Es war endgültig, Berufung ausgeschlossen.

Wer erschießt sie? Die Einheit schweigt... Wer? Wir schweigen. Der Kommandeur vollstreckte das Urteil selbst...»

«Ich bin MG-Schützin. Ich habe so viele getötet... Der Hass schnürte mir die Kehle ab. Nach dem Krieg habe ich lange nicht gewagt, ein Kind zu bekommen. Erst, als ich mich ein wenig beruhigt hatte. Nach sieben Jahren.

Aber ich habe bis heute nicht verziehen. Und werde auch nicht verzeihen. Ich freute mich, wenn ich gefangene Deutsche sah. Ich freute mich, dass sie so kläglich aussahen: Fusslappen statt Stiefeln an den Füßen, Fusslappen auf dem Kopf... Sie wurden durchs Dorf geführt und bettelten: Matka, gib Brott, Brott... Es verblüffte mich, dass Bauern aus den Hütten kamen und ihnen etwas gaben – der eine ein Stück Brot, der andere eine Kartoffel... Die kleinen Jungen liefen hinter der Kolonne her und bewarfen sie mit Steinen. Und die Frauen weinten.

Ich habe das Gefühl, als hätte ich zwei Leben gelebt: ein männliches und ein weibliches.»

«Nach dem Krieg... Ein Menschenleben war nichts wert... Ich sass im Bus, kam von der Arbeit, plötzlich Schreie: ‚Haltet den Dieb! Haltet den Dieb! Meine Handtasche ...‘ Der Bus hielt... Sofort Gedränge. Ein junger Offizier steigt mit einem Jungen aus, legt sich dessen Arm übers Knie und – knack! – bricht ihn in der Mitte durch. Und springt wieder in den Bus ... Und wir fahren weiter... Niemand nahm den Jungen in Schutz, rief einen Milizionär. Oder einen Arzt. Der Offizier hatte die ganze Brust voller Kampforden... An der Haltestelle, als er sah, dass ich aussteigen wollte, sprang er raus und reichte mir die Hand: ‚Bitte, junge Frau ...‘ Ganz galant...

Das ist mir erst jetzt wieder eingefallen ... Damals waren wir alle noch Kriegsmenschen, lebten nach den Gesetzen der Kriegszeit. Sind die etwa menschlich?»

«Die Sowjetarmee kam zurück ...

Wir durften Gräber ausbuddeln, suchen, wo unsere Angehörigen

erschossen worden waren. Nach alter Sitte muss man in der Nähe des Todes Weiss tragen – weisse Tücher, ein weisses Hemd. Daran werde ich mich bis zu meinem letzten Augenblick erinnern! Die Menschen hatten weisse Tücher in der Hand... Trugen weisse Sachen ... Wo hatten sie die her?

Wir buddelten... Wer etwas gefunden und erkannt hatte, nahm es mit. Der eine eine Hand in einer Schubkarre, der nächste einen Kopf... Der Mensch liegt nicht lange im Ganzen in der Erde, sie waren dort alle durcheinandergeraten. Mit Sand und Lehm vermischt.

Meine Schwester fand ich nicht, aber ein Stück von einem Kleid, das kam mir vor, als wäre es theirs, das kam mir bekannt vor ... Grossvater sagte, das nehmen wir mit, dann können wir wenigstens etwas beerdigen. Dieses Stück Stoff legten wir dann in einen Sarg ...

Für meinen Vater kam ein Papier: ‚Unbekannt verschollene Andere bekamen Nachricht, wenn jemand gefallen war, meiner Mutter und mir aber machte man im Dorfsowjet Angst: ‚Euch steht keine Unterstützung zu. Vielleicht lebt er ja fröhlich bei einer deutschen Frau. Ist ein Volksfeind.‘

Unter Chruschtschow suchte ich nach meinem Vater. Vierzig Jahre später. Antwort bekam ich unter Gorbatschow: ‚In den Listen nicht erfasst...‘ Aber ein Regimentskamerad meldete sich, und so erfuhr ich, dass mein Vater als Held gefallen war. Bei Mogiljow hat er sich mit einer Handgranate unter einen Panzer geworfen ...

Schade, dass meine Mutter diese Nachricht nicht mehr erlebt hat. Sie ist mit dem Makel der Frau eines Volksfeindes gestorben. Eines Verräters. Ich bin mit dem Brief an ihr Grab gegangen. Hab’ ihn ihr vorgelesen ...»

«Viele von uns dachten ... Wir glaubten, nach dem Krieg würde sich alles ändern, würde die Angst verschwinden. Stalin würde seinem

Volk vertrauen. Der Krieg war noch nicht zu Ende, da fuhren die Züge mit den Siegern schon nach Magadan. Züge voller Helden. Verhaftet wurde, wer in Gefangenschaft gewesen war, wer in deutschen Lagern überlebt hatte, wen die Deutschen zur Arbeit nach Deutschland gebracht hatten – alle, die Europa gesehen hatten und erzählen konnten, wie das Volk dort lebte. Ohne Kommunisten. Wie dort die Häuser und Strassen aussahen. Dass es dort keine Kolchosa gab ...

Nach dem Sieg verstummten alle. Alle schwiegen und hatten wieder Angst, wie vor dem Krieg ...»

«Ich bin Geschichtslehrerin. Seit ich unterrichte, wurde die Geschichte schon drei Mal umgeschrieben. Ich habe nach drei verschiedenen Lehrbüchern unterrichtet.

Fragen Sie uns, solange wir noch leben. Schreibt nicht später alles um, ohne uns, an unserer Stelle. Fragt uns ...»

«Wissen Sie, wie schwer es ist, einen Menschen zu töten. Ich war im Untergrund. Nach einem halben Jahr bekam ich den Auftrag, mich als Kellnerin in der Offizierskantine anstellen zu lassen. Ich war jung und schön... Ich wurde genommen. Ich sollte Gift in den Suppenkessel tun und gleich am selben Tag zu den Partisanen gehen. Doch ich hatte mich bereits an sie gewöhnt, sie waren Feinde, aber wenn du sie jeden Tag siehst und sie zur dir sagen ‚Danke schön... danke schön ...‘. Dann ist das schwer... Töten ist schlimmer als sterben ...

Ich habe mein Leben lang Geschichte unterrichtet... Und ich wusste nie, wie ich davon erzählen sollte. Mit welchen Worten ...»

* * *

Ich hatte meinen eigenen Krieg... Ich habe den ganzen Weg mit meinen Heldinnen zusammen zurückgelegt. Genau wie sie glaubte ich lange nicht, dass unser Sieg zwei Gesichter hat – ein schönes und ein schreckliches, voller Narben – unerträglich. «Wenn man einen Menschen im Nahkampf tötet, schaut man ihm in die Augen. Das ist etwas anderes als Bomben werfen oder aus dem Schützengraben schießen.» Sie erzählten mir davon. Wenn man einem Menschen zuhört, wie er tötete und fast starb, dann ist es genauso – man schaut ihm in die Augen ...

«Ich will mich nicht erinnern ...»

Ein altes zweistöckiges Haus am Stadtrand von Minsk, eines von denen, die auf die Schnelle und, wie man damals glaubte, nur als Provisorium gleich nach dem Krieg entstanden, inzwischen seit Langem von anheimelnden Jasminbüschen umwuchert. Dort begann die Suche, die sieben Jahre dauern sollte, sieben erstaunliche, qualvolle Jahre, in denen ich die Welt des Krieges kennenlernen sollte, eine Welt, die uns bislang verschlossen war. Ich sollte mich in unsere Vergangenheit verlieben und sie zugleich hassen lernen, sollte mehr als einmal in Abgründe stürzen und in den Himmel emporsteigen. Ich sollte an den Menschen glauben lernen und staunen über seine unendlichen Kräfte in beide Richtungen – zum Guten und zum Bösen. Ich sollte Schmerz empfinden, Hass und Versuchung. Zärtlichkeit und Unverständnis. Ich sollte versuchen, den Unterschied zwischen Tod und Töten zu ergründen und die Grenze zwischen Menschlichem und Unmenschlichem. Und erfahren, dass es im Krieg ausser dem Tod noch eine Menge anderer Dinge gibt, nämlich alles, was auch das normale Leben ausmacht. Ich sollte mit der Unendlichkeit von Bedeutungen konfrontiert werden und mit der Zahllosigkeit menschlicher Wahrheiten und Geheimnisse. Ich sollte über Dinge nachdenken, von deren Existenz ich zuvor nichts geahnt hatte. Zum Beispiel darüber, warum wir uns nicht über das Böse wundern, warum es in uns kein Erstaunen auslöst. Und: Ist Krieg nicht getötete Zeit? Im Krieg wird die Zeit getötet...

Es sollte ein langer Weg werden. Dutzende Reisen durch das ganze Land, Hunderte Kassettenmitschnitte, Tausende Tonbandme-

ter. Bei fünfhundert Begegnungen habe ich aufgehört zu zählen, die Gesichter verschwammen in der Erinnerung, geblieben sind nur die Stimmen. In meinem Gedächtnis klingt ein Chor. Nein, ich will nicht lügen, ich gestehe: Ich habe nicht immer daran geglaubt, dass ich diesen Weg bewältigen würde. Manchmal wollte ich aufhören. Umkehren. Wieder die werden, die ich früher gewesen war, die noch nichts wusste und nichts gehört hatte. Doch das konnte ich nicht mehr. Ich war eine Gefangene des Bösen geworden, ich wollte es entschlüsseln. Mir scheint, ich habe zwar einiges Wissen gewonnen, doch auch die Fragen sind noch mehr geworden. Und die Antworten noch weniger.

Aber damals, ganz am Anfang, ahnte ich das alles nicht.

In dieses Haus hatte mich eine kleine Zeitungsnotiz geführt: Im Minsker Werk für Strassenbaumaschinen war die Oberbuchhalterin Maria Iwanowna Morosowa in Pension verabschiedet worden. Im Krieg, hiess es in der Zeitung, sei sie Scharfschützin gewesen, habe elf Auszeichnungen bekommen, auf ihr Scharfschützenkonto gingen fünfundsiebzig Tote. Ich konnte den militärischen Beruf dieser Frau im Kopf nur schwer mit ihrem Friedensberuf zusammenbringen. Und mit dem alltäglichen Zeitungsfoto, das so gar nichts Aussergewöhnliches zeigte.

Die kleine Frau mit dem rührenden mädchenhaften Haarkranz aus einem langen geflochtenen Zopf hat keinerlei Ähnlichkeit mit der auf dem Zeitungsfoto. Sie sitzt in einem grossen Sessel, die Hände vorm Gesicht.

«Nein, nein, das mache ich nicht. Ich kann nicht. Ich kann noch heute keine Kriegsfilme sehen. Dorthin zurückkehren. Auch mit dir hab' ich Mitleid. Ich rede mit dir wie mit einer Tochter... Du bist noch so jung und fragst nach solchen Dingen. Und ich? Ich war da-

mals noch ein halbes Kind. Ich habe geträumt und bin aufgewachsen, bin aufgewachsen und habe geträumt ...»

Dann fragt sie:

«Aber warum kommst du zu mir? Du solltest dich lieber mit meinem Mann treffen, der könnte dir alles erzählen. Wie die Kommandeure hiessen, die Generäle, die Nummern der Truppenteile – das weiss er alles noch. Ich nicht. Ich erinnere mich nur an das, was mit mir war. Ständig umgeben von vielen Menschen, aber doch allein, denn angesichts des Todes ist der Mensch immer einsam.»

Sie bittet mich, das Tonbandgerät wegzunehmen.

«Ich brauche deine Augen, damit ich erzählen kann, da stört das.»

Aber nach einigen Minuten hat sie es vergessen.

Maria Iwanowna Morosowa (Iwanuschkina),

Gefreite, Scharfschützin:

«Das wird ein einfacher Bericht... Der Bericht eines einfachen russischen Mädchens ...

Dort, wo mein Heimatdorf Djakowskoje lag, ist jetzt der Proletarski-Bezirk von Moskau. Als der Krieg begann, war ich knapp achtzehn. Ich hatte ellenlange Zöpfe, bis zu den Kniekehlen. Niemand glaubte, dass der Krieg lange dauern würde, alle rechneten damit, dass er jeden Moment zu Ende wäre. Dass wir den Feind vertreiben würden. Ich ging in den Kolchos, dann machte ich eine Buchhalterausbildung und fing an zu arbeiten. Der Krieg dauerte an... Ich meldete mich zu einem Lehrgang im Wehrkomitee. Dort lernten wir mit einem Gewehr schiessen und Handgranaten werfen. Die erste Zeit scheute ich mich, das Gewehr anzufassen, es war ein unangenehmes Gefühl. Den Lehrgang besuchten vierzig Personen. Vier Mädchen aus unserem Dorf, fünf aus dem Nachbardorf – kurz,

aus jedem Dorf ein paar. Alles Mädchen. Die Männer waren schon alle an der Front, wer konnte ...

Bald kam der Aufruf vom ZK des Komsomol zur Verteidigung der Heimat, denn der Feind stand schon vor Moskau. Was, die Deutschen wollten Moskau besetzen? Das lassen wir nicht zu! Ich war nicht die Einzige. Alle Mädchen erklärten, sie wollten an die Front. Mein Vater war bereits Soldat. Wir dachten, wir sind die Einzigen. Aber als wir ins Wehrkomitee kamen, waren dort viele Mädchen. Ausgewählt wurde sehr streng. Als Erstes musste man natürlich kerngesund sein. Ich hatte Angst, sie würden mich nicht nehmen, ich war nämlich als Kind oft krank und war, wie man so sagt, zart gebaut. Zierlich. Auch wenn ausser dem Mädchen, das an die Front wollte, sonst keine Kinder mehr im Haus waren, wurde man nicht genommen, damit die Mutter nicht allein blieb. Ach, unsere Mamas! Unsere Mamas haben sich die Augen ausgeweint. Doch ich hatte noch zwei Schwestern und zwei Brüder, alle viel jünger als ich, aber sie zählten trotzdem. Aber da war noch etwas – aus dem Kolchos waren alle an die Front gegangen, es war keiner mehr da für die Feldarbeit, und der Vorsitzende wollte uns nicht weglassen. Mit einem Wort – wir wurden abgelehnt. Wir gingen ins Kreiskomitee des Komsomol – dasselbe, wieder abgelehnt. Da fuhren wir als Abordnung aus unserem Kreis ins Gebietskomitee des Komsomol. Wir waren voller Tatendrang. Wieder wurden wir nach Hause geschickt. Wir beschlossen, da wir nun schon mal in Moskau waren, gleich ins ZK des Komsomol zu gehen. Zum Ersten Sekretär. Wir wollten kämpfen bis zum Schluss. Wer sollte sprechen, wer von uns war die Mutigste? Wir dachten, hier würden wir ganz bestimmt die Einzigen sein, aber es war so voll, dass wir nicht einmal in den Flur reinkamen, ganz zu schweigen vom Büro des Sekretärs. Junge Leute aus der ganzen Sowjetunion waren da, viele davon hatten schon die Okkupation erlebt und wollten den Tod ihrer Angehörigen rächen. Aus dem ganzen Land ...

Am Abend drangen wir endlich doch zum Sekretär vor. Wir wurden gefragt: ‚Wie wollt ihr denn an die Front gehen, wenn ihr nicht einmal schiessen könnt?‘ Da antworteten wir im Chor, das hätten wir bereits gelernt. ‚Wo? Wie? Und Wunden verbinden, könnt ihr das auch?‘ Bei dem Lehrgang, wissen Sie, hatte ein Militärarzt uns auch das beigebracht. Da sagten sie nichts mehr. Und sahen uns schon ernsthafter an. Na, und dann hatten wir noch einen Trumpf in der Hand: Dass wir nicht allein waren, sondern ausser uns noch vierzig andere, und alle konnten schiessen und erste Hilfe leisten. Also beschieden sie uns: ‚Geht zurück und wartet. Eure Anfrage wird positiv entschieden werdens Was waren wir glücklich, als wir zurück-fahren! Unvergesslich ...

Buchstäblich nach ein paar Tagen hatten wir den Einberufungs-befehl in der Hand.

Wir kamen ins Wehrkomitee, da wurden wir gleich zu einer Tür reingeführt, zu einer anderen wieder raus: Ich hatte mir so einen schönen Zopf geflochten... Raus kam ich schon ohne. Auch das Kleid nahm man mir weg. Ich konnte das Kleid und den Zopf nicht einmal mehr meiner Mama geben. Dabei hatte sie so gebeten, dass ich ihr etwas von mir dalasse. Wir bekamen sofort Feldbluse, Käppi und Kleidersack verpasst und wurden auf einen Güterzug verladen. Auf Stroh.

Fröhlich stiegen wir ein. Munter. Lachend und scherzend.

Wohin die Fahrt ging? Das wussten wir nicht. Es war uns eigentlich auch nicht wichtig, als was wir eingesetzt werden sollten. Hauptsache, an die Front. Alle kämpften, und das wollten wir auch. Wir erreichten die Station Schtscholkowo, in der Nähe war eine Scharfschützenschule für Frauen. Da sollten wir also hin. Scharfschützen werden. Alle freuten sich. Das war was Richtiges. Wir würden schiessen.

Dann begann das Lernen. Dienst- und Disziplinarvorschriften, Tarnung im Gelände, chemische Abwehr. Die Mädchen gaben sich alle grosse Mühe. Wir lernten das Scharfschützengewehr mit ge-

geschlossenen Augen auseinander und zusammenbauen, die Windgeschwindigkeit bestimmen, die Bewegung des Ziels, die Entfernung vom Ziel, Schützenlöcher ausheben, flach auf dem Bauch robben – bis wir alles, alles konnten. Nur schnell an die Front! Ins Feuer. Am Ende des Lehrgangs bestand ich die Schiess- und Exerzierausbildung beide mit ‚Sehr gut‘. Das Schlimmste, das weiss ich noch, war die Alarmübung: in fünf Minuten aufstehen und fertig machen. Wir nahmen die Stiefel ein, zwei Nummern zu gross, damit das Anziehen schneller ging. In fünf Minuten mussten wir angezogen und in Stiefeln angetreten sein. Es kam vor, dass wir mit Stiefeln an den nackten Füßen zum Antreten rausliefen. Ein Mädchen hätte sich dabei beinahe einen Fuss abgefroren. Der Hauptfeldwebel* bemerkte das und tadelte das Mädchen, dann brachte er uns bei, die Fusslappen richtig zu wickeln. Er stand vor uns und brummte: ‚Ach, Mädelen, wie schaffe ich es bloss, dass ihr Soldaten werdet und nicht Zielscheiben für die Fritzen?‘ Mädelen, Mädelen... Alle mochten uns und alle bedauerten uns irgendwie. Es kränkte uns, dass sie uns bedauerten. Waren wir etwa keine Soldaten wie alle anderen?

Ja, und dann kamen wir an die Front. Bei Orscha, in die zweiundsechzigste Schützendivision. Der Kommandeur, Oberst Borodkin, das weiss ich noch wie heute, der sah uns und tobte: ‚Mädchen haben sie mir aufgehalst! Von wegen – was soll der Weiberreigen? Hier ist Krieg, kein Tanzboden. Ein blutiger Krieg.‘ Doch dann lud er uns zu sich ein, gab uns zu essen. Wir hörten, wie er seinen Adjutanten fragte: ‚Haben wir nicht was Süsses zum Tee?‘ Na, da waren wir natürlich beleidigt: Wofür hielt er uns? Wir waren zum Kämpfen gekommen! Und er behandelte uns nicht wie Soldaten, sondern wie kleine Mädchen.

* Russ.: Starschina. Hier und im Folgenden wurden die Dienstgradbezeichnungen den im Deutschen üblichen angeglichen. Anm. der Übersetzerin

Vom Alter her hätten wir seine Töchter sein können. ‚Was soll ich nur mit euch machen, meine Lieben? Wo haben sie euch bloss aufgesammelt?‘ So hat er uns behandelt, so hat er uns empfangen. Dabei bildeten wir uns ein, wir wären schon richtige Soldaten. Richtig im Krieg!

Am nächsten Tag liess er uns demonstrieren, wie wir schiessen und uns im Gelände tarnen können. Beim Schiessen schnitten wir gut ab, sogar besser als die männlichen Scharfschützen, die für einen zweitägigen Lehrgang von der Front abberufen worden waren. Dann war die Tarnung im Gelände dran. Der Oberst läuft die Wiese ab, sieht sich um, dann steigt er auf einen Erdhuckel – nichts zu sehen. Da stöhnt der ‚Huckel‘ unter ihm: ‚Oh, Genosse Oberst, ich kann nicht mehr, Sie sind so schwere Na, das gab ein Gelächter! Er konnte nicht glauben, dass man sich so gut tarnen kann. ‚Na‘, sagte er, ‚ich nehme meine Worte wegen der Mädchen zurück.‘ Trotzdem fiel es ihm schwer. Er konnte sich lange nicht an uns gewöhnen.

Wir gingen den ersten Tag auf die ‚Jagd‘ (so heisst das bei den Scharfschützen), meine Partnerin war Mascha Koslowa. Wir tarnen uns, lagen auf dem Boden: Ich beobachte, Mascha hält das Gewehr im Anschlag, plötzlich sagt Mascha zu mir: ‚Los, schiess, schiess! Da, siehst du, ein Deutscher!‘

Ich sage: ‚Ich beobachte. Schiess du!‘

‚Eh wir uns hier einigem, sagt sie, ‚ist er weg.‘

Ich bleibe stur: ‚Ich muss erst die Geländekarte zeichnen, die Orientierungspunkte eintragen: den Schuppen, die Birke ...‘

‚Willst du dich wie in der Schule mit Papierkram abgeben? Ich bin nicht für den Papierkram hier, sondern zum Schiessen!‘

Ich sehe, Mascha ist schon wütend auf mich.

‚Na, dann schiess doch, worauf wartest du?‘

So stritten wir uns. Inzwischen hatte der deutsche Offizier den Soldaten tatsächlich irgendwelche Anweisungen gegeben. Ein Fuhrwerk kam, die Soldaten bildeten eine Kette und beluden es. Der Offizier blieb eine Weile stehen, sagte etwas, dann verschwand er.

Wir stritten. Ich sehe ihn noch zweimal auftauchen – wenn wir ihn noch einmal verpassen, dann geht er uns durch die Lappen. Beim dritten Mal – das geht ja immer ganz schnell, er kommt und geht wieder weg –, da beschliesse ich zu schießen. Und wie ich das beschliesse, denke ich auf einmal: Das ist doch ein Mensch, zwar ein Feind, aber doch ein Mensch – und meine Hände fangen an zu zittern, mein ganzer Körper zittert wie im Fieber. Eine Art Angst... Nach den Schiessscheiben aus Sperrholz auf einen lebendigen Menschen zu schießen war schwer. Ich sah ihn durch mein Zielfernrohr, ich konnte ihn sehr gut erkennen. Als wäre er ganz nah. In mir sträubte sich etwas ... Hinderte mich... Aber ich nahm mich zusammen, zog den Abzug... Er wedelte mit den Armen und fiel hin. Ob er tot war oder nicht, das weiss ich nicht. Aber danach habe ich noch mehr gezittert, war irgendwie voller Angst: Ich habe einen Menschen getötet?!

Als wir zurückkamen, erzählten wir in unserem Zug, wie es mir ergangen war, hielten eine Versammlung ab. Unsere Komsomolsekretärin Klawa Iwanowna, die redete auf mich ein: ‚Mit denen darf man kein Mitleid haben, man muss sie hassen...‘ Die Faschisten hatten ihren Vater getötet. Manchmal, wenn wir sangen, bat sie: ‚Mädchen, hört auf, wenn wir diese Schweine besiegt haben, dann können wir wieder singen.‘

Nicht auf Anhieb ... Nicht auf Anhieb schafften wir das ... Wir mussten uns gut zureden. Uns selbst überzeugen ...»

Einige Tage später ruft Maria Iwanowna an und lädt mich zu ihrer Frontkameradin Klawdija Krochina ein. Wieder höre ich, den Faschismus hassen sei das eine, eine ganz andere Sache sei es jedoch, einen konkreten Menschen zu töten. Soldat zu werden. Sie hatten es gelernt, sich darauf vorbereitet, wollten es. Doch gleich in den ersten Tagen erfuhren sie, wie brutal die Welt war, in der sie sich nun befanden.

Klawdija Grigorjewna Krochina, Oberfeldwebel, Scharfschützin:
«Beim ersten Mal hat man Angst. Grosse Angst...

Wir legten uns hin, ich beobachtete. Da bemerke ich: Ein Deutscher hat sich aus dem Schützengraben erhoben. Ich drücke ab, und er fällt um. Und dann, wissen Sie, dann begann ich am ganzen Körper zu zittern, ich hörte richtig meine Knochen klappern. Ich fing an zu weinen. Auf Zielscheiben schiessen hatte mir nichts ausgemacht, aber nun: Ich hatte getötet! Ich!

Dann ging das vorbei. Und zwar so: Wir waren schon auf dem Vormarsch, das war in der Nähe eines kleinen Dorfes. Da stand am Wegesrand eine Baracke oder ein Haus, das war nicht mehr zu erkennen, alles brannte, war schon fast verbrannt, völlig verkohlt. Alles verkohlt... Viele Mädchen gingen nicht näher ran, aber mich zog es förmlich dorthin. In der Glut sahen wir menschliche Knochen, dazwischen russschwarze Sterne – es waren unsere Verwundeten oder Gefangenen, die da verbrannt waren. Von da an, sooft ich auch tötete, taten sie mir nicht mehr leid. Seit ich diese verkohlten Knochen gesehen hatte ...

Aus dem Krieg kam ich mit grauen Haaren zurück. Ich war einundzwanzig, aber schon ganz weiss. Ich hatte eine schwere Verwundung gehabt, eine Kopfverletzung, ich hörte auf einem Ohr schlecht. Meine Mama empfing mich mit den Worten: ‚Ich habe daran geglaubt, dass du wiederkommst. Ich habe Tag und Nacht für dich gebetet.‘ Mein Bruder ist an der Front gefallen. Sie weinte: ‚Heutzutage ist es ganz gleich, ob man Töchter hat oder Söhne. Aber er ist immerhin ein Mann, er muss seine Heimat verteidigen, aber du bist doch ein Mädchen. Um eines habe ich gebetet: Ehe du verstümmelt wirst, dann lieber getötet. Ich bin die ganze Zeit immer zur Bahnstation gegangen. Einmal sah ich da ein Soldatenmädchen mit verbranntem Gesicht... Ich dachte, das bist du! Dann habe ich auch für sie gebetet.‘

Ganz in der Nähe unseres Ortes, ich stamme aus dem Gebiet Tscheljabinsk, wurde Erz abgebaut. Sobald die Detonationen los-

gingen, das war meist nachts, sprang ich sofort aus dem Bett, schnappte mir meinen Soldatenmantel und rannte los – ich musste weglaufen. Mama hielt mich fest, drückte mich an sich und redete mir zu, wie früher, als ich klein war: ‚Wach auf, wach auf. Ich bin deine Mama.‘»

Im Zimmer ist es warm, aber Maria Iwanowna hüllt sich in eine schwere Woldecke – sie fröstelt. Sie erzählt weiter:

«Wir wurden gute Soldaten. Wissen Sie, wir hatten nicht viel Zeit zum Nachdenken. Zum Zögern, zum Traurigsein ...

Unsere Aufklärer nahmen einen deutschen Offizier gefangen, und der konnte sich nicht erklären, warum in seinem Truppenteil so viele Soldaten getötet worden waren, und alle mit Kopfschüssen. Der Einschuss war fast immer an derselben Stelle. Ein einfacher Schütze, sagte er, könne nicht so oft genau den Kopf treffen. So präzise. ‚Zeigen Sie mir‘, bat er, ‚den Schützen, der so viele meiner Soldaten getötet hat. Ich habe Verstärkung bekommen, aber jeden Tag sind bis zu zehn Mann wieder ausgefallene Darauf der Regimentskommandeur: ‚Den kann ich Ihnen leider nicht mehr zeigen, das war eine junge Scharfschützin, aber sie ist gefallene Das war Sascha Schljachowa. Sie starb bei einem Scharfschützenduell. Ihr roter Schal wurde ihr zum Verhängnis. Sie liebte diesen Schal sehr. Aber ein roter Schal fällt im Schnee auf, verrät die Tarnung. Als der deutsche Offizier hörte, dass der Schütze ein Mädchen war, war er erschüttert. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Beim letzten Verhör, bevor er nach Moskau gebracht wurde (wie sich herausstellte, war er ein hohes Tier!), sagte er: ‚Ich verstehe überhaupt nichts... Sie sind alle so hübsch. Und unsere Propaganda behauptet, in der Roten Armee kämpften keine Frauen, sondern Hermaphroditen ...‘ Er hat nichts verstanden.

Wir gingen immer paarweise, allein ist das Dasitzen von Dunkelheit zu Dunkelheit schwer, die Augen werden müde, man spürt die Arme nicht mehr, der Körper wird vor Anstrengung ganz taub. Kurz vorm Frühling ist es besonders schlimm.

Der Schnee, der taut unter dir, und du sitzt den ganzen Tag im Wasser. Schwimmst förmlich. Sobald der Morgen graute, zogen wir los, und mit Einbruch der Dunkelheit kamen wir zurück von der vordersten Linie. Zwölf Stunden, manchmal mehr, lagen wir im Schnee oder hockten auf einem Baum, auf dem Dach einer Scheune oder eines zerstörten Hauses und tarnten uns dort, damit niemand uns auf unserem Beobachtungsposten entdeckte. Wir versuchten, möglichst dicht ranzukommen: sieben- oder achthundert, manchmal nur fünfhundert Meter entfernt von den Schützengräben, in denen die Deutschen sassen. Frühmorgens hörten wir sie sogar reden. Und lachen.

Ich weiss nicht, warum wir keine Angst hatten... Heute begreife ich das nicht mehr. Wir hatten vor nichts Angst.

Wir rückten vor, sehr rasch rückten wir vor. Schliesslich ging uns die Puste aus, die Versorgung kam nicht hinterher: Wir hatten keine Munition mehr, keine Lebensmittel, selbst die Küche war von einer Granate zerstört worden. Wir assen den dritten Tag nichts als Zwieback, unsere Zungen waren so wundgescheuert, dass wir sie kaum bewegen konnten. Meine Partnerin war getötet worden, und ich ging mit einer Neuen in die vorderste Linie. Plötzlich sehen wir im ‚Niemandland‘ ein Fohlen. Ein schönes Tier mit buschigem Schweif. Es grast friedlich vor sich hin, als wäre nichts weiter, als wäre kein Krieg. Auch die Deutschen, hören wir, geraten in Bewegung, sie haben es ebenfalls bemerkt. Unsere Soldaten überlegen schon: ‚Es entwischt uns. Schade, hätte ein schönes Süppchen gegeben ...‘ – ‚Mit der MP ist auf die Entfernung nichts zu machens Dann bemerken sie uns.

‚Scharfschützen! Die werden es gleich... Los, Mädels!’

Was tun? Ich kam gar nicht zum Überlegen, zielte ganz automatisch und schoss. Dem Fohlen knickten die Beine ein, es fiel auf die Seite. Und wieherte, der Wind trug es zu uns herüber – ganz hoch und dünn war der Ton.

Erst hinterher reagierte ich: Warum habe ich das getan? Es war

so schön, und ich habe es getötet, für eine Suppe! Hinter mir hörte ich ein Schluchzen. Ich drehte mich um – die Neue.

„Was hast du?“, frage ich.

„Das Fohlen tut mir leid ...“ Sie hat Tränen in den Augen.

„Ach, wie sensibel! Wir haben seit drei Tagen nichts zu essen. Es tut dir leid, weil du noch niemanden beerdigt hast. Aber marschier mal dreissig Kilometer am Tag mit voller Ausrüstung, und dann auch noch hungrig. Erst müssen wir die Fritzen verjagen, dann können wir weich sein. Erst dann ...“

Ich sehe die Soldaten an, sie haben mich doch gerade noch angefeuert, mir zugerufen, mich gebeten. Eben erst... Vor ein paar Minuten. Niemand blickt mich an, sie scheinen mich gar nicht zu bemerken, alle sind mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Rauchen, buddeln ... Einer schleift etwas ... Ich kann sehen, wie ich zurechtkomme. Mich hinsetzen und heulen. Heulen! Als wäre ich ein Schinder, als machte es mir überhaupt nichts aus, ein Tier abzuschlachten. Dabei hab' ich von klein auf alles Lebendige geliebt. Einmal, da ging ich schon zur Schule, war uns eine Kuh krank geworden und wurde geschlachtet. Ich hab' zwei Tage lang geweint. Und nun – bumm! – hatte ich auf ein wehrloses Fohlen geschossen. Ich war schon zwei Jahre an der Front... Das war das erste Fohlen, das ich in den zwei Jahren gesehen hatte.

Abends brachten sie das Essen. Die Köche: „Gut gemacht, Scharfschützin! Heute ist Fleisch im Topf.“ Sie stellten uns die Kochgeschirre hin und gingen. Meine Mädchen sitzen da und rühren das Essen nicht an. Ich begreife, was los ist, fange an zu heulen und renne aus dem Unterstand. Die Mädchen hinterher, trösten mich im Chor. Und dann rasch die Kochgeschirre geschnappt und gefuttert.

Ja, so eine Geschichte. Die kann ich nicht vergessen.

Nachts haben wir natürlich immer geredet. Worüber? Natürlich von zu Hause, jede hat von ihrer Mutter erzählt, und wessen Vater oder Brüder an der Front waren. Darüber, was wir nach dem Krieg

werden wollten. Wie wir heiraten und ob unsere Männer uns lieben würden. Der Kommandeur lachte.

„Ach, Mädels! Ihr seid richtig toll, aber nach dem Krieg wird sich keiner trauen, euch zu heiraten. So gut, wie ihr zielt, da kriegt man einen Teller an den Kopf und ist tot.“

Ich habe meinen Mann an der Front kennengelernt, wir dienten im selben Regiment. Er hatte zwei Verwundungen, eine Kopfverletzung. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, von Anfang bis Ende, und auch danach war er sein Leben lang beim Militär. Ihm muss keiner erklären, was Krieg ist. Woher ich da zurückgekommen bin. Und wie. Wenn ich mal die Stimme hebe, dann bemerkt er es gar nicht oder schweigt dazu. Und ich nehme ihm ebenso nichts übel. Das habe ich auch gelernt. Wir leben seit vierzig Jahren zusammen, wir zählen unsere Jahre von einem Tag des Sieges zum nächsten. Seit fünfundvierzig. Zwei Kinder haben wir grossgezogen, beide sind schon mit dem Studium fertig. Mein Mann und ich sind glücklich.

Ja, das will ich Ihnen noch erzählen. Ich wurde aus der Armee entlassen und kam nach Moskau. Von Moskau bis zu uns nach Hause muss man noch eine Weile fahren und ein paar Kilometer laufen. Heute fährt eine Metro, aber damals waren da alte Kirschgärten und tiefe Schluchten. Eine Schlucht war sehr gross, und die musste ich überqueren. Es war schon dunkel, als ich ankam. Natürlich hatte ich Angst, die Schlucht zu überqueren. Ich stand da und wusste nicht, was tun: Umkehren und warten, bis es hell wird, oder Mut fassen und es riskieren. Wenn ich heute daran denke – einfach zum Lachen: Ich war an der Front gewesen, hatte wer weiss was mitgemacht, Tod und alles Mögliche, und nun fürchtete ich mich vor einer Schlucht. Im Grunde war ich ein kleines Mädchen geblieben. Im Zug, unterwegs ... Von Deutschland zurück nach Hause... Da schlüpfte aus einem Rucksack eine Maus, und alle unsere Mädchen sprangen erschrocken auf, die von den oberen Pritschen waren mit einem Satz unten, alle schrien und quietschten. Der Hauptmann,

der uns begleitete, staunte nur: ‚Alle einen Orden an der Brust, aber Angst vor Mäusen.‘

Zu meinem Glück kam ein Lastauto. Ich denke: Das halte ich an.

Das Auto hält.

‚Ich will nach Djakowskoje‘, rufe ich.

‚Ich auch.‘ Ein junger Bursche macht die Tür auf.

Ich in die Fahrerkabine, er wirft meinen Koffer auf die Ladefläche, und los geht die Fahrt. Er sieht meine Uniform, die Auszeichnungen. Fragt: ‚Wie viele Deutsche hast du getötet?‘

Ich antworte: ‚Fünfundsiebzig.‘

Er, ein bisschen spöttisch: ‚Du spinnst, vielleicht hast du ja keinen Einzigen von nahem gesehen?‘

Da erkenne ich ihn.

‚Kolka Tschishow? Bist du’s? Erinnerst du dich, ich hab’ dir doch das rote Halstuch umgebunden.‘

Vor dem Krieg hatte ich eine Zeit lang als Pionierleiterin an meiner Schule gearbeitet.

‚Du, Marusska?‘

‚Ja, ich.‘

‚Wirklich?‘ Er bremst.

‚Bring mich nach Hause, wieso hältst du mitten auf dem Weg an?‘ Ich habe Tränen in den Augen. Und er auch. So eine Begegnung!

Wir kommen bei mir zu Hause an, er rennt mit dem Koffer zu meiner Mutter, tanzt mit dem Koffer über den Hof.

«Schnell, ich bringe Ihnen Ihre Tochter!‘

Das kann man nicht vergessen. Ich jedenfalls nicht.

Als ich zurück war, musste ich alles neu lernen. Zum Beispiel in Damenschuhen laufen, an der Front hatte ich ja drei Jahre nur Stiefel an. Wir waren ans enge Koppel gewöhnt, nun kam es uns vor, als ob die Kleidung an uns hinge wie ein Sack, wir fühlten uns unbehaglich. Röcke flössten mir Entsetzen ein, Kleider ... An der Front trugen wir die ganze Zeit Hosen, abends haben wir sie gewa-

schen, nachts drauf geschlafen – da waren sie so gut wie gebügelt. Allerdings nicht ganz trocken. Bei Frost kriegten sie eine Kruste. Wie sollte ich lernen, im Rock zu gehen? Die Beine waren wie verheddert. Und dann gehst du im Zivilkleid raus, siehst einen Offizier, da zuckt automatisch der Arm, zum Grüßen. Ausserdem waren wir daran gewöhnt, dass wir alles auf Zuteilung bekamen, alles vom Staat, nun gehst du also rein in einen Brotladen, nimmst dir, so viel du brauchst, und vergisst das Bezahlen. Die Verkäuferin, die kennt dich schon, sie weiss, was los ist, und geniert sich, dir zu sagen, dass du nicht bezahlt hast. Hinterher ist es dir peinlich, am nächsten Tag entschuldigst du dich, nimmst noch irgendetwas und bezahlst alles zusammen. Wir mussten alles Normale neu lernen, von vorn ... Das friedliche Leben ...

Und an noch eins denke ich... Hören Sie zu. Solange der Krieg gedauert hat, sehr lange ... Ich erinnere mich an keine Vögel und an keine Blumen. Es gab natürlich welche, aber ich erinnere mich nicht daran. So was ... Merkwürdig, nicht? Können Kriegsfilme etwa farbig sein? Dort ist alles schwarz ... Nur das Blut nicht... Nur das Blut ist rot...

Erst vor Kurzem, vor acht Jahren, haben wir unsere Maschenka Alchimowa wiedergefunden. Der Kommandeur der Artilleriedivision war verwundet worden, und sie kroch hin, ihn zu retten. Vor ihr explodierte eine Granate ... Ganz nahe ... Der Kommandeur kam um, sie erreichte ihn nicht mehr, ihre beiden Beine waren so zerschmettert, dass man sie nicht richtig verbinden konnte. Wir trugen sie ins Sanitätsbataillon, und als sie zu Bewusstsein kam, bat sie uns: ‚Mädels, erschießt mich. Wer braucht mich denn noch?‘ Sie hat so gebettelt, gefleht... Sie wurde ins Lazarett geschickt, und wir marschierten weiter, in die Offensive. Ihre Spur verlor sich. Wir wussten nicht, wo sie war, wie es ihr ging. Wohin wir auch schrieben, nie kam eine positive Antwort. Geholfen haben uns junge Geschichtsforscher der dreiundsiebzigsten Schule in Moskau. Sie fan-

den sie in einem Heim für Invaliden irgendwo im Altai. Sehr weit weg. Die ganzen Jahre ist sie von Krankenhaus zu Krankenhaus gewandert, Dutzende Male operiert worden. Sie hatte ihrer Mutter nicht einmal geschrieben, dass sie noch am Leben war. Sie hat sich vor allen versteckt... Wir brachten sie zu unserem Treffen. Dann zu ihrer Mutter ... Nach dreissig Jahren sahen sie sich wieder. Die Mutter konnte es kaum fassen: ‚Was für ein Glück, dass mein Herz nicht schon vor Kummer gebrochen ist. Was für ein Glück!‘ Und Maschenka sagte immer wieder: Jetzt habe ich keine Angst mehr vor der Begegnung. Jetzt bin ich alt.‘ Ja, das ist Krieg.

Ich erinnere mich: Ich liege nachts im Unterstand. Ich schlafe nicht. Irgendwo dröhnt Artillerie ... Es wird geschossen ... Ich habe geschworen, habe den Soldateneid geschworen, wenn nötig, mein Leben zu geben, aber ich möchte nicht sterben... Selbst wenn man von dort lebendig zurückkommt, wird die Seele krank. Sie tut weh. Heute denke ich: Besser am Bein oder am Arm verwundet sein, mag der Körper schmerzen. Aber die Seele ... Das tut sehr weh. Wir sind ja blutjung an die Front gegangen. Als ganz junge Mädchen. Ich bin im Krieg sogar noch gewachsen. Meine Mutter hat mich zu Hause gemessen... Ich bin zehn Zentimeter gewachsen ...»

Beim Abschied hebt sie unbeholfen die Arme. Umarmt mich.

«Wachst noch ein bisschen, Mädels. Ihr seid noch grün.»

Stimmen. Dutzende Stimmen. Sie stürzten unaufhörlich auf mich ein, eröffneten mir eine ungewohnte Wahrheit, und diese Wahrheit passte nicht mehr in die kurze, von Kindheit an vertraute Formel: Wir haben gesiegt. Die in Bronze und Marmor gemeißelt wurde. Es war wie eine rasche chemische Reaktion: Das Pathos löste sich auf im lebendigen Gewebe menschlicher Schicksale, erwies sich als äusserst kurzlebiger Stoff. Der sich verflüchtigt, ohne Spuren zu hinterlassen.

Was suche ich heute, Jahrzehnte später, was will ich hören? Wie es damals war bei Moskau oder bei Stalingrad, eine Beschreibung militärischer Operationen, vergessene Namen gestürmter Anhöhen? Berichte über die Bewegungen von Frontabschnitten und Fronten, von Angriff oder Rückzug, über die Anzahl in die Luft gejagter Züge oder Partisanenoperationen? Nein, ich suche etwas anderes. Mein Buch wird wenig im eigentlichen Sinne militärisches oder spezielles Material enthalten (das ist nicht meine Aufgabe), dafür eine Menge anderen Stoff – menschlichen. Ich suche etwas, das ich spirituelles Wissen nennen würde.

Ich folge den Spuren der Seele, zeichne ihr Leben auf. Der Weg der Seele ist mir wichtiger als das Ereignis; es ist unwichtig oder nicht in erster Linie wichtig, «wie es war», nein, mich interessiert etwas anderes: Was geschah dort mit dem Menschen? Was hat er dort erlebt und verstanden? Über das Leben und den Tod generell? Was hat er für sich aus dieser tiefen Finsternis mitgenommen? Ich schreibe eine Geschichte der Gefühle.

Keine Kriegs- oder Staatsgeschichte, sondern die Geschichte des kleinen (obwohl ich dieses Wort nicht mag) Menschen, den die Zeit aus dem einfachen Leben mitten in die epische Tiefe eines grandiosen Ereignisses geschleudert hat. In die grosse Geschichte. Aber davon werden nicht berühmte und renommierte Heldinnen erzählen, ihre Namen habe ich absichtlich übergangen, sondern Menschen, die von sich sagen: «Wir waren ganz normale Mädchen, wie es damals viele gab» (*A. Suworowa*, Partisanenverbindungsfrau). Meine Heldinnen finden wir auf der Strasse, in der Menge, nicht auf Bildern in Museen.

Ich sammle Geschichte aus Bruchstücken lebendigen Lebens, aber ich sammle weibliche Geschichte. Ich will den «weiblichen» Krieg kennenlernen, nicht den «männlichen». Wie erinnern sich Frauen? Was erzählen sie? Ihnen hat noch niemand zugehört...

Die Mädchen von einundvierzig... Das Erste, was ich sie fragen möchte: Warum waren sie so? Was hat sie motiviert und geleitet?

Diese Frage stellte sich im neunzehnten Jahrhundert bereits Puschkin, als er in der Zeitschrift *Sowremennik* einen Auszug aus den Aufzeichnungen des Kavalleriefräuleins Nadeshda Durowa veröffentlichte, die an den napoleonischen Schlachten teilgenommen hatte: «Welche Gründe veranlassten ein junges Mädchen aus einer angesehenen adligen Familie, ihr Vaterhaus zu verlassen, ihr Geschlecht zu verleugnen und Mühen und Pflichten auf sich zu nehmen, die auch Männer häufig scheuen, und sich auf Schlachtfelder zu begeben – und was für Schlachten! Gegen Napoleon. Was hat sie dazu bewogen? Heimliche Herzensenttäuschung? Entzündete Fantasie? Eine unüberwindliche angeborene Neigung? Liebe?»

Was also?

Da drängen sie an die Front. Gleich in den ersten Kriegstagen waren die Wehrkomitees und Einberufungsstützpunkte voller Mädchen, die sich freiwillig meldeten und unbedingt mitten in die Hölle

wollten, an die vorderste Kampflinie. Sie baten, forderten. Weinten. Liefen eigenmächtig den abziehenden Truppen hinterher. Anfangs wurden sie abgewiesen. Noch glaubte niemand, dass die Rote Armee eine Katastrophe erlitten hatte, dass sie fast zerschlagen war, dass die Hälfte bereits in Gefangenschaft war und der Krieg lang sein würde und erbarmungslos. Dass er unglaubliche Opfer fordern sollte. Doch schon bald wurden sie genommen, bekamen Einberufungsbefehle. Die Waage der Geschichte geriet ins Wanken: Sein oder Nichtsein? Gefallen waren Smolensk, Kiew, Odessa ... Die deutschen Generäle trafen Vorbereitungen für die Parade auf dem Roten Platz, die Eintrittskarten wurden schon gedruckt. «An einer Bahnstation stiegen wir aus, um Wasser zu holen. Da schrie eins von den Mädchen: ‚Oh, Mädels, ganze Züge voller Frauen gehen an die Front. Es sind also nicht mehr genug Männer da. Sie sind gefallen. Liegen in der Erde oder sind in Gefangenschaft ...’»

(*N. Rawinskaja*, Soldatin der Bade- und Wäschereitruppen). Sie waren viele, wenngleich auch in der schlimmsten Zeit des Krieges keine allgemeine Mobilmachung für Frauen ausgerufen wurde. Einberufen wurden nur Frauen mit militärisch relevanten Berufen – Nachrichtentechnikerinnen, Ärztinnen, Krankenschwestern, Eisenbahnerinnen. Dass die Mädchen an die Front gingen, war ihre eigene Wahl. Ihr persönliches Opfer. Ja, ich sage absichtlich Mädchen, denn sie waren im Schnitt siebzehn, achtzehn Jahre alt, hatten gerade die Schule abgeschlossen oder ein paar Semester studiert. Was also hat sie motiviert? Welche Gefühle? Darauf bekam ich immer dieselbe Antwort: «Wir waren bereit, für die Heimat zu sterben! So waren wir erzogen.» In dieser Antwort schwingt ihre Zeit mit. Ihr Glaube. Ihr Glaube, der sie den Tod für das Leben wählen liess.

Sie bekamen einen Jungenhaarschnitt verpasst, und das erwähnen sie alle – den langen Zopf, der auf dem Fussboden im Wehrkomitee zurückblieb. Sie wurden in Männerkleidung gesteckt: Mantel, Stiefel, Fusslappen – es gab kaum passende Grössen für sie, meist

waren die Sachen mehrere Nummern zu gross. Statt Grösse sechsunddreissig bekamen sie Stiefel in Grösse vierzig. Stellen wir uns das nur vor! Auch in Hosen und Feldblusen mussten sie noch reinwachsen. Die Armee hatte sie nicht erwartet, noch dazu in so ungeheurer Zahl – Hunderttausende –, und war nicht auf sie vorbereitet. Man unterrichtete sie rasch im Umgang mit MP, Maschinengewehr und Scharfschützengewehr. Lehrte sie Bomben abwerfen und Minen legen. Sie erschlossen sich sämtliche militärischen Berufe, selbst die «männlichsten». Sie waren nicht nur Sanitätsinstruktoren und Flak-Soldaten, sie waren auch Scharfschützen, Panzersoldaten, Flieger, Minenleger, Matrosen, MG-Schützen. Das wurde unter anderem übrigens auch zu einem sprachlichen Problem: Es gab keine weiblichen Worte für diese Berufe, die noch nie zuvor von Frauen ausgeübt worden waren.

Die weiblichen Worte entstanden erst dort, im Krieg.

Bevor sie töten lernten, mussten sie etwas anderes lernen: aus Liebe Hass zu gewinnen und aus Hass Liebe. «Nein, das ist nichts für Frauen – hassen und töten. Das ist nichts für uns ... Das Allerschwerste...» (*A. Wolossjuk*, Soldatin, Infanteristin). Überraschend in den Krieg geraten, sahen sie ihn auch von einer überraschenden, uns unbekanntem Seite. Mit anderen Augen. Der weibliche Krieg hat andere Worte, eine andere Farbe, einen anderen Geruch. «Ich erinnere mich an einen grossen Garten ... Der Garten blühte ... Und wir liefen nach dem Gefecht herum und sammelten die Toten unter den Bäumen ein. Was für ein Glück, wenn einer nicht tot war, sondern verwundet. Er hatte Schmerzen, aber er lächelte, weil er lebte ... Und weil der Garten blühte...» (*A. W Gorjuchina*, Sanitätsinstrukturin). Der erste Schuss, der erste Tod: «Da liegt ein Mädchen... Eine von uns Nachrichtensoldaten. Sie stirbt, und ich sehe das zum ersten Mal. Wir sind die ‚Neuen‘. Kraniche ziehen vorüber. Genau in diesem Moment fliegt ein Keil Kraniche über uns hinweg. Sie schreien. Alle sehen zum Himmel, auch sie öffnet die Augen.

Schaut hinauf: ‚Wie schade...‘ Dann schweigt sie, lächelt uns an: ‚Werde ich wirklich sterben?‘ Und aus...» (*M.N. Wassilewskaja*, Nachrichtensoldatin).

Man möchte meinen, das alles könnten nur aussergewöhnliche oder anormale Menschen ertragen, sie aber waren noch gestern Schülerinnen, Studentinnen, behütete Mädchen. Wie konnten sie das? Wie?

Ich habe viele Fragen. Ich beeile mich, sie zu stellen, und wage nicht zu stören, wenn sie sich selbst zuhören.

Von Schwüren und Gebeten

«Ich möchte reden! Reden! Mich aussprechen. Endlich will man auch uns anhören. Etwas erfahren. Wir haben so viele Jahre geschwiegen, sogar zu Hause haben wir geschwiegen. Jahrzehntlang. Das erste Jahr, als ich aus dem Krieg zurückkam, habe ich geredet und geredet. Niemand hat mir zugehört. Niemand wollte das hören. Niemand hat es verstanden. Da bin ich verstummt...

Es ist gut, dass du so jung bist. Könntest meine Tochter sein. Ich bin schon alt. Ich schaue alles an und nehme Abschied, ich weiss, dass ich es vielleicht zum letzten Mal bewundere. Ich habe ein krankes Herz. Hatte schon einen Infarkt. Aber du bist noch jung... Hör mich an. Wenn du es nicht verstehst, dann weine wenigstens mit mir...

Ich war blutjung. Absolut... Ein kindliches Gemüt... Ich kann mich nicht einmal mehr richtig erinnern...

Wir waren acht Kinder, die ersten vier alles Mädchen, ich war die Älteste. Es war Krieg, der Deutsche stand schon vor Moskau. Eines Tages kam Papa von der Arbeit und weinte: ‚Früher hab’ ich mich gefreut, dass meine Ersten Mädchen sind.

Bräute. Aber jetzt geht aus jeder Familie jemand an die Front, nur von uns nicht. Ich bin zu alt, mich nehmen sie nicht, ihr seid Mädchen, und die Jungen sind noch zu klein.' Irgendwie machte das unserer Familie sehr zu schaffen.

Dann wurden Krankenschwesterlehrgänge eingerichtet, und Vater brachte meine Schwester und mich dorthin. Ich war fünfzehn, meine Schwester vierzehn. Er sagte: ‚Das ist alles, was ich für den Sieg geben kann. Meine Mädchen.‘ Das war damals der einzige Gedanke.

Ein Jahr später kam ich an die Front...»

Natalja Iwanowna Sergejewna
Soldatin, Sanitäterin

«In den ersten Tagen ... In der Stadt ging alles drunter und drüber. Ein einziges Chaos. Angst... Dauernd wurde Jagd gemacht auf irgendwelche Spione ... Aber niemand liess im Grunde den Gedanken zu, dass unsere Armee sich zurückzog. Wie das? Wo war Stalin? Stalin schwieg...

Vor dem Krieg gingen Gerüchte um, dass Hitler die Sowjetunion überfallen wolle, aber solche Reden waren gefährlich. Die wurden streng unterbunden. Solche Leute galten als Panikmacher, für sie interessierten sich die zuständigen Organe. Ihnen ist doch klar, welche? Das NKWD ... Die Tschekisten... Wenn die Menschen darüber flüsterten, dann nur zu Hause, in der Küche, und in Gemeinschaftswohnungen nur im eigenen Zimmer, hinter verschlossenen Türen. Aber als dann Stalin sprach... Uns ansprach mit den Worten: ‚Brüder und Schwestern..‘ Da waren alle Kränkungen vergessen. Ein Onkel von mir sass auf Kolyma im Lager, Mutters Bruder, er war Eisenbahner, alter Kommunist. Er wurde auf der Arbeit verhaftet. Klar, von wem? Vom NKWD ... Unser Lieblingsonkel... Er hatte Auszeichnungen noch aus dem Bürgerkrieg ... Aber meine Mutter sagte: ‚Erst mal verteidigen wir die Heimat, alles andere klären wir spätere Die Heimat liebten alle.

Ich lief sofort ins Wehrkomitee. Obwohl ich Angina hatte und sogar noch ein bisschen Fieber. Aber ich konnte nicht warten ...»

Jelena Antonowna Kudina
Soldatin, Kraftfahlerin

«Meine Mutter hatte keine Söhne, nur fünf Töchter. Dann die Meldung: Es ist Krieg! Ich hatte ein ausgezeichnetes musikalisches Gehör. Ich träumte von einem Studium am Konservatorium. Ich entschied, mein Gehör an der Front zu nutzen, als Funkerin.

Wir wurden evakuiert, nach Stalingrad. Als Stalingrad belagert war, gingen wir freiwillig an die Front. Alle zusammen. Die ganze Familie: Mama und wir fünf Töchter; Vater war damals schon Soldat...»

Antonina Maximowna Knjasewa
Unteroffizier, Funkerin

«Wir hatten alle nur einen Wunsch: An die Front. Wir gingen ins Wehrkomitee, da bekamen wir zu hören: ‚Wachst noch ein bisschen, Mädels. Ihr seid noch grün.‘ Wir waren sechzehn, siebzehn Jahre alt. Aber ich erreichte, was ich wollte, ich wurde genommen. Meine Freundin und ich wollten in die Scharfschützenschule, aber es hiess: ‚Ihr werdet Regulieret. Es ist keine Zeit, euch auszubilden.‘ Mama hat ein paar Tage lang auf der Bahnstation Wache gehalten, um uns abzupassen. Sie sah uns, als wir schon zum Zug liefen, gab mir eine Pirogge und ein Dutzend Eier und fiel in Ohnmacht...»

Tatjana Jefimowna Semjonowa
Unterfeldwebel, Reguliererin

«Am ersten Kriegstag stand Mama abends am Fenster und betete. Ich wusste nicht, dass meine Mama an Gott glaubte. Sie sah lange zum Himmel hoch ...

Zu Hause waren wir nur Mädchen, lauter Mädchen. An der Front war nur ich. Und mein Vater war glücklich, dass seine Tochter an der Front ist. Die Heimat verteidigt. Vater ging früh am Morgen ins Wehrkomitee. Er ging mein Zeugnis holen, und zwar extra früh am Morgen, damit alle im Dorf sahen, dass seine Tochter an der Front ist...»

Jefrossinja Grigorjewna Breus
Hauptmann, Ärztin

«Sommer... Der letzte Tag im Frieden. Am Abend waren wir tanzen. Wir waren sechzehn. Wir gingen noch alle zusammen, brachten einander der Reihe nach nach Hause. Es gab unter uns noch keine Pärchen, die sich abgesondert hätten. Wir liefen immer zusammen, sechs Jungen und sechs Mädchen.

Schon zwei Tage später kamen diese Jungs, Kursanten der Panzerschule, die uns vom Tanz nach Hause begleitet hatten, als Krüppel zurück, in Binden gewickelt. Das war schrecklich. Wenn ich jemanden lachen hörte, konnte ich das nicht verzeihen. Wie kann man lachen, wie kann man sich über etwas freuen, wenn ein solcher Krieg herrscht?

Bald ging mein Vater zur Volkswehr. Zu Hause blieben nur meine jüngeren Brüder und ich. Die Brüder waren vierunddreissig und achtunddreissig geboren. Ich sagte meiner Mutter, ich würde an die Front gehen. Sie weinte... Ich bin von zu Hause abgehauen... Ich schrieb ihr erst aus meinem Truppenteil. Von dort konnte sie mich nicht mehr zurückholen...»

Lilija Michailowna Butko

«Wir traten der Grösse nach an, ich war die Kleinste. Der Kommandeur geht die Reihe ab, sieht uns an. Er kommt zu mir: ‚Was ist das für ein Däumelinchen? Was willst du denn hier? Vielleicht gehst du lieber zurück zu deiner Mama und wächst noch ein bisschen.‘

Aber ich hatte keine Mama mehr...»

Polina Semjonowna Nosdratschowa
Sanitätsinstrukteurin

«Ich habe Mama gebeten: Bitte bloss nicht weinen... Es war zwar nicht Nacht, aber es war dunkel, und es gab ein riesiges Geheule. Sie weinten nicht, unsere Mütter, die ihre Töchter begleiteten – sie heulten. Aber meine Mama nicht, sie stand da wie aus Stein. Sie beherrschte sich, aus Angst, dass ich sonst losheulen würde. Ich war ja ein Mamakind, war zu Hause immer verwöhnt worden. Jetzt hatte ich einen Jungenhaarschnitt verpasst bekommen, nur ein kurzer Schopf war noch übrig. Mutter und Vater wollten mich nicht weglassen, aber ich kannte nur eins: an die Front, an die Front! An die Front! Diese Plakate, die jetzt im Museum hängen, ‚Die Mutter Heimat ruft!‘ und ‚Was tust du für die Front?‘, also, auf mich haben die sehr gewirkt. Ich hatte sie ständig vor Augen ...

Unterwegs waren wir erschüttert, als wir direkt auf den Bahnsteigen Tote liegen sahen. Das war schon richtig Krieg... Aber die Jugend forderte ihren Tribut, und wir sangen Soldatenlieder. Fröhliche Scherzliedchen.

Bei Kriegsende waren alle in meiner Familie Soldaten. Vater, Mutter, meine Schwester – sie wurden Eisenbahner. Sie rückten hinter der Frontlinie nach und reparierten die Bahnlinie. Die Medaille ‚Für den Sieg‘ haben wir alle bekommen: Vater, Mutter, meine Schwester und ich.»

Jewgenija Sergejewna Sapronowa
Gardeunterfeldwebel, Flugzeugmechanikerin

«Vorm Krieg war ich Telefonistin bei der Armee ... Unser Truppenteil lag in der Stadt Borissow, wo der Krieg gleich in den ersten Wochen hinkam. Der Nachrichtenchef liess uns alle antreten. Wir waren ja keine Soldaten, wir waren Zivilangestellte.

Er sagte zu uns:

‚Ein grausamer Krieg ist ausgebrochen. Es wird sehr schwer für euch Mädchen. Solange es noch nicht zu spät ist: Wer will, kann zurück nach Hause. Wer an der Front bleiben will, bitte einen Schritt vortreten.‘

Alle Mädchen traten geschlossen einen Schritt vor. Alle zwanzig. Alle waren bereit, die Heimat zu verteidigen.

Wir arbeiteten Tag und Nacht, vierundzwanzig Stunden hintereinander. Die Soldaten brachten uns die Kochgeschirre an die Apparate, wir assen rasch, schliefen ein bisschen, neben unseren Telefonen, und machten weiter. Wir kamen nicht einmal zum Haarewaschen, und ich bat: ‚Mädchen, schneidet mir die Zöpfe ab...‘»

Galina Dmitrijewna Sapolskaja
Telefonistin

«Wir gingen immer wieder ins Wehrkomitee. Klopfen wieder und wieder an...

Als wir erneut hinkamen, ich weiss nicht, zum wievielten Mal schon, schmiss uns der Chef des Wehrkomitees fast raus: ‚Wenn ihr wenigstens eine Ausbildung hättet. Als Krankenschwestern, als Chauffeure ... Aber was könnt ihr schon? Was wollt ihr denn an der Front machen?‘ Wir begriffen nicht, dass wir die Leute beim Arbeiten störten. Für uns war das keine Frage: Was tun? Wir wollten kämpfen, und aus. Uns war nicht klar, dass kämpfen heisst, irgendetwas Konkretes zu tun, etwas, das gebraucht wird. Mit seiner Frage hat er uns richtig vor den Kopf gestossen.

Ich und noch ein paar Mädchen gingen zu einem Schwesternlehrgang. Dort sagte man uns, die Ausbildung dauere sechs Monate.

Wir entschieden: Nein, das ist zu lange, das ist nichts für uns. Es gab auch noch Lehrgänge, die drei Monate dauerten. Drei Monate, das fanden wir eigentlich auch zu lange. Aber ein solcher Lehrgang ging gerade zu Ende. Wir baten, zu den Prüfungen zugelassen zu werden. Der Unterricht dauerte noch einen Monat. Nachts hatten wir Praktikum im Lazarett, tagsüber lernten wir. Insgesamt dauerte unsere Ausbildung etwas über einen Monat.

Wir kamen nicht an die Front, sondern in ein Lazarett. Das war Ende August einundvierzig. Im Februar ging ich weg aus dem Lazarett, genau genommen bin ich desertiert, anders kann man das nicht nennen. Ohne Papiere, ohne alles lief ich weg, auf einen Sanitätszug. Ich hinterliess einen Zettel: ‚Komme nicht zum Dienst. Gehe an die Front.‘ Und Schluss ...»

Jelena Pawlowna Jakowlewa
Hauptfeldwebel, Krankenschwester

«Ich hatte an diesem Tag ein Rendezvous. Ich dachte, an diesem Tag würde er mir gestehen: ‚Ich liebe dich‘, aber er kam ganz traurig an: ‚Vera, es ist Krieg! Wir werden direkt von der Schule an die Front geschickt. Er ging auf eine Militärschule. Na, ich sah mich natürlich gleich als Jeanne d’Arc. Unbedingt an die Front und unbedingt ein Gewehr in die Hand! Wir mussten zusammen sein. Ich lief ins Wehrkomitee, aber dort hiess es, vorerst würden nur medizinische Fachkräfte gebraucht und die Ausbildung dazu dauere sechs Monate. Sechs Monate – zum Verrücktwerden!

Irgendwie überzeugten sie mich, dass ich eine Ausbildung machen müsse. Na schön, aber nicht als Krankenschwester, ich will schiessen! Irgendwie war ich dazu schon bereit. In unsere Schule kamen häufig Helden des Bürgerkriegs und Leute, die in Spanien gekämpft hatten. Die Mädchen standen den Jungen in nichts nach. Da gab es keine Trennung. Wir hörten dauernd, von Kindheit an,

seit unserer Schulzeit: ‚Mädchen – auf den Traktor! Mädchen – in die Pilotenkanzel!‘ Wir träumten davon, unser grosses Land zu verteidigen! Das beste Land der Welt! Unser Allerliebstes! Dafür waren wir bereit zu sterben.

Ich besuchte das Theaterinstitut. Ich träumte davon, Schauspielerin zu werden. Meine Lieblingsfigur war Larissa Reisner. Eine der Heldinnen der Revolution. Die Komrtiissarin in der Lederjacke. Mir gefiel, dass sie schön war...»

Vera Danilowzewa
Unterfeldwebel, Scharfschützin

«Meine Freunde wurden an die Front geschickt. Ich habe furchtbar geweint, weil ich nun allein war, weil man mich nicht genommen hatte. Man musste niemanden agitieren, alle wollten unbedingt an die Front. Bettelten darum.

Aber ich studierte nicht lange. Bald hielt unser Dekan eine Rede: ‚Wenn der Krieg zu Ende ist, Mädchen, dann könnt ihr weiterstudieren. Die Heimat muss verteidigt werdens

Die Paten aus dem Betrieb verabschiedeten uns an die Front. Es war Sommer. Ich erinnere mich, dass alle Waggons voller Grün und Blumen waren. Man überreichte uns Geschenke. Ich bekam wunderbare selbst gebackene Kekse und einen hübschen Pullover. Begeistert tanzte ich auf dem Bahnsteig einen ukrainischen Hopak...»

Anna Nikolajewna Chrolowitsch
Krankenschwester

«Ich war Fliegerin...

Als ich in die siebte Klasse ging, kam ein Flugzeug zu uns. Zu der Zeit, stellen Sie sich vor, neunzehnhundertsechsdreissig. Das war damals eine Seltenheit. Damals kam auch der Aufruf: ‚Mädchen und Jungen – ins Flugzeug!‘ Ich als Komsomolzin war natürlich immer vorneweg. Ich trat sofort in den Fliegerklub ein. Mein Vater war allerdings strikt dagegen. Bis dahin hatten in unse-

rer Familie alle in der Eisenhütte gearbeitet, mehrere Generationen Hüttenwerker. Mein Vater fand, die Eisenhütte, das sei was für Frauen, die Fliegerei dagegen nicht. Der Chef des Fliegerklubs erfuhr davon und erlaubte mir, meinen Vater auf einen Flug mitzunehmen. Das tat ich auch. Wir stiegen auf, und von da an sagte er nichts mehr. Es gefiel ihm. Ich machte den Pilotenschein mit Auszeichnung, war auch gut im Fallschirmspringen. Vor dem Krieg heiratete ich noch, bekam eine Tochter.

Ich kam nicht gleich an die Front. In unserem Fliegerklub begannen Umstrukturierungen: Die Männer wurden eingezogen, und wir Frauen mussten sie ersetzen. Wir bildeten die Schüler aus. Es gab viel zu tun, Tag und Nacht. Ich war allein mit meiner Tochter, wir lebten die ganze Zeit in Feldlagern. In der Früh hab' ich sie zugedeckt, ihr Brei gegeben, und ab vier Uhr morgens flogen wir schon. Wenn ich abends zurückkam, war sie von oben bis unten vollgeschmiert mit diesem Brei, keine Ahnung, ob sie gegessen hatte oder nicht. Sie war drei. Ein Krümel...

Ende einundvierzig kam die Todesnachricht: Mein Mann war bei Moskau gefallen. Er war Flieger, Verbandskommandeur. Ich brachte meine Tochter zu meiner Familie. Und bat um Versetzung an die Front.»

Antonina Grigorjewna Bondarewa
Gardeleutnant der Luftstreitkräfte

«An dem Tag wurde ich gerade achtzehn... Ich war so glücklich ... Doch auf einmal schrien alle: ‚Krieg!‘ Ich erinnere mich, wie die Menschen weinten. Alle, die ich auf der Strasse traf, weinten. Andere beteten. Das war seltsam... Ungewohnt... Menschen, die auf der Strasse beteten. So viele Menschen... In der Schule hatte man uns beigebracht, dass es keinen Gott gibt. Natürlich waren alle verwirrt... Wo blieben unsere Panzer und unsere schönen Flugzeuge? Wir kannten sie doch von den Paraden. Waren so stolz darauf gewe-

sen! Und nun ... Es gab natürlich einen Moment der Verwirrung. Einen kurzen Moment... Aber dann dachten alle nur noch: Wie können wir siegen?

Ich war im zweiten Jahr an der Schule für Feldscher und Hebammen in Swerdlowsk. Ich dachte sofort: Wenn Krieg ist, musst du an die Front. Mein Vater war langjähriger Kommunist, hatte unterm Zaren im Zuchthaus gesessen. Er hat uns von klein auf beigebracht: Die Heimat – das ist alles, die Heimat muss man verteidigen. Und ich zögerte keinen Augenblick: Wenn ich nicht gehe, wer dann? Ich muss ...»

Serafima Iwanowna Panassenko

Unterleutnant, Feldscher eines motorisierten Schützen-Bataillons

«Ich kam in ein Nachrichtenregiment. Ich wäre nie zu den Nachrichtentruppen gegangen, niemals, denn ich begriff nicht, dass da auch gekämpft wird. Der Divisionskommandeur kam, wir mussten alle antreten. Unter uns war eine gewisse Maschenka Sungurowa. Diese Maschenka tritt also vor: ‚Genosse General, gestatten Sie, ein Anliegen vorzutragen.‘

Er sagt: ‚Bitte, tragen Sie vor, tragen Sie vor, Soldat Sungurowa!‘

‚Soldat Sungurowa bittet, sie vom Dienst bei den Nachrichtentruppen zu entbinden und sie dorthin zu versetzen, wo geschossen wird.‘

Verstehen Sie, so empfanden wir alle. Wir meinten, das, was wir taten, Nachrichtenübermittlung, das sei sehr wenig, sogar demütigend für uns, nur die vorderste Kampflinie zähle.

Der General hörte sofort auf zu lächeln.

‚Meine lieben Mädelschen! (Und Sie hätten uns sehen müssen, wie wir damals aussahen – zu wenig Essen, zu wenig Schlaf, kurzum, er sprach zu uns nicht wie ein Kommandeur, sondern wie ein Vater.) Ihr versteht wahrscheinlich eure Rolle an der Front nicht

ganz – ihr seid unsere Augen und Ohren, eine Armee ohne Nachrichten, das ist wie ein Mensch ohne Blut.’

Maschenka Sungurowa platzte als Erste heraus: ‚Genosse General! Soldat Sungurowa ist bereit, jeden Auftrag von Ihnen wie eine Eins zu erfüllen!’

Im Juni dreiundvierzig wurde uns das Regimentsbanner überreicht, da bestand unser Regiment, das hundertneunundzwanzigste Nachrichtenregiment der fünfundsechzigsten Armee, schon zu achtzig Prozent aus Frauen. Also, was ich sagen will, damit Sie eine Vorstellung bekommen... Was in uns vorging; solche Menschen, wie wir damals waren, die wird es wohl nie mehr geben. Niemals! So naiv, so aufrichtig. Voller Liebe und Glauben. Als unser Kommandeur das Banner in Empfang nahm und das Kommando gab: ‚Regiment, unter die Fahne! Auf die Knie!’, da waren wir alle glücklich. Man erwies uns Vertrauen, wir waren nun ein Regiment wie jedes andere auch, wie ein Panzer- oder Schützenregiment. Wir standen da und weinten, jede hatte Tränen in den Augen. Das werden Sie jetzt nicht glauben, aber diese Erschütterung ergriff meinen ganzen Körper, und meine Krankheit, ich war nachtblind geworden, von der mangelhaften Ernährung, also meine Nachtblindheit war auf einmal weg. Verstehen Sie, am nächsten Tag war ich wieder gesund, eben durch diese seelische Erschütterung...»

Maria Semjonowna Kaliberda
Feldweibel der Nachrichtentruppen

«Ich war gerade erwachsen geworden ... Am neunten Juni einundvierzig war ich achtzehn geworden, erwachsen. Und zwei Wochen später begann dieser verfluchte Krieg, zwölf Tage danach. Wir wurden zum Bau der Eisenbahnstrecke Gagra-Suchumi geschickt. Lauter junge Leute. Ich erinnere mich, was für Brot wir assen. Mehl war da fast keins drin, dafür alles Mögliche, am meisten aber Wasser. Wenn es eine Weile in der Sonne lag, dann bildete sich darum

eine Pfütze, die leckten wir dann auf.

Zweiundvierzig meldete ich mich freiwillig zum Dienst im Durchgangslazarett dreitausendzweihunderteins. Das war ein sehr grosses Frontlazarett, es gehörte zur Transkaukasus- und zur Nordkaukasus-Front und zur separaten Küstenarmee. Es wurde erbittert gekämpft, es gab viele Verwundete. Ich wurde zur Essensausgabe eingeteilt – ein Vierundzwanzigstundendienst, morgens, wenn schon das Frühstück ausgegeben werden musste, waren wir mit dem Abendbrot noch nicht fertig. Nach einigen Monaten wurde ich am linken Bein verwundet – ich hüpfte auf dem rechten herum, arbeitete weiter. Dann wurde ich noch zur Wirtschaftsschwester ernannt, da musste ich auch rund um die Uhr auf meinem Posten sein. Ich lebte faktisch dort.

Am dreissigsten Mai dreiundvierzig um Punkt ein Uhr mittags gab es einen massiven Fliegerangriff auf Krasnodar. Ich rannte hinaus, um zu sehen, ob der Zug mit den Verwundeten rechtzeitig vom Bahnhof abgefahren war. Zwei Bomben trafen den Schuppen, wo die Munition lag. Vor meinen Augen flogen die Kisten höher als ein fünfstöckiges Haus und explodierten. Ich wurde von einer orkanartigen Welle gegen eine Ziegelmauer geschleudert. Ich verlor das Bewusstsein ... Als ich zu mir kam, war es sechs Uhr abends. Ich hob den Kopf, versuchte, die Finger zu bewegen – schien alles in Ordnung; mühsam kratzte ich das linke Auge frei und ging auf meine Station, voller Blut. Auf dem Flur traf ich unsere Oberschwester, sie erkannte mich nicht, fragte: ‚Wer sind Sie? Wo kommen Sie her?‘ Dann kam sie näher, erschrak und sagte: ‚Wo hast du dich so lange rumgetrieben, Xenia? Die Verwundeten sind hungrig, und du bist nicht da.‘ Mir wurde rasch der Kopf verbunden und der linke Oberarm, dann ging ich das Abendbrot holen. Mir war schwarz vor den Augen, der Schweiss lief mir in Strömen. Ich teilte das Abendessen aus und fiel um. Als ich wieder bei Bewusstsein war, hörte

ich nur: ‚Schnell! Schneller!‘ Nach ein paar Tagen wurde mir noch Blut abgenommen für Schwerverwundete. Die Menschen starben ...

Jetzt ist bei uns alles wieder aufgebaut, alles ertrinkt in einem Blumenmeer, aber mich quälen furchtbare Schmerzen, ich habe kein weibliches Gesicht mehr. Ich weine oft, stöhne jeden Tag. Wegen der Erinnerungen. Im Krieg habe ich mich so verändert, dass meine Mutter mich nicht erkannte, als ich nach Hause kam. Man hatte mir gezeigt, wo sie wohnt, und ich ging hin, klopfte an.

‚Ja, ja.‘

Ich trat ein, grüsste und sagte: ‚Lassen Sie mich übernachtens

Mama heizte gerade den Ofen, und meine beiden kleinen Brüder sassen auf einem Haufen Stroh auf dem Fussboden, nackt, sie hatten nichts anzuziehen. Mama erkannte mich nicht und sagte: ‚Sie sehen doch, wie wir leben, Bürgerin. Gehen Sie weiter, bevor es dunkel wird.‘

Ich ging näher zu ihr, und sie fing wieder an: ‚Bürgerin, gehen Sie weiter, bevor es dunkel wird.‘

Ich beugte mich zu ihr, umarmte sie: ‚Mama, Mamotschka!‘

Da stürzten sie sich alle auf mich ... Heulten los ...

Ich weiss nicht, wann das je aufhört... Mein Krieg ... Ich lache nie ... Ich habe bis heute nicht einmal lächeln gelernt... Es gibt keine Bücher, keine Filme, die vergleichbar wären mit dem, was ich erlebt habe ...»

Xenia Sergejewna Ossadtschewa
Soldatin, Wirtschaftsschwester

Über den Geruch der Angst und einen Koffer voll Konfekt

«Als ich an die Front ging, war ein wunderschöner Tag... Helle Luft und ein ganz feiner Regen. Das war so schön! Ich ging am Morgen hinaus, blieb stehen: Sollte ich etwa nie wieder herkommen? Unseren Garten nie wieder sehen ... Unsere Strasse ... Mama weinte, hielt mich fest und wollte mich nicht loslassen. Ich ging, sie holte mich ein, umarmte mich und hielt mich fest...»

Olga Mitrofanowna Rushnizkaja
Krankenschwester

«Sterben ... Vor dem Sterben hatte ich keine Angst. Das machte wohl die Jugend oder etwas anderes, Unerklärliches ... Ich war umgeben vom Tod, der Tod war immer da, aber ich dachte nicht an ihn. Beachtete ihn nicht. Er war immer ganz nah, aber er traf mich nie. Einmal ging an unserem Abschnitt eine ganze Kompanie nachts auf Kampfaufklärung. Im Morgengrauen kam sie zurück, doch vom Niemandsland drang Stöhnen. Ein Verwundeter. ‚Bleib hier, sie töten dich‘, hielten die Soldaten mich zurück, ‚du siehst doch, es wird schon hell.‘

Ich hörte nicht auf sie und kroch los. Ich fand den Verwundeten, schleppte ihn acht Stunden lang, mit dem Koppel am Arm festgebunden. Ich brachte ihn lebend zurück. Der Kommandeur erfuhr davon und gab mir fünf Tage Arrest wegen eigenmächtigen Entfernens von der Truppe. Der stellvertretende Regimentskommandeur dagegen reagierte anders: ‚Sie hat eine Auszeichnung verdient Ich verstand alle beide.

Mit neunzehn besass ich die Medaille ‚Für Tapferkeit‘. Mit neunzehn bekam ich graues Haar. Mit neunzehn wurde ich beim letzten Gefecht verwundet, ein beidseitiger Lungendurchschuss, die zweite Kugel ging zwischen zwei Wirbeln durch. Meine Beine wa-

ren gelähmt, man hielt mich für tot... Als ich nach Hause kam, zeigte meine Schwester mir die Todesnachricht ...»

Nadeshda Wassiljewna Anissimowa
Sanitätsinstrukteurin einer MG-Kompanie

«An meine Mutter kann ich mich nicht erinnern ... Nur an die Umrisse ihres Gesichts... So schien es mir später. Als Mama starb, war ich drei. Mein Vater diente im Fernen Osten, als Berufsoffizier. Er brachte mir das Reiten bei. Das ist meine stärkste Kindheitserinnerung. Vater war es sehr wichtig, dass ich nicht als Zierpüppchen aufwuchs. In Leningrad, daran erinnere ich mich seit meinem fünften Lebensjahr, lebte ich bei meiner Tante. Meine Tante war im Russisch-Japanischen Krieg Barmherzige Schwester gewesen. Ich liebte sie ...

Wie ich als Kind war? Ich bin wegen einer Wette aus dem ersten Stock der Schule gesprungen. Ich spielte gern Fußball, immer als Torwart bei den Jungen. Als der Finnische Krieg ausbrach, riss ich dauernd aus, wollte in den Krieg. Einundvierzig hatte ich gerade die siebte Klasse abgeschlossen und mich am Technikum beworben. Die Tante weinte: ‚Es ist Krieg!‘, aber ich freute mich, dass ich nun an die Front gehen würde, mich beweisen konnte. Woher sollte ich wissen, was Blut bedeutete?

Die erste Gardedivision der Volkswehr wurde aufgestellt, und wir, ein paar Mädchen, kamen ins Sanitätsbataillon.

Ich rief die Tante an: ‚Ich gehe an die Front.‘

Vom anderen Ende der Leitung kam die Antwort: ‚Marsch nach Hause! Das Essen ist schon kalt.‘

Ich hängte ein. Hinterher tat sie mir leid. Unheimlich leid. Die Blockade begann, die schreckliche Leningrader Blockade, bei der die halbe Stadt äusstarb, und sie war ganz allein. Und alt.

Ich erinnere mich an einen Ausgang. Ich ging nicht gleich zur Tante, sondern erst in einen Laden. Vorm Krieg hatte sie schreck-

lich gern Konfekt gegessen. Ich sage: «Ich hätte gern Konfekt.»

Die Verkäuferin sieht mich an, als wäre ich verrückt. Ich hatte keine Ahnung von Lebensmittelkarten, von der Blockade. Alle Leute in der Schlange schauen mich an – mein Gewehr ist grösser als ich. Als damals die Gewehre ausgegeben wurden, hatte ich gedacht: Wann werde ich wohl gross genug sein für dieses Gewehr? Und auf einmal bitten alle, die ganze Schlange: «Geben Sie ihr Konfekt. Auf unsere Marken.» Und ich bekam welches.

Auf der Strasse wurde für die Fronthilfe gesammelt. Direkt auf dem Platz standen Tische mit grossen Tablettts, die Leute kamen, der eine nahm seinen goldenen Ring ab, der Nächste seine Ohringe... Uhren brachten sie, Geld... Niemand schrieb etwas auf, niemand bekam eine Quittung... Frauen zogen ihre Eheringe ab ... Solche Bilder...

Und dann gab es den Befehl Nummer zweihundertsiebenundzwanzig – keinen Schritt zurück! Wer das tut, wird erschossen! Hinter uns liefen die Sperrtruppen. Sie schossen... Dieser Befehl machte mich schlagartig erwachsen.

Wir schiefen tagelang nicht, so viele Verwundete gab es. Einmal hatten wir drei Tage nicht geschlafen. Ich wurde mit einem Auto voller Verwundeter ins Lazarett geschickt. Ich lieferte die Verwundeten ab, auf dem Rückweg war das Auto leer, und ich schief mich aus. Zurück kam ich frisch und munter, während alle anderen sich kaum auf den Beinen halten konnten.

Ich traf den Kommissar.

„Genosse Kommissar, ich schäme mich.“

„Wieso?“

„Ich habe geschlafen.“

„Wo?“

Ich erzählte ihm, dass ich die Verwundeten begleitet und mich auf der Rückfahrt ausgeschlafen hatte.

„Na und? Gut gemacht! Ist wenigstens einer hier ein normaler Mensch, die anderen schlafen ja alle schon im Gehen ein.“

Ich aber schämte mich. Und mit so einem schlechten Gewissen lebten wir den ganzen Krieg.

Im Sanitätsbataillon wurde ich gut behandelt, aber ich wollte zu den Aufklärern. Ich erklärte, ich würde an die vorderste Linie abhauen, wenn man mich nicht wegliesse. Ich wurde beinahe aus dem Komsomol ausgeschlossen. Aber ich lief trotzdem weg...

Die erste Medaille ‚Für Tapferkeit‘...

Das Gefecht beginnt. Heftiges Artilleriefeuer. Die Soldaten werfen sich zu Boden. Da kommt das Kommando: ‚Vorwärts! Für die Heimat!‘, doch sie bleiben liegen. Noch einmal das Kommando, sie bleiben immer noch liegen. Ich nehme meine Mütze ab, damit alle sehen: Ein Mädchen steht auf... Da stehen sie auch alle auf, und wir gehen ins Gefecht...

Ich bekam die Medaille überreicht, und noch am selben Tag gingen wir wieder auf Erkundung. Und da bekomme ich zum ersten Mal im .Leben... Na ja... Die Frauensache... Ich sehe das Blut und schreie los: ‚Ich bin verwundet ...‘

Wir hatten einen Feldscher dabei, einen älteren Mann. Er fragt mich: ‚Wo bist du verwundet?‘

‚Ich weiss nicht, wo. Aber ich blute ...‘

Er hat mir wie ein Vater alles erklärt.

Nach dem Krieg bin ich noch gut fünfzehn Jahre auf Erkundung gegangen. Jede Nacht... Und immer die gleichen Träume: Mal versagt meine MP, mal sind wir umzingelt... Du wachst auf vom eigenen Zähneknirschen ...

Als der Krieg vorbei war, hatte ich drei Wünsche: Erstens – endlich nicht mehr auf dem Bauch kriechen, sondern O-Bus fahren, zweitens – ein ganzes Weissbrot kaufen und aufessen, drittens – ausschlafen, in schneeweisser Bettwäsche, die Laken müssen knistern. Weisse Laken ...»

Albina Alexandrouma Gantimurova
Unterfeldwebel, Aufklärerin

«Ich erwartete das zweite Kind. Mein Sohn war zwei Jahre alt, und ich war wieder schwanger. Da kam der Krieg. Mein Mann war an der Front. Ich fuhr zu meinen Eltern und machte ... Na ja, verstehen Sie? Eine Abtreibung. Obwohl das damals verboten war... Aber jetzt noch ein Kind? Es war Krieg! Überall Tränen...

Ich absolvierte eine Ausbildung als Chiffriererin und wurde an die Front geschickt. Ich wollte Rache für mein Kind, dafür, dass ich es nicht geboren hatte. Es war nicht auf die Welt gekommen. Es wäre ein Mädchen geworden ...

Ich bat um Versetzung an die vorderste Linie. Aber sie behielten mich im Stab ...»

Ljubow Arkadjewna Tscharnaja
Unterleutnant, Chiffriererin

«Alle gingen weg aus der Stadt... Alle ... Am Mittag des achtundzwanzigsten Juni einundvierzig versammelten auch wir Studenten des Pädagogischen Instituts Smolensk uns im Hof der Druckerei. Die Versammlung war kurz. Wir verliessen die Stadt auf der alten Smolensker Strasse in Richtung der Stadt Krasnoje. Der Sicherheit halber teilten wir uns in Gruppen auf. Am Ende des Tages liess die Hitze nach, das Laufen fiel leichter, wir liefen schneller, ohne uns umzusehen. Erst als wir unseren Rastplatz erreichten, blickten wir nach Osten. Der ganze Horizont war purpurrot, aus vierzig Kilometern Entfernung sah es aus, als reiche diese Röte über den ganzen Himmel. Uns war klar – da brannten mehr als zehn oder hundert Häuser. Da brannte ganz Smolensk...

Ich besass ein neues, luftiges Kleid mit Rüschen. Das gefiel meiner Freundin Vera sehr. Sie probierte es mehrmals an. Ich versprach, es ihr zur Hochzeit zu schenken. Sie wollte heiraten. Einen sehr netten Jungen.

Und nun war auf einmal Krieg. Wir gingen in die Schützengräben. Unsere Sachen gaben wir beim Leiter des Wohnheims ab. Und

das Kleid? ‚Hier, nimm, Vera‘, sagte ich, als wir die Stadt verliessen.

Sie nahm es nicht. Das Kleid ist in dem grossen roten Feuer verbrannt.

Wir liefen die ganze Zeit und drehten uns nicht um. Wir hatten das Gefühl, als würde unser Rücken versengt. Die ganze Nacht liefen wir, und im Morgengrauen gingen wir an die Arbeit. Panzergräben ausheben. Sieben Meter breit und drei Meter tief. Ich grabe, der Spaten brennt wie Feuer, der Sand kommt mir rot vor. Vor mir sehe ich unser Haus mit den Blumen und dem Flieder...

Wir lebten in Laubhütten auf einer Schwemmwiese zwischen zwei Flüssen. Es war heiss und feucht. Massenhaft Mücken. Vor dem Schlafengehen räucherten wir sie aus, aber in der Morgendämmerung drangen sie trotzdem wieder ein, man konnte nicht ruhig schlafen.

Von dort brachte man mich in die Sanitätsstation. Da lagen wir zusammengepfercht auf dem Fussboden, viele wurden damals krank. Ich hatte hohes Fieber, Schüttelfrost. Ich liege auf dem Boden und weine. Die Zelttür geht auf, die Ärztin sagt an der Schwelle (weiter kann sie nicht rein, die Matratzen liegen dicht an dicht): ‚Iwanowa, Plasmodium malariae im Blut.‘ Das war ich. Sie konnte nicht wissen, dass es für mich nichts Schlimmeres gab als dieses Plasmodium, seit ich in der sechsten Klasse in einem Schulbuch davon gelesen hatte. Plötzlich dröhnte aus dem Lautsprecher das Lied: ‚Steh auf, steh auf, du Riesenland ...‘ Ich hörte es zum ersten Mal. Wenn ich wieder gesund bin, dachte ich, dann gehe ich sofort an die Front.

Ich wurde nach Koslowka gebracht – in der Nähe von Rostislawl. Sie verfrachteten mich auf eine Bank, ich sitze, brauche alle Kraft, um nicht umzufallen, und höre wie im Schlaf: ‚Die hier?‘ – ‚Ja‘, bestätigt der Feldscher.

‚Bringen Sie sie in die Kantine. Geben Sie ihr erst mal was zu essen.‘

Dann lag ich im Bett. Sie können sich ja vorstellen, was das hiess – nicht auf der Erde am Feuer, nicht unter einer Zeltbahn unterm Baum, sondern im Lazarett, im Warmen. Auf einem Laken. Ich schlief sieben Tage durch. Hinterher erzählten sie mir, die Schwestern hätten mich immer geweckt und gefüttert, aber ich konnte mich an nichts erinnern. Als ich nach sieben Tagen aufwachte, kam der Arzt, untersuchte mich und sagte: ‚Ein kräftiger Körper, sie schafft es.‘

Dann schlief ich wieder ein.

Das Schlimmste im Krieg war der Kampf gegen den Schlaf. Bei der Arbeit merkte man es nicht so, aber sobald eine Pause eintrat, konnte man sich kaum auf den Beinen halten. Auf Wachposten lief ich immer auf und ab und sagte laut Gedichte auf. Andere Mädchen sangen ...»

Valentina Pawlowna Maximtschuk
Flakartilleristin

«Wir brachten Verwundete aus Minsk raus . .. Ich lief auf hohen Absätzen rum, ich genierte mich, weil ich so klein war. Ein Absatz brach ab, und plötzlich hiess es: Fallschirmjäger!’ Ich renne barfuss los, die Schuhe in der Hand, war doch schade um sie – so schöne Schuhe!

Als wir umstellt waren und sahen, dass wir nicht mehr rauskommen, standen die Sanitäterin Dascha und ich auf aus dem Graben, aus der Deckung, standen in voller Grösse da – lieber den Kopf von einer Granate weggerissen, als in Gefangenschaft geraten, wo sie uns erniedrigen würden. Auch die Verwundeten standen auf, wer noch konnte ...

Als ich den ersten faschistischen Soldaten sah, brachte ich kein Wort raus, es verschlug mir die Sprache. Sie waren alle so jung, waren fröhlich und haben gelächelt. Und egal, wo sie Rast machten, wenn sie einen Brunnen oder eine Pumpe entdeckten, dann wuschen sie sich gleich. Sie hatten immer die Ärmel hochgekrempt. Sie wu-

sich... Da stieg so ein Hass in mir hoch ... Als ich nach Hause kam, musste ich zweimal die Bluse wechseln. So sehr protestierte alles in mir dagegen, dass sie hier waren. Ich konnte nachts nicht schlafen. Unsere Nachbarin Klawa, die war schlagartig gelähmt, als sie sah, dass sie auf unserer Erde herumlaufen ... In ihrem Haus ...»

Maria Wassiljewna Shloba
Partisanin

«Die Deutschen kamen auf Motorrädern ins Dorf. Ich starrte sie aus weit aufgerissenen Augen an: Sie waren jung und fröhlich, sie lachten die ganze Zeit. Dröhnend laut! Mir stockte das Herz, weil sie hier waren, auf unserem Boden, und auch noch lachten.

Ich träumte nur von Rache ... Ich stellte mir vor, ich würde sterben, und dann schreibt jemand ein Buch über mich...

Dreiundvierzig kam meine Tochter zur Welt. Da waren mein Mann und ich schon bei den Partisanen. Ich habe sie im Sumpf geboren, auf einem Strohhaufen. Die Windeln hab' ich an meinem Körper getrocknet, sie auf meinem Bauch gewärmt und dann damit das Kind gewickelt. Ringsum stand alles in Flammen, sie haben die Dörfer verbrannt. Mitsamt den Menschen darin. Auf grossen Scheiterhaufen verbrannten sie die Menschen ... In Schulen... In Kirchen... Meine kleine Nichte fragte mich: ‚Tante Manja, wenn ich verbrenne, was bleibt dann von mir übrig? Nur meine Schuhe ...?‘

Ich habe selbst Brandreste eingesammelt. Die Familie meiner Freundin. Wir fanden Knochen, und wenn noch ein Stück Kleidung übrig war, erkannten wir daran, wer das war. Ich hebe ein Stück Stoff hoch, sie sagt: ‚Mamas Jacke ...‘, und fällt um. Die Knochen sammelten wir in Laken, in Kissenbezügen – was jeder so an Sauberem hatte. Dann legten wir sie in ein Gemeinschaftsgrab. Nur weisse Knochen. Öder Knochenasche. Ich erkannte sie schon ... Konnte sie unterscheiden ... Sie ist ganz weiss ...

Danach hatte ich keine Angst mehr, egal, wohin man mich schickte. Mein Kind war noch klein, drei Monate alt, und ich nahm es mit. Wenn der Kommissar mich zu einem Auftrag schickte, weinte er: ‚Es zerreisst mir das Herz.‘ Ich holte aus der Stadt Medikamente, Mullbinden und Serum. Das legte ich dem Kind zwischen Ärmchen und Beinchen und wickelte die Windel darüber. Im Wald starben die Verwundeten. Ich musste einfach gehen. Niemand sonst kam durch, überall standen Posten, Deutsche und Polizisten, nur ich kam durch. Mit dem Wickelkind ...

Heute fällt es mir schwer, das zu erzählen... Ach, es war schlimm! Damit das Kind Fieber bekam und weinte, hab' ich es mit Salz eingerieben. Es wurde ganz rot, bekam Ausschlag und schrie wie am Spiess. Wenn mich ein Posten anhielt, sagte ich: ‚Typhus, Pan, Typhus ...‘ Sie jagten mich weg, damit ich schnell weiterging: ‚Weg! Weg!‘ Ja, ich rieb es mit Salz ein und legte Knoblauch dazu. So ein kleines Baby... Gerade drei Monate alt, als ich es das erste Mal mitnahm... Ich stillte es noch.

Wenn wir die Posten passiert hatten, ging ich in den Wald und weinte und weinte. Ich schrie! So sehr tat mir das Kind leid. Aber nach ein, zwei Tagen ging ich wieder los. Es musste sein...»

Maria Timofejewna Sawizkaja-Radjukewitsch
Partisanin

«Ich lernte den Hass kennen... Sofort. Einen solchen Hass! Wie konnten sie auf unserem Boden herumlaufen! Wer waren sie denn ... Woher... Ich hatte nur Hass im Herzen. So sehr, dass ich Fieber bekam. Fieber von diesen Bildern... Weil sie hier waren...

Ich habe so viel Blut und Tote auf den Strassen gesehen. So viele... Unsere Gefangenen... Wenn eine Kolonne vorbeizog, blieben Hunderte Leichen am Wegrand liegen. Die Menschen waren völlig entkräftet, sie fielen um. Und wurden erschossen. Wie tollwütige

Hunde. Niemand beklagte mehr die Toten. Niemand weinte um sie. Die Tränen waren versiegt.

Wir gingen alle in den Wald: Vater, meine Brüder und ich. Zu den Partisanen. Mama blieb nur wegen der Kuh ...»

Jelena Fjodorowna Kowalewskaja
Partisanin

«Ich habe gar nicht erst überlegt... Ich hatte einen Beruf, der an der Front gebraucht wurde. Ich habe keine Sekunde nachgedacht oder gezögert. Überhaupt habe ich damals nur wenige Menschen getroffen, die diese Zeit irgendwie aussitzen wollten. Abwarten. An eine erinnere ich mich. Eine junge Frau, unsere Nachbarin. Sie sagte mir ehrlich: ‚Ich liebe das Leben. Ich will mich pudern und schminken, ich will nicht sterben.‘ Aber sie war die Einzige. Vielleicht fielen sie nicht auf, vielleicht schwiegen sie. Schwer zu sagen ...

Ich weiss noch, ich trug die Blumen aus meinem Zimmer und bat die Nachbarn: ‚Giesst sie bitte. Ich bin bald zurück.‘

Doch ich kam erst nach vier Jahren wieder.

Die Mädchen, die zu Hause blieben, beneideten uns, und die Frauen weinten. Eins der Mädchen, das auch mit mir fuhr, stand da, alle weinten, nur sie nicht. Da machte sie sich die Augen mit Wasser nass. Mit einem Taschentuch. Weil... es war ihr peinlich, schliesslich weinten alle. Woher sollten wir wissen, was Krieg bedeutete? Wir waren so jung...»

Anna Semjonowna Dubrowina-Tschekunowa
Garde-Oberleutnant der Luftstreitkräfte

«Ich war gerade fertig mit dem Studium an der medizinischen Fachschule. Ich kam nach Hause, mein Vater war krank. Und plötzlich war Krieg. Ich weiss noch, es war Morgen ... Ich erfuhr die schreckliche Nachricht am Morgen... Der Tau auf den Blättern war noch nicht getrocknet, und schon hiess es: Krieg! An diesen Tau, den ich

plötzlich auf den Bäumen sah, als die Nachricht kam, an den musste ich auch an der Front oft denken. Die Natur stand im Kontrast zu dem, was mit den Menschen geschah. Die Sonne schien hell... Die Blumen blühten... Meine geliebten Glockenblumen, die Wiesen waren übersät von ihnen ...

Ich erinnere mich, wir lagen in einem Weizenfeld, ein sonniger Tag. Die deutschen MPs ratterten ta-ta-ta-ta, dann war Stille. Man hörte nur den Weizen rauschen. Dann wieder die deutschen MPs ta-ta-ta-ta... Und du denkst: Wirst du wohl noch einmal den Weizen rauschen hören? Dieses Rauschen ...»

Maria Afanassjewna Garatschuk
Militärfeldscherin

«Wir wurden ins Hinterland evakuiert, nach Saratow. In knapp drei Monaten wurde ich zur Dreherin ausgebildet. Wir standen zwölf Stunden an der Drehmaschine. Aber wir hatten nur eins im Kopf: An die Front! Ich ging mit meiner Freundin ins Wehrkomitee, dort sagten wir nicht, dass wir in der Fabrik arbeiteten. Dann hätten sie uns nicht genommen. So aber schrieben sie uns ein.

Wir kamen an die Infanterieschule Rjasan. Dort wurden wir zu MG-Gruppen-Kommandeuren ausgebildet. Ein MG ist schwer, und das musst du schleppen. Wie ein Pferd. Nachts stehst du Wache und lauschst auf jeden Laut, wie ein Luchs. Auf jedes Rascheln. Im Krieg, das sage ich Ihnen, da ist man halb Mensch, halb Tier. Da kommt etwas Uraltes in dir hoch. Etwas Archaisches. Anders überlebst du nicht.

Ich bin bis Warschau gekommen. Alles zu Fuss. Ich mag keine Bücher über den Krieg. Über Helden ...»

Ljubow Iwanowna Ljubtschik
Kommandeurin eines MP-Schützenzuges

«Eine Parade wurde abgehalten ... Unsere Partisanenabteilung hatte sich mit Einheiten der Roten Armee vereinigt, und nach der Parade sagte man uns, wir sollten die Waffen abgeben und die Stadt wieder aufbauen. Das wollte uns nicht in den Kopf: Wie das – der Krieg ging doch weiter, bislang war nur Weissrussland befreit, und da sollten wir schon die Waffen abgeben? Wir alle wollten weiterkämpfen. Wir gingen ins Wehrkomitee, alle unsere Mädchen... Ich sagte, ich sei Krankenschwester und wolle an die Front geschickt werden. Man versprach mir: ‚Gut, wir setzen Sie auf unsere Liste, und wenn wir Sie brauchen, dann holen wir Sie. Vorerst aber gehen Sie an Ihre Arbeit zurück.‘

Ich wartete. Es kam keine Einberufung. Ich ging wieder ins Wehrkomitee ... Viele Male ... Schliesslich sagten sie mir offen, es bestehe kein Bedarf, sie hätten genug Krankenschwestern. Aber in Minsk müssten die Trümmer weggeräumt werden. Die ganze Stadt lag in Trümmern... Was für Mädchen das waren bei uns, wollen Sie wissen? Zum Beispiel Tschernowa, die war schon schwanger, sie trug eine Mine am Leib, direkt daneben schlug das Herz ihres künftigen Kindes. Urteilen Sie selbst, was das für Menschen waren. Wir müssen das nicht lange ergründen, wir waren einfach so. Wir waren so erzogen, für uns waren die Heimat und wir ein und dasselbe. Oder eine andere Freundin von mir, die ging mit ihrem kleinen Mädchen durch die Stadt, das trug unterm Kleid Flugblätter, der ganze Körper war damit umwickelt, und sie hob die Ärmchen und klagte: ‚Mama, mir ist heiss ... Mama, mir ist heiss ...‘ Und auf der Strasse liefen überall Deutsche rum und Polizisten.

Und sogar die Kinder... Wir nahmen sie mit in die Abteilung, aber es waren doch Kinder. Die Deutschen umzingelten uns. Belagerung. Alle sahen, dass Gefahr drohte, und wir beschlossen, die Kinder ins Hinterland zu schicken, aber sie liefen aus dem Kinderheim weg an die Front. Unterwegs wurden sie wieder eingefangen, aber sie liefen immer wieder weg, immer wieder, an die Front...

Die Geschichtsschreiber werden sich noch hundert Jahre fragen: Was war das? Stellen Sie sich vor, eine Schwangere mit einer Mine... Sie wollte das Kind doch ... Sie liebte es, wollte leben. Und natürlich hatte sie Angst. Aber sie ging trotzdem ...»

Vera Sergejewna Romanowskaja
Partisanin, Krankenschwester

«Der Sommer begann... Ich machte meinen Abschluss an der medizinischen Fachschule. Bekam mein Diplom. Krieg! Wir wurden ins Wehrkomitee bestellt, der Befehl lautete: ‚Ihr habt zwei Stunden Zeit. Zum Packen. Wir schicken euch an die Front.‘ Ich packte alles in einen kleinen Koffer.»

«Was haben Sie denn mitgenommen?»

«Konfekt.»

«Wie?»

«Einen ganzen Koffer voll Konfekt. Dort in dem Dorf, wohin ich nach der Fachschule geschickt wurde, hatte ich Reisegeld bekommen. Und für das ganze Geld habe ich einen Koffer voll Schokoladenkonfekt gekauft. Obendrauf legte ich das Foto unseres Jahrgangs, mit allen meinen Mädchen. Ich kam ins Wehrkomitee. Der Chef fragte: ‚Wohin sollen wir Sie schicken?‘ Ich darauf: ‚Wohin geht denn meine Freundin?‘ Wir waren zusammen ins Leningrader Gebiet gekommen, sie arbeitete im Nachbardorf, fünfzehn Kilometer entfernt. Er lachte. ‚Dasselbe hat sie auch gefragte Er nahm meinen Koffer, trug ihn zu dem Anderthalbtonner, der uns zur Bahnstation bringen sollte. ‚Was haben Sie denn da Schweres drin?‘ – ‚Konfekt. Den ganzen Koffer voll.‘ Er verstummte. Hörte auf zu lächeln. Ich sah, ihm war nicht wohl zumute, er schämte sich sogar irgendwie. Er war ein älterer Mann ... Er wusste, wohin er mich schickte ...»

Maria Wassilijewna Tichomirowa
Feldscherin

«Im Wehrkomitee war ein Aushang: Kraftfahrer gesucht. Ich besuchte einen Kraftfahrerlehrgang. Sechs Monate. Dass ich Lehrerin war, spielte keine Rolle. (Vor dem Krieg war ich an der pädagogischen Fachschule.) Wer braucht im Krieg schon Lehrer? Da braucht man Soldaten. Wir waren viele Mädchen, ein ganzes Kfz-Bataillon.

Einmal während der Ausbildung... Ich muss heute noch weinen, wenn ich daran denke ... Es war Frühling. Wir waren fertig mit dem Schiessen und gingen zurück. Ich pflückte Veilchen. Einen kleinen Strauss. Ich band ihn ans Bajonett. Und so lief ich weiter.

Im Lager liess uns der Kommandeur antreten und rief mich auf. Ich trat vor ... Ich hatte die Veilchen am Gewehr ganz vergessen. Und er schimpfte: ‚Ein Soldat hat ein Soldat zu sein, kein Blumenpflücker.‘ Er verstand nicht, wie man in so einer Atmosphäre an Blumen denken konnte. Aber ich warf die Veilchen nicht weg. Ich nahm sie ab und steckte sie in die Tasche. Dafür bekam ich zwei Extradienste ausser der Reihe aufgebracht.

Ein andermal stand ich Wache. Um zwei Uhr nachts kam die Ablösung, aber ich schickte ihn schlafen: ‚Du kannst am Tag übernehmen, jetzt bleibe ich hier.‘ Ich schob gern die ganze Nacht Wache, bis zum Morgengrauen, nur um die Vögel zu hören. Nur nachts erinnerte etwas an das frühere Leben. Das Leben im Frieden.

Als wir abrückten an die Front und die Strasse entlangliefen, standen die Menschen dicht an dicht: Frauen, alte Männer, Kinder. Alle weinten: ‚Mädchen gehen an die Front.‘ Wir waren ein ganzes Mädchenbataillon...

Ich war Kraftfahrerin. Nach dem Gefecht sammelten wir die Toten ein ... Alles blutjunge Burschen ... Halbe Kinder ... Und auf einmal lag da ein Mädchen. Ein totes Mädchen... Da verstummten alle... Den ganzen Weg bis zum Gemeinschaftsgrab haben wir geschwiegen.»

Tamara Illarionowna Dawidowitsch
Unterfeldwebel, Kraftfahrerin

«Wie fuhr ich an die Front? Ich dachte ja, es wäre nicht für lange. Wir würden den Feind bald besiegen! Ich nahm einen Rock mit, meinen Lieblingsrock, zwei Paar Socken und ein Paar Schuhe. Wir zogen uns zurück aus Woronesh, aber ich weiss noch, wir liefen in einen Laden, und dort kaufte ich mir ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen. Ja, wir waren auf dem Rückzug, es war schrecklich, alles schwarz, voller Rauch (aber der Laden war offen), und ich wollte mir unbedingt diese Schuhe kaufen. Das weiss ich noch wie heute, so elegante Schühchen ... Und Parfüm habe ich mir noch gekauft...

Es ist schwer, ganz plötzlich auf das normale Leben zu verzichten, wie es vorher war. Ich wollte noch nicht an den Krieg denken. Nicht nur Herz und Verstand, der ganze Organismus sträubte sich dagegen. Ich wollte diesen Geruch nicht in mich eindringen lassen... Den Geruch der Angst... Als ich anfang, an den Tod zu denken, war ich sehr einsam ...»

Vera Iossifowna Chorewa
Militärchirurgin

Vom Alltag und vom Sein

«Wir hatten gedacht... Wir wollten kämpfen ...

Wir wurden in einem Waggon untergebracht, und die Ausbildung ging los. Alles war ganz anders, als wir es uns zu Hause vorgestellt hatten. Wir mussten früh aufstehen, und dann waren wir den ganzen Tag auf den Beinen. Doch in uns war das frühere Leben noch lebendig. Wir waren empört, wenn der Kommandeur unserer Abteilung, Unteroffizier Guljajew, der nur einen Vierklassenabschluss besass, mit uns die Dienstvorschriften paukte und manche Wörter falsch aussprach. Wir dachten: Was kann der uns schon beibringen? Aber er brachte uns bei, wie man am Leben bleibt...

Nach der Quarantäne, vor dem Fahneid, gab der Hauptfeldwebel die Uniformen aus: Mantel, Käppi, Feldbluse, Röcke, als Unterwäsche zwei langärmelige Männerhemden aus Nessel, statt Gamaschen Strümpfe und schwere amerikanische Schuhe mit Metallbeschlägen am Absatz und vorn. Ich war die Kleinste in der Kompanie, ein Meter dreiundfünfzig, Schuhgrösse vierunddreissig, so winzige Grössen lieferte die Militärindustrie natürlich nicht, und Amerika schon gar nicht. Ich bekam Schuhe in Grösse zweiundvierzig, die ich ohne Aufschnüren an- und auszog; sie waren so schwer, dass ich beim Laufen die Füsse über den Boden schleifte. Beim Exerzierschritt auf Strassenpflaster sprühten meine Schuhe Funken, und mein Gang sah nach allem Möglichen aus, nur nicht nach Exerzierschritt. Wenn ich an den ersten Marsch denke – ein Albtraum. Ich war bereit, Heldentaten zu vollbringen, aber nicht, Stiefel in Grösse zweiundvierzig zu tragen. Die waren so schwer und so hässlich.

Der Kommandeur sah mich laufen und rief mich aus dem Glied.

„Smirnowa, was ist das für ein Exerzierschritt? Hat man dir das etwa so beigebracht? Warum hebst du nicht die Beine? Drei Dienste ausser der Reihe.“

Ich antwortete: „Zu Befehl, Genosse Oberleutnant, drei Dienste ausser der Reihe!“, drehte mich um, wollte zurückgehen und fiel hin. Ich war unversehens aus den Stiefeln geschlüpft. Die Füsse waren blutig gescheuert.

Da war klar, warum ich nicht richtig laufen konnte. Der Kompanieschuster Parschin wurde angewiesen, mir aus alter Zeltbahn ein Paar Stiefel zu machen, Grösse sechsunddreissig...»

Nonna Alexandrowna Smirnowa
Soldatin, Flakartilleristin

«Es gab auch viel Lustiges ... Die Disziplin, die Dienstvorschrift, die Rangabzeichen – diese ganzen militärischen Raffinessen begriffen wir nicht auf Anhieb. Wir standen Wache, bewachten Flugzeuge. In der Dienstvorschrift heisst es, wenn jemand kommt, muss man ihn anhalten: ‚Halt, wer da?‘ Meine Freundin sieht den Regimentskommandeur kommen und schreit: ‚Halt, wer da? Entschuldigen Sie, aber ich werde schiessen!‘ Stellen Sie sich das vor! Sie schreit: «Entschuldigen Sie, aber ich werde schiessen!»»

Antonina Grigorjewna Bondarewa
Gardeleutnant der Luftstreitkräfte

«Die Mädchen kamen mit langen Haaren an die Schule. Auch ich hatte Zöpfe um den Kopf gewickelt... Aber wie sollten wir die Haare waschen? Und trocknen? Kaum hat man sie gewaschen, da ist Alarm, und man muss losrennen. Unsere Kommandeurin Marina Raskowa ordnete an, dass wir uns die Haare abschneiden mussten. Die Mädchen schnitten sich die Haare ab und weinten. Nur Lilja Litwak, später eine berühmte Fliegerin, wollte und wollte sich nicht von ihrem Zopf trennen.

Ich hin zur Raskowa: «Genossin Kommandeur, Befehl ausgeführt, nur Litwak weigert sich.»

Marina Raskowa konnte trotz aller weiblichen Sanftheit ein sehr strenger Kommandeur sein. Sie schickte mich zurück: ‚Was bist du für eine Parteisekretärin, wenn du nicht dafür sorgen kannst, dass ein Befehl ausgeführt wird! Kehrt, Marsch!‘

Kleider, Absatzschuhe... Es tat uns so leid darum, wir versteckten sie in Säckchen. Tagsüber immer in Stiefeln, stolzierten wir wenigstens abends ein bisschen in unseren Schuhen rum, vorm Spiegel. Raskowa sah das – und nach ein paar Tagen kam der Befehl: Alle Frauenkleider nach Hause schicken. Dafür lernten wir das neue Flugzeug in einem halben Jahr beherrschen statt wie in Friedenszeiten in zwei Jahren.

Bei den ersten Trainingsflügen kamen zwei Besatzungen ums Leben. Vier Säрге standen da. Wir heulten Rotz und Wasser, alle drei Regimenter.

Kommandeurin Raskowa hielt eine Ansprache: ‚Freundinnen, wischt euch die Tränen ab. Das sind unsere ersten Verluste. Es wird noch viele geben. Ballt euer Herz zur Faust ...‘

Später, im Krieg, beerdigten wir unsere Toten ohne Tränen. Wir weinten nicht mehr.

Wir flogen Jagdflugzeuge. Allein die Höhe war eine schreckliche Belastung für den weiblichen Körper, manchmal wurde der Bauch regelrecht gegen die Wirbelsäule gedrückt. Aber unsere Mädchen flogen und schossen Asse ab, und was für Asse! Wissen Sie, wenn wir kamen, bestaunten uns die Männer: Die Fliegerinnen! Sie bewunderten uns ...»

Klawdija Iwanowna Terechowa
Hauptmann der Luftstreitkräfte

«Im Herbst wurde ich ins Wehrkomitee bestellt. Der Chef fragte mich: ‚Können Sie springen?‘ Ich bekannte, ich hätte Angst. Er agitierte mich lange für die Fallschirmtruppe: schicke Uniform, jeden Tag Schokolade. Aber ich hatte von klein auf Höhenangst. ‚Möchten Sie zur Flakartillerie?‘ Als ob ich gewusst hätte, was das ist. Da schlug er vor: ‚Dann schicken wir Sie in eine Partisanenabteilung.‘ – ‚Und wie soll ich da Mama nach Moskau schreiben?‘ Da schrieb er mit Rotstift auf meinen Einsatzbefehl: ‚Steppenfront‘.

Im Zug verliebte sich ein junger Hauptmann in mich. Die ganze Nacht stand er in unserem Waggon. Er war schon vom Krieg gebrannt, schon mehrfach verwundet. Er sah mich immerzu an, dann sagte er: ‚Verotschka, sinken Sie bloss nicht herab, werden Sie nicht grob. Sie sind so zart. Ich habe schon so viel gesehen!‘ Und noch mehr in der Art, von wegen, dass es schwer ist, im Krieg sauber zu bleiben ...

Einen ganzen Monat lang war ich mit meiner Freundin unterwegs zur vierten Gardearmee der Zweiten Ukrainischen Front. Als wir sie erreicht hatten, kam der leitende Chirurg kurz aus seinem Zelt, sah uns an und brachte uns ins Operationszelt: ‚Das hier ist euer OP-Tisch.‘ Die Sanitätsautos kamen ununterbrochen, grosse Autos, Studebakers, die Verwundeten lagen auf der Erde, auf Tragen. Wir fragten nur: ‚Welche zuerst?‘ – ‚Die, die still sind.‘ Eine Stunde später stand ich schon an meinem eigenen Tisch und operierte. Und dann riss es nicht ab ... Tag und Nacht Operationen, dazwischen kurz schlafen, schnell die Augen gerieben, gewaschen, und wieder ab an den OP-Tisch. Jeder Dritte ein Toter. Wir schafften es nicht, allen zu helfen. Jeder Dritte ein Toter...

Auf der Bahnstation in Shmerinka gerieten wir in einen schrecklichen Bombenangriff. Der Zug blieb stehen, und wir rannten los. Auch unser Politstellvertreter, dem war am Vortag erst der Blinddarm rausgeschnitten worden, auch der rannte. Die ganze Nacht sasssen wir im Wald, versteckten uns, von unserem Zug war nichts mehr übrig. Gegen Morgen durchkämmten deutsche Flugzeuge im Tiefflug den Wald. Wo sollten wir hin? In die Erde kriechen wie ein Maulwurf ging nicht. Ich umklammerte eine Birke: ‚Ach, Mama, Mamotschka! Sag bloss, ich muss sterben? Wenn ich überlebe, dann bin ich der glücklichste Mensch auf der Welt.‘ Alle, denen ich das hinterher erzählte, wie ich mich an die Birke geklammert habe, mussten sehr lachen. Es wäre ein Kinderspiel gewesen, mich zu treffen. Ich in voller Grösse an die Birke gelehnt, eine Birke ist doch weiss ...

Den Tag des Sieges erlebte ich in Wien. Wir fuhren in den Zoo, ich wollte unbedingt iri den Zoo. Ich hätte mir auch ein Konzentrationslager ansehen können, aber das wollte ich damals nicht... Ich wollte etwas Schönes ... Aus einer anderen Welt...»

Vera Wladimirowna Schewaldyschewa
Oberleutnant, Chirurgin

«Wir waren drei: Mutter, Vater und ich. Als Erster ging Vater an die Front. Mutter wollte mit ihm zusammen gehen, sie ist Krankenschwester, aber sie wurden an verschiedene Orte geschickt. Ich war damals erst sechzehn... Mich wollten sie nicht nehmen ... Ich ging immer wieder ins Wehrkomitee, und nach einem Jahr wurde ich genommen.

Wir fuhren lange mit dem Zug. Im Zug sassen ausser uns noch Soldaten, die aus dem Lazarett zurückkehrten, darunter auch junge Burschen. Sie erzählten uns von der Front, und wir hörten mit offenem Mund zu. Sie sagten, der Zug würde unterwegs bestimmt beschossen, und wir warteten: Wann geht der Beschuss endlich los? Wir wollten in unserer Einheit sagen können, dass wir unsere Feuertaufe schon hinter uns hatten.

Dann waren wir am Ziel. Aber wir bekamen keine Gewehre, sondern Suppenkessel und Waschröge. Lauter Mädchen in meinem Alter; bis dahin waren wir von den Eltern geliebt und verwöhnt worden. Ich war Einzelkind. Und nun mussten wir Brennholz schleppen, den Ofen heizen. Hinterher warfen wir die Asche in den Kessel, statt Seife; die Wäsche war sehr schmutzig, verlaust. Und voller Blut...»

Swetlana Wassiljewna Katychina
Soldatin einer Bade- und Wascheinheit

«Ich erinnere mich noch heute an meinen ersten Verwundeten ... An sein Gesicht... Er hatte einen offenen Bruch im mittleren Hüftdrittel. Stellen Sie sich vor, der Knochen sticht raus, eine Splitterwunde, alles ist aufgerissen. Theoretisch wusste ich, was zu tun war, aber als ich zu ihm kroch und das feah, wurde mir schlecht, mir wurde übel. Da höre ich: ‚Trink einen Schluck Wasser, Schwestern Das war der Verwundete. Er hatte Mitleid mit mir. Ich sehe das Bild noch heute. Nach seinen Worten kam ich zu mir: Ach, dachte ich, du blödes Turgenjew’sches Fräulein! Hier stirbt ein Mensch, und dir zartem Pflänzchen wird übel. Ich riss das Verbandspäckchen

auf, deckte die Wunde ab und mir wurde leichter; ich versorgte ihn, wie es sich gehört.

Wenn ich mir heute so Filme über den Krieg ansehe: Eine Krankenschwester in vorderster Linie, sauber und adrett, nicht in Wattehosen, sondern im Rock, ein Käppi auf dem Kopf. Nein, das stimmt nicht! Wie hätten wir denn Verwundete rausschleppen können, wenn wir so rumgelaufen wären! Man kriecht nicht lange im Rock rum, wenn ringsum lauter Männer sind. Um die Wahrheit zu sagen, Röcke bekamen wir erst zu Kriegsende, für den Ausgang. Da erst bekamen wir auch zum ersten Mal Frauenwäsche statt Männerunterzeug. Wir waren überglücklich. Wir liessen die Feldbluse ein Stück offen, damit man sie sah...»

Sofja Konstantinowna Dubnjakowa
Feldweibel, Sanitätsinstrukteurin

«Ein Bombenangriff... Alle rennen weg... Auch ich laufe. Ich höre jemanden stöhnen: ‚Hilfe...‘ Aber ich renne weiter. Ein paar Minuten später begreife ich, ich spüre die Sanitasche auf meiner Schulter. Und Scham ... Von Angst keine Spur mehr! Ich renne zurück: Da stöhnt ein verwundeter Soldat. Ich stürze zu ihm, verbinde ihn. Dann einen zweiten, einen dritten ...

Das Gefecht endete in der Nacht. Am Morgen fiel frischer Schnee. Darunter lagen Tote... Viele mit hochgereckten Armen ...»

Anna Iwanowna Beljai
Krankenschwester

«Ich sah den ersten Toten ... Ich stehe da und weine ... Beweine ihn... Da ruft ein Verwundeter: ‚Verbinde mir das Bein!‘ Es baumelt lose im Hosenbein. Ich schneide das Hosenbein ab. ‚Leg mir das Bein her! Neben mich.‘ Ich lege es ihm hin. Wenn sie bei Bewusst-

sein sind, dann darf man ihr Bein oder ihren Arm nicht liegen lassen. Sie nehmen sie mit...

Im Krieg dachte ich: Das werde ich nie vergessen. Aber man vergisst...

Aber das habe ich im Gedächtnis behalten... Wie eingebrannt... Ein junger, gut aussehender Bursche. Tot. Ich hatte gedacht, die Gefallenen würden mit allen militärischen Ehren begraben, aber sie schleppten ihn zu einem Nussbaum. Schaufelten ihm ein Grab... Ohne Sarg, ohne alles verscharrten sie ihn und schütteten einfach Erde drauf. Die Sonne schien ganz hell, auch auf ihn... Es war Sommer. Keine Zeltplane, nichts, einfach in Feldbluse und Stiefelhose lag er in der Erde, wie er war, alles nagelneu, er war wohl gerade erst angekommen. Und so haben sie ihn in die Erde gelegt und verscharrt. Die Grube war nicht sehr tief, gerade mal so, dass er reinpasste. Seine Verwundung war nicht gross, aber tödlich – in die Schläfe, es hat kaum geblutet, er lag da wie lebendig, nur sehr blass.

Nach dem Beschuss begann ein Bombenangriff. Die Stelle wurde bombardiert. Ich weiss nicht, was dort noch übrig blieb ...

Und in der Umzingelung, wie wurden die Menschen da begraben? Direkt neben uns, neben dem Schützengraben, in dem wir selber sassen, haben wir sie verscharrt, und aus. Da blieb nur ein kleiner Hügel. Und der wurde, wenn nach uns die Deut' sehen kamen oder Autos, dann wurde der sofort niedergewalzt. Da war dann nur noch ganz normale Erde, keine Spur mehr. Oft begruben wir Tote im Wald unter Bäumen... Unter diesen Eichen, unter diesen Birken...

Ich kann bis heute nicht in den Wald gehen. Besonders, wo alte Eichen oder Birken stehen ... Da kann ich nicht sitzen ...»

Olga Wassiljewna Korsh
Sanitätsinstrukteurin einer Kavallerieschwadron

«Am unerträglichsten waren für mich die Amputationen ... Oft wurde sehr hoch amputiert, das ganze Bein wurde abgeschnitten, und ich konnte es kaum halten, konnte es kaum bis zur Schüssel tragen. Ich erinnere mich, dass sie sehr schwer waren. Du nimmst es ganz vorsichtig, dass der Verwundete es nicht merkt, und trägt es wie ein Kind ... Besonders, wenn sehr weit oben amputiert wurde, weit überm Knie. Daran konnte ich mich nicht gewöhnen. Ich träumte dauernd, dass ich ein Bein trage...

Meiner Mutter schrieb ich nichts davon. Ich schrieb ihr: Alles in Ordnung, ich habe warme Kleider und Schuhe. Sie hatte schon drei an die Front geschickt, sie hatte es schwer ...»

Maria Seliwestrowna Boshok
Krankenschwester

«Geboren und aufgewachsen bin ich auf der Krim... Einundvierzig beendete ich die zehnte Klasse. Als der Krieg ausbrach, hörte ich in den ersten Tagen Radio ... Ich begriff, dass wir auf dem Rückzug waren... Ich lief ins Wehrkomitee, wurde aber nach Hause geschickt. Ich lief noch zweimal hin und wurde beide Male weggeschickt. Am achtundzwanzigsten Juli kamen Truppen auf dem Rückzug durch unser Slobodka, und mit denen ging ich ohne jede Einberufung an die Front.

Als ich den ersten Verwundeten sah, fiel ich in Ohnmacht. Dann ging das vorbei. Als ich das erste Mal im Kugelhagel einen Soldaten holen ging, schrie ich so, dass ich dachte, ich übertönte damit den Gefechtslärm. Dann gewöhnte ich mich daran. Nach zehn Tagen wurde ich verwundet, ich zog den Splitter selber raus und verband mich selbst...

Am fünfundzwanzigsten Dezember zweiundvierzig stürmte unsere dreihundertdreiunddreissigste Division der sechsundfünfzigsten Armee eine Anhöhe vor Stalingrad. Der Gegner wollte sie um jeden Preis zurückerobern. Es kam zum Gefecht. Panzer rückten an, wurden aber von unserer Artillerie gestoppt. Die Deutschen wichen

zurück, im Niemandsland lag ein verwundeter Leutnant, der Artillerist Kost ja Chudow. Die Sanitäter, die ihn herausholen wollten, wurden getötet. Zwei Sani-Schäferhunde (die sah ich da zum ersten Mal) krochen los und wurden ebenfalls getötet. Da nahm ich meine Mütze ab, stand auf und sang, erst leise, dann immer lauter unser Lieblingslied von vor dem Krieg: ‚In den Kampf habe ich dich geleitet ...‘ Auf beiden Seiten wurde es still – bei uns und bei den Deutschen. Ich ging zu Kostja, legte ihn auf den Schlitten und brachte ihn zu den Unseren. Ich lief und dachte: Nur nicht in den Rücken, dann lieber ein Kopfschuss. Aber es fiel kein einziger Schuss, bis ich die Unseren erreicht hatte...’

Uniformen gab es für uns nie genug: Sie waren immer voller Blut. Mein erster Verwundeter war Oberleutnant Below, mein letzter – Sergej Petrowitsch Trofimow, Unterfeldwebel eines Minenwerferzuges. Neunzehnhundertsiebzig kam er mich besuchen, und ich zeigte meinen Töchtern, wo er am Kopf verwundet worden war, da hat er noch heute eine grosse Narbe. Insgesamt habe ich vierhunderteinundachtzig Verwundete aus dem Feuer getragen. Ein Journalist hat mal nachgerechnet: Ein ganzes Schützenbataillon... Wir schleppten Männer, die zwei, drei Mal so viel wogen wie wir selbst. Und Verwundete sind noch schwerer. Man schleppt ja nicht nur ihn selber, sondern auch seine Waffe, und dann hat er noch Mantel und Stiefel an. Du lädst dir achtzig Kilo auf und schleppst sie. Wirfst sie ab ... Und gehst den Nächsten holen, wieder siebzig, achtzig Kilo ... Und das fünf, sechs Mal bei einem Angriff. Und selber wiegst du gerade achtundvierzig Kilo – wie eine Ballerina. Heute ist das kaum noch zu glauben... Ich kann es selbst nicht glauben...»

Maria Petrowna Smirnowa (Kucharskaja)
Sanitätsinstrukteurin

«Das war zweiundvierzig... Wir hatten einen Kampfauftrag. Überquerten die Frontlinie, machten Halt an einem Friedhof. Die Deutschen, das wussten wir, waren fünf Kilometer entfernt. Es war Nacht, sie warfen die ganze Zeit Leuchtraketen ab. Mit Fallschirmen. Diese Raketen brennen lange und erleuchten ein weites Gelände sehr hell. Der Zugführer führte mich an den Rand des Friedhofs, zeigte mir, von wo die Leuchtraketen abgeworfen wurden, und ein Gebüsch, aus dem Deutsche auftauchen konnten. Ich fürchtete mich nicht vor Toten, hatte von klein auf keine Angst auf dem Friedhof, aber ich war zweiundzwanzig und stand das erste Mal Posten... In diesen zwei Stunden bekam ich graue Haare ... Meine ersten grauen Haare, eine ganze Strähne, die entdeckte ich am nächsten Morgen. Ich stand die ganze Zeit da und schaute auf dieses Gebüsch, es raschelte, bewegte sich, und ich dachte, da kommen Deutsche ... Und noch etwas ... Irgendwelche Ungeheuer... Und ich war ganz allein...

Ist das etwa Frauensache – nachts auf einem Friedhof Wache stehen? Die Männer nahmen alles anders, sie waren irgendwie vorbereitet auf den Gedanken, dass man Wache stehen muss, schießen ... Aber für uns war das doch alles sehr überraschend ... Oder ein Marsch von dreissig, vierzig Kilometern ... Mit voller Kampfausrüstung... Da fielen sogar Pferde um, Männer...»

Vera Safronouma Dawydowa
Soldatin, Infanteristin

«Sie wollten mich nicht für die Front... Ich war gerade erst sechzehn, noch lange keine siebzehn. Sie wollten unsere Feldscherin, sie bekam eine Einberufung. Sie weinte sehr, sie hatte einen kleinen Jungen. Ich ging ins Wehrkomitee: ‚Nehmen Sie mich an ihrer Stellen Meine Mutter wollte mich nicht lassen: ‚Nina, überleg doch mal, wie alt du bist. Vielleicht ist der Krieg ja bald vorbei.‘ Mutter ist eben Mutter. Aber wer sollte die Heimat verteidigen?

Die Soldaten gaben mir immer was ab, der eine einen Zwieback,

der andere ein Stück Zucker. Aus Mitleid. Ich wusste nicht, dass wir eine ‚Katjuscha‘ hatten, die stand hinter uns in Deckung. Sie begann zu schiessen. Das war ein gewaltiges Getöse, und alles brannte. Das hat mich so verblüfft, ich war so erschrocken über dieses Getöse, das Feuer, den Lärm, dass ich in eine Pfütze fiel und mein Käppi verlor. Die Soldaten lachten. ‚Was ist denn, Ninotschek? Was hast du denn, Mädchen?‘

Nahkampfangriffe ... Woran ich mich erinnere? Ich erinnere mich an das Knirschen... Sobald der Nahkampf losgeht, hört man sofort dieses Knirschen – Knorpel brechen, menschliche Knochen knacken... Bei einem Angriff ging ich immer mit den Soldaten, na ja, ein Stück dahinter, also eigentlich fast daneben. Unmittelbar vor meinen Augen... Männer, die sich gegenseitig abstechen. Verwundete werden getötet...

Nach dem Krieg kehrte ich zurück nach Tula. Nachts schrie ich dauernd. Meine Mutter und meine Schwester sassen nachts bei mir ... Ich wachte von meinen eigenen Schreien auf...»

Nina Wladimirowna Kowelenowa

Feldweibel, Sanitätsinstrukteurin einer Schützenkompanie

«Wir kamen in Stalingrad an. Dort tobten tödliche Gefechte. Der allerschlimmste Ort... Und wir mussten ans andere Ufer der Wolga. Keiner wollte uns anhören. ‚Was? Mädchen? Wer zum Teufel kann euch dort gebrauchen! Wir brauchen Schützen und MGs, keine Nachrichtenmädchen.‘ Und wir waren viele, achtzig Personen. Gegen Abend wurden die Mädchen, die grösser waren, mitgenommen, aber ich und noch ein Mädchen, wir beide nicht, weil wir so klein waren. Nicht gross genug. Sie wollten uns in der Reserve lassen, aber ich hab’ so geheult...

Beim ersten Gefecht stiessen die Offiziere mich die Brustwehr runter, ich hatte den Kopf rausgestreckt, um alles zu sehen. Das war eine Art Neugier, kindliche Neugier ... Der Kommandeur brüllte: ‚Soldat Semjonowa, sind Sie verrückt! Verdammt nochmal! Sie

sind gleich tot!’ Das konnte ich nicht verstehen: Wie – tot? Ich war doch gerade erst an die Front gekommen. Ich hatte ja noch gar nicht gekämpft.

Ich entdeckte den Tod erst... Ich wusste noch nicht, wie simpel und wahllos er ist...»

Nina Alexejwna Semjonowa
Soldatin der Nachrichtentruppen

«Ich habe den Krieg von Anfang bis Ende mitgemacht...

Ich schleppte meinen ersten Verwundeten, mir knickten fast die Beine ein. Ich flüsterte dauernd: ‚Dass er nur nicht stirbt... Dass er nur nicht stirbt ...‘ Ich verbinde ihn und weine, sage etwas Zärtliches zu ihm. Da kommt der Kommandeur vorbei. Und brüllt mich an, ziemlich saftig sogar...»

«Warum hat er Sie angebrüllt?»

«Man durfte nicht so viel Mitleid haben, nicht so weinen wie ich. Dann war man schnell mit der Kraft am Ende, und es waren doch viele Verwundete.

Wir fuhren, und da lagen Tote, ihre kahl geschorenen Köpfe waren grün wie Kartoffeln von der Sonne ... Und auf dem Feld verstreut wie Kartoffeln... Wie sie gelaufen waren, so lagen sie nun da, auf dem umgepflügten Feld ...»

Jekaterina Michailowna Rabtschajewa
Soldatin, Sanitätsinstrukteurin

«Ich weiss nicht mehr, wo das war ... Einmal waren es zweihundert Verwundete in einem Schuppen, und ich war ganz allein. Wir bekamen die Verwundeten direkt vom Schlachtfeld. Das war in irgendeinem Dorf... Das ist so viele Jahre her... Ich erinnere mich, ich schlief vier Tage lang nicht, setzte mich nicht einmal kurz hin, jeder schrie: ‚Schwester! Schwesterchen! Hilf mir, Liebe!‘ Ich rannte von einem zum anderen, und einmal stolperte ich, fiel hin und schlief

sofort ein. Ich erwachte davon, dass jemand schrie, ein Kommandeur, ein blutjunger Leutnant, auch verwundet, er hatte sich auf seine gesunde Seite gestützt und schrie: ‚Ruhe! Ruhe, das ist ein Befehl!‘ Er sah, dass ich keine Kraft mehr hatte, aber alle riefen nach mir, sie hatten Schmerzen: «Schwester! Schwesterchen!» Ich sprang auf, rannte los, wusste nicht, wie und wohin. Da habe ich zum ersten Mal, seit ich an der Front war, geweint.

Und dann... Sein eigenes Herz kennt man nie. Im Winter wurden gefangene deutsche Soldaten durch den Ort geführt. Völlig erfroren. Leicht angezogen. Mit zerrissenen Decken auf dem Kopf. Es herrschte ein solcher Frost, dass die Vögel im Flug erfroren. Sie fielen einfach vom Himmel. In der Kolonne lief ein Soldat, so ein kleiner... Ganz blau gefroren... Er hatte gefrorene Tränen im Gesicht... Ich war mit einer Fuhre Brot auf dem Weg in die Kantine. Er konnte den Blick nicht von diesem Wagen wenden, mich sah er gar nicht, nur den Wagen. Ich brach einen Laib in der Mitte durch und gab ihm die Hälfte. Er nahm das Brot. Ganz zaghaft... Ganz langsam ... Er konnte es nicht glauben...

Ich war glücklich... Ich war glücklich, dass ich nicht hassen konnte. Ich habe über mich selbst gestaunt.»

Natalja Iwanowna Sergejewa
Soldatin, Sanitäterin

«Nur ich allein bin zur Mutter zurückgekehrt...»

Ich fahre nach Moskau zu Nina Jakowlewna Wischnewskaja. Was ich über sie weiss, füllt vorerst nur wenige Zeilen in meinem Notizbuch: Ging mit siebzehn an die Front, kämpfte als Sanitätsinstrukturistin im ersten Bataillon der zweiunddreissigsten Panzerbrigade der fünften Armee. Nahm teil an der berühmten Panzerschlacht bei

Prochorowka, in der auf beiden Seiten – deutscher und sowjetischer – tausendzweihundert Panzer und Selbstfahrgeschütze in einem Technik-Duell aufeinandertrafen. Eine der grössten Panzerschlachten der Weltgeschichte.

Die Adresse habe ich von jungen Historikern aus der Stadt Borissow. Sie haben viel Material gesammelt über die zweiunddreissigste Panzerbrigade, die ihre Heimatgegend befreit hat. Sanitätsinstruktoren bei den Panzertruppen waren in der Regel Männer, hier dagegen – ein Mädchen. Ich machte mich gleich auf den Weg.

Inzwischen überlegte ich schon: Wie eine Auswahl treffen unter den Dutzenden Adressen? In der ersten Zeit hielt ich alle Erzählungen fest. Ich wurde von einer zur anderen weitergereicht, wurde eingeladen zu Veteranentreffen oder einfach so zum Piroggenessen: «Komm zu unserem Grossmuttertreffen. Wir reden immer über den Krieg. Mehr als über die Enkel.» Ich bekam Briefe aus dem ganzen Land, auch meine Adresse wurde «Per Feldpost» weitergereicht. Sie schrieben: «Du gehörst zu uns, du bist auch schon ein Frontmädchen.» Bald begriff ich: Ich kann nicht alles aufschreiben, ich brauche ein Auswahlprinzip. Aber was für eins? Ich sortierte alle Adressen, die ich hatte, und formulierte es für mich so: versuchen, Frauen verschiedener militärischer Berufe zu befragen. Jeder von uns sieht ja das Leben aus seiner Sicht, von seinem Platz im Leben oder aus dem Ereignis heraus, das er erlebt. Es wäre also logisch anzunehmen, dass trotz aller Relativität eines solchen Vergleichs eine Krankenschwester ihren Krieg erlebt hat, eine Bäckerin einen anderen, eine Fallschirmjägerin einen dritten, eine Fliegerin einen vierten, die Kommandeurin eines MP-Schützenzuges einen fünften ... Jede hatte im Krieg ihren eigenen Radius – die eine den OP-Tisch: «Ich habe so viele abgetrennte Arme und Beine gesehen... Ich glaubte nicht mehr, dass es noch irgendwo unversehrte Männer gab. Mir schien, sie wären alle verwundet oder gefallen» (*A. Demtschenko*, Unterfeldwebel, Krankenschwester); die andere die Kes-

sel der Feldküche: «Nach dem Gefecht war manchmal niemand mehr da ... Man kocht einen Kessel voll Brei, einen Kessel voll Suppe, und keiner kommt sie holen...» (*I. Sinina*, Soldatin, Köchin); die dritte die Flugzeugkabine: «Unser Lager war im Wald. Ich kam von einem Flug zurück und beschloss, in den Wald zu gehen, es war Hochsommer, die Walderdbeeren waren gerade reif. Ich lief einen Pfad entlang und sah: Da liegt ein Deutscher... Tot... Schon ganz schwarz. Wissen Sie, ich bekam Angst. Ich hatte bis dahin noch keine Toten gesehen, dabei war ich schon ein Jahr Soldat. Dort oben ist das anders ... Wenn du fliegst, dann hast du nur einen Gedanken: Das Ziel finden, deine Bomben abwerfen und zurückfliegen. Wir sahen keine Toten. Diese Angst kannten wir nicht...» (*A. Bondarewa*, Gardeleutnant der Luftstreitkräfte). Und eine Partisanin assoziiert den Krieg bis heute mit dem Geruch von brennendem Lagerfeuer: «Wir machten alles auf dem Feuer – Brot backen, Essen kochen, und wenn die Kohlen noch glimmten, dann legten wir unsere Jacken drauf, unsere Filzstiefel, wer eben was hatte, zum Trocknen. Nachts wärmten wir uns daran» (*J. Wyssozkaja*).

Aber ich kann meinen Gedanken nicht lange nachhängen. Die Wagenschaffnerin bringt Tee. Sofort schliessen alle im Abteil laut und fröhlich miteinander Bekanntschaft. Die traditionelle Flasche *Moskowskaja* kommt auf den Tisch, von zu Hause mitgebrachtes Essen, und es beginnt, wie es bei uns üblich ist, ein vertrautes Gespräch. Über Familiengeheimnisse und Politik, über Liebe und Hass, über Führer und Nachbarn. In diesen Augenblicken gibt es keine verbotenen Themen. Einem Unbekannten kann man getrost das Herz ausschütten, das Intimste mitteilen, sich restlos vor ihm entblößen – am nächsten Morgen drückt man ihm zum Abschied die Hand und sieht ihn nie wieder. Dafür ist einem leichter ums Herz, man fühlt sich innerlich gereinigt, wie nach einer Beichte.

Unterwegs sein und reden – das ist unser Metier.

Auch ich erzähle: Zu wem ich fahre und warum. Zwei meiner Reisegefährten sind ehemalige Frontkämpfer. Der eine ist als Kommandeur eines Pionierbataillons bis Berlin gekommen, der andere war drei Jahre lang Partisan in den weissrussischen Wäldern. Wir sprechen sofort über den Krieg.

Ich schreibe das Gespräch so auf, wie ich es in Erinnerung habe:

«Wir sterben langsam aus. Wie die Mammuts! Wir gehören zu einer Generation, die noch daran glaubte, dass es im Leben etwas gibt, das grösser ist als das menschliche Leben. Die Heimat. Die Idee. Na ja, und Stalin. Warum lügen? Wie heisst es doch? Aus einem Lied kann man kein Wort rauswerfen.»

«Wir hatten bei uns ein mutiges Mädchen ... Sie ging immer zur Bahnlinie. Sprengen. Vor dem Krieg war ihre ganze Familie verhaftet worden: Vater, Mutter und ihre beiden älteren Brüder. Sie lebte bei ihrer Tante, der Schwester ihrer Mutter. Gleich in den ersten Kriegstagen suchte sie Kontakt zu den Partisanen. Alle in der Abteilung sahen, dass sie bewusst' die Gefahr suchte... Sie wollte etwas beweisen. Alle bekamen Auszeichnungen, nur sie nicht. Sie bekam keine Medaille, weil ihre Eltern Volksfeinde waren. Kurz bevor unsere Truppen kamen, verlor sie ein Bein. Ich besuchte sie im Lazarett. Sie weinte. ‚Aber jetzt‘, sagte sie, ‚werden mir alle vertrauens Ein schönes Mädchen...»

«Als zu mir zwei Mädchen kamen, Zugführer bei den Pionieren, die hatte mir ein Idiot in der Kaderabteilung geschickt, da hab' ich sie sofort zurückgeschickt. Sie waren furchtbar empört. Sie wollten in die vorderste Linie, Minen legen.»

«Und warum haben Sie sie zurückgeschickt?»

«Aus mehreren Gründen. Erstens – ich hatte genug fähige Unterfeldwebel, die tun konnten, wofür man diese Mädchen geschickt hatte, zweitens fand ich, dass eine Frau in der vordersten Linie nichts zu suchen hat. In der schlimmsten Hölle. Es reichte, dass wir Männer das mussten. Ausserdem hätte man ihnen einen Extra-Un-

terstand bauen und ihre Kommandeurstätigkeit mit allen möglichen Mädchendingen absichern müssen, Nichts als Arbeit...»

«Sie finden also, eine Frau hat im Krieg nichts zu suchen?»

«Wenn man an die Geschichte denkt, da hat die russische Frau zu allen Zeiten ihren Mann, ihren Bruder und ihren Sohn nicht nur in die Schlacht verabschiedet, sich um sie gegrämt und auf sie gewartet. Schon Fürstin Jaroslawna stieg auf die Festungsmauer und kippte den Feinden flüssiges Pech auf die Köpfe. Aber wir Männer hatten Schuldgefühle, weil die Mädchen kämpften, und das habe ich immer noch. Ich erinnere mich, wir waren auf dem Rückzug. Es war Herbst, tagelang Regen. Da lag am Wegrand ein totes Mädchen... Sie hatte einen langen Zopf und war voller Schmutz ...»

«Muss man denn unbedingt daran erinnern? Darüber schreiben? Dass unsere Krankenschwestern im Kessel geschossen haben, um die verwundeten Soldaten zu verteidigen, weil Verwundete hilflos sind wie Kinder, das verstehe ich. Aber so ein Bild: Zwei Frauen kriechen mit Scharfschützengewehren übers Niemandsland, um jemanden zu töten... Ich kann mir nicht helfen, ich finde, das ist doch eine Art ‚Jagd‘ ... Ich habe selbst geschossen ... Aber ich bin ja auch ein Mann ...»

«Aber der Feind hatte ihr Land besetzt! Ihre Familie getötet.»

«Nein ... Meine Frau als Scharfschützin – das kann ich mir nicht vorstellen. Mit so einer Frau wäre ich vielleicht auf Erkundung gegangen, aber ich hätte sie niemals geheiratet. Wir sind gewöhnt, die Frau als Mutter zu sehen, als Braut. Mein jüngerer Bruder hat mir erzählt, wie einmal gefangene Deutsche durch unsere Stadt geführt wurden, na, und die kleinen Jungs beschossen die Kolonne mit Gummischleudern. Unsere Mutter sah das und gab ihm eine Ohrfeige. Die da liefen, waren lauter Rotznasen, Hitlers letztes Aufgebot. Mein Bruder war erst sieben, aber er erinnert sich noch, wie die Mutter diese Deutschen ansah und weinte: ‚Dass eure Mütter blind

werden, wie konnten sie euch in den Krieg lassen!' Krieg ist Männersache. Gibt es denn nicht genug Männer, über die man schreiben kann?»

«Das ist ungerecht. Denken Sie an die Katastrophe der ersten Kriegsjahre: Die Deutschen vor Moskau, der tödliche Blockadering um Leningrad... Professoren gingen zur Volkswehr... Leningrader Professoren... Auch die Mädchen gingen freiwillig, und ein Feigling geht nicht von sich aus an die Front. Das waren mutige, aussergewöhnliche Mädchen. Die Statistik belegt: Nach den Schützenbataillonen, der Infanterie, erlitten die Mediziner an vorderster Linie die zweithöchsten Verluste. Wissen Sie, was es bedeutet, einen Verwundeten vom Schlachtfeld zu holen? Das kann ich Ihnen erzählen ... Wir stürmten vor zum Angriff, und ein Maschinengewehr mähte uns nieder. Das ganze Bataillon. Alle lagen flach. Nicht alle tot, viele verwundet. Die Deutschen schossen weiter, das Feuer hörte nicht auf. Völlig überraschend sprang ein Mädchen aus dem Schützengraben, dann noch eins und noch eins... Sie gingen die Verwundeten verbinden und zurückschleppen, sogar die Deutschen verstummten vor Staunen für eine Weile. Gegen zehn Uhr abends waren alle Mädchen schwer verwundet, und jede hatte höchstens zwei, drei Mann gerettet. Auszeichnungen bekamen sie selten, zu Kriegsbeginn war man damit überhaupt sehr knauserig. Zusammen mit dem Verwundeten musste seine Waffe zurückgeholt werden. Das war die erste Frage im Sanitätsbataillon: Wo ist die Waffe? Einundvierzig erschien der Befehl Nummer zweihunderteinundachtzig, über die Auszeichnung für die Rettung von Soldatenleben: für fünfzehn Schwerverwundete, mitsamt Waffe vom Schlachtfeld geholt, gab es die Medaille ‚Für militärische Verdienstes für die Rettung von zwanzig Mann – den Orden Roter Stern, für vierzig Mann – den Rotbannerorden, für achtzig Mann – den Leninorden. Und ich habe Ihnen ja gerade beschrieben, was es bedeutete, auch nur einen Einzigen zu retten ... Im Kugelhagel...»

«Unsere Aufklärer wurden in ein Dorf geschickt, wo eine deutsche Garnison lag. Zwei gingen los. Dann noch einer... Keiner kam zurück. Der Kommandeur rief ein Mädchen zu sich: ‚Ljussja, du gehst.‘ Sie wurde eingekleidet wie eine Schäferin. Und zur Strasse gebracht... Was tun? Es gab keinen anderen Ausweg. Ein Mann wurde getötet. Eine Frau dagegen konnte durchkommen...»

«Kam das Mädchen zurück?»

«Ich schäme mich, aber ich habe ihren Namen vergessen. Nur den Vornamen weiss ich noch: Ljussja. Sie kam nicht zurück ...»

Alle schweigen lange. Dann bringt jemand einen Toast aus auf die Gefallenen. Das Gespräch wechselt in eine andere Richtung – es geht um Stalin, der vor dem Krieg die besten Kommandeurskader vernichtete. Die militärische Elite. Es geht um die brutale Kollektivierung siebenunddreissig. Um Lager und Verbannung. Ohne das Jahr siebenunddreissig hätte es das Jahr einundvierzig nicht gegeben. Deshalb mussten wir bis kurz vor Moskau zurückweichen und den Sieg so teuer bezahlen.

«Gab es auch Liebe im Krieg?», frage ich.

«Ich habe an der Front viele schöne Mädchen getroffen, aber wir sahen in ihnen keine Frauen. Obwohl, ich finde, das waren wunderbare Mädchen. Sie waren für uns Freundinnen, die uns vom Schlachtfeld schlepten. Uns retteten, uns gesund pflegten. Ich wurde zweimal verwundet gerettet. Wie hätte ich sie schlecht behandeln können? Aber könnten Sie Ihren Bruder heiraten? Sie waren unsere Schwestern.»

«Und nach dem Krieg?»

«Als der Krieg vorbei war, da waren sie furchtbar schutzlos. Meine Frau zum Beispiel. Sie ist eine kluge Frau, aber von den Soldatenmädchen hat sie eine schlechte Meinung. Sie glaubt, sie seien nur in den Krieg gezogen, um sich einen Bräutigam zu angeln, sie hätten dort alle Affären gehabt. Aber in Wirklichkeit, wir reden ja hier ganz offen miteinander, waren die meisten anständig. Sauber... Aber nach dem Krieg... Nach dem ganzen Schmutz, den Läusen,

nach dem vielen Tod... Da wollte man etwas Schönes. Etwas Leuchtendes. Schöne Frauen ... Ich hatte einen Freund, den liebte an der Front ein, wie ich heute weiss, wunderbares Mädchen. Eine Krankenschwester. Aber er hat sie nicht geheiratet, er wurde entlassen und suchte sich eine andere, hübschere. Er ist nicht glücklich mit seiner Frau. Jetzt denkt er zurück an die andere, seine Kriegsliebe, sie war ihm ein Freund. Aber nach dem Krieg wollte er sie nicht heiraten, weil er sie vier Jahre lang nur in geflickten Stiefeln und Männerjacke gesehen hatte. Wir bemühten uns, den Krieg zu vergessen. Und unsere Mädchen vergassen wir auch ...»

In dieser Nacht schläft keiner von uns. Wir reden bis zum Morgen.

Direkt aus der Metro gerate ich in einen typischen Moskauer Hof. Eine erstaunte Stimme am Telefon: «Sie sind da? Und wollen gleich zu mir? Wollen Sie nicht vorher im Veteranenrat nachfragen? Die haben alle meine Daten, haben alles überprüft.» Das Leben stellt meine romantischen Vorstellungen immer wieder hart auf die Probe. Schonungslos. Früher glaubte ich, erlebtes Leid mache den Menschen frei. Stark. Jetzt stelle ich fest – nein, das tut es nicht immer. Oft existiert es losgelöst, wie eine Art eiserne Reserve. Aber vielleicht kann es ja anderen helfen. Anderen Generationen. Mir zum Beispiel.

Was ich über den Krieg erfahre, zwingt mich, auch über unser jetziges Leben nachzudenken. Zu untersuchen, wo es sich aufgelöst hat, dieses Wissen. Wie wir in Wirklichkeit sind, aus welchem Stoff. Und wie haltbar dieser Stoff ist.

Eine nicht sehr grosse, füllige Frau öffnet die Tür. Die eine Hand reicht sie mir zum männlichen Händedruck, an der anderen hält sie ein kleines Enkelkind. An dessen Gelassenheit und gewohnter Neugier erkenne ich, dass häufig Gäste herkommen. Sie sind hier willkommen.

Das grosse Zimmer ist geräumig, es gibt kaum üblichen Hausrat. Auf den Regalen Bücher, grösstenteils Kriegserinnerungen, viele vergrösserte Kriegsphotos, darunter ein Panzerhelm auf einem Hirschgeweih, auf dem polierten Tisch mehrere kleine Panzer mit Schenkungsinschriften: «Von den Soldaten der x-ten Einheit», «Von den Kursanten der Panzerschule» ... Neben mir auf dem Sofa sitzen drei Puppen – in Militäruniform. Selbst Vorhänge und Tapeten im Zimmer sind tarnfarben.

«Die Nachbarn wundern sich: ‚Was willst du zu Hause mit einem Kriegsmuseum?‘ Aber ich kann ohne das alles nicht mehr sein. Ich lebe dort... Im Krieg...»

Ich schalte das Tonbandgerät ein.

Nina Jakowlewna Wischnewskaja,
Hauptfeldwebel, Sanitätsinstrukteurin eines Panzerbataillons:

«Wo soll ich anfangen? Da muss ich überlegen ... Du fragst nach der Seele, und ich bin gewöhnt, vom Krieg zu erzählen. Von unserem Sieg. Ich habe hier sogar einen Text für dich vorbereitet ...

Ich werde dir erzählen, wie es war... Von Frau zu Frau ... Wie einer Freundin.

Ich fange mal damit an, dass bei den Panzertruppen Mädchen nur ungern genommen wurden. Man kann sogar sagen, eigentlich überhaupt nicht. Wie bin ich da hingekommen? Wir lebten in Konakowo im Gebiet Kalinin. Ich hatte mal gerade die Prüfungen der achten Klasse hinter mir und war in die neunte versetzt worden. Niemand von uns begriff damals, was Krieg bedeutete, für uns war das irgendwie ein Spiel, etwas aus Büchern. Wir waren mit der Romantik der Revolution aufgewachsen... Mit Idealen ... Wir glaubten den Büchern... Glaubten dem Radio: Der Krieg ist bald vorbei, wir werden bald siegen. Sehr bald...

Unsere Familie lebte in einer grossen Gemeinschaftswohnung, dort gab es viele Familien, und jeden Tag ging jemand in den Krieg:

Onkel Petja, Onkel Wassja... Wir verabschiedeten sie, und uns Kinder plagte vor allem die Neugier. Wir begleiteten sie bis zum Zug, dort spielte Musik, die Frauen weinten – das alles machte uns keine Angst, im Gegenteil, wir fanden es aufregend. Das Erste, was wir wollten, war, in den Zug steigen und mitfahren. Der Krieg, so schien uns, war irgendwo weit weg. Ich zum Beispiel mochte die Uniformknöpfe, die glänzten so schön. Ich besuchte bereits einen Sanitäterinnenlehrgang, aber das alles war noch irgendwie kindlich. Dann wurde die Schule geschlossen, und wir wurden zum Bau von Verteidigungsanlagen herangezogen. Untergebracht waren wir in Scheunen, auf freiem Feld. Wir waren sogar stolz, dass wir wegfuhrten und etwas taten, das mit dem Krieg zu tun hatte. Wir wurden einem Bataillon von Frontuntauglichen zugeteilt. Wir arbeiteten von früh um acht bis abends um acht, bis zu zwölf Stunden am Tag. Wir schaufelten Panzergräben. Lauter Mädchen und Jungen von fünfzehn, sechzehn Jahren... Einmal rief jemand während der Arbeit: ‚Luftangriff!‘ und ‚Deutsche!‘. Die Erwachsenen liefen, sich zu verstecken, doch wir waren neugierig: Wie sehen sie aus, die deutschen Flugzeuge, die Deutschen? Sie flogen vorbei, und wir konnten nichts erkennen. Wir waren richtig enttäuscht... Nach einer Weile drehten sie um und flogen tiefer. Wir sahen die schwarzen Kreuze. Angst empfanden wir keine, nur Neugier. Und plötzlich feuerten sie aus ihren Bordgeschützen auf uns, und vor unseren Augen fielen unsere Freunde, mit denen wir zusammen zur Schule gegangen waren und gearbeitet hatten. Wir waren wie erstarrt, wir konnten nicht begreifen: Was ist das? Wir standen da und schauten ... Wie angewurzelt... Inzwischen kamen Erwachsene angerannt und warfen uns zu Boden, aber Angst empfanden wir noch immer nicht...

Bald waren die Deutschen schon dicht vor der Stadt, ungefähr zehn Kilometer davor. Wir Mädchen liefen ins Wehrkomitee: Also, wir müssen auch mitverteidigen, alle zusammen. Sie nahmen nicht alle, nur kräftige Mädchen, die etwas aushielten, und vor allem

mussten sie schon achtzehn sein. Gute Komsomolzinnen. Ein Hauptmann suchte Mädchen für eine Panzereinheit aus. Von mir wollte er natürlich nichts hören, denn ich war noch keine siebzehn und ausserdem ziemlich klein.

„Wenn ein Infanterist verwundet wird“, erklärte er mir, „dann fällt er auf die Erde. Da kann man hinkriechen, ihn an Ort und Stelle verbinden oder in Deckung schleppen. Aber ein Panzersoldat, das ist etwas anderes ... Wenn er im Panzer verwundet wird, dann muss man ihn durch die Luke da rausschleppen. Wie willst du das schaffen? Du weisst doch, was für kräftige Kerle die Panzersoldaten sind. Wenn man auf den Panzer klettert, dann wird der beschossen, da fliegen die Kugeln und Splitter. Und hast du eine Ahnung, was ist, wenn ein Panzer brennt?“

Ich weinte. „Bin ich etwa keine Komsomolzin wie die anderen?“

„Natürlich bist du auch eine Komsomolzin. Aber eine sehr kleine...“

Meine Freundinnen, mit denen ich den Sanitäterinnenlehrgang besucht hatte und mit denen ich zusammen zur Schule gegangen war, das waren grosse, kräftige Mädchen, die wurden genommen. Es kränkte mich, dass sie gingen und ich bleiben musste.

Meinen Eltern sagte ich natürlich nichts. Ich ging die Mädchen verabschieden, und sie hatten Mitleid mit mir: Sie versteckten mich auf dem Lkw unter einer Plane. Wir fuhren mit einem offenen Laster, alle hatten Kopftücher auf – schwarze, blaue, rote... Ein fröhliches Bild! Schura Kisseljowa hatte sogar ihre Gitarre dabei. So fuhren wir also, bald erreichten wir die Schützengräben, die Soldaten sahen uns und riefen: „Eine Künstlertruppe! Eine Künstlertruppe!“ Wir waren beleidigt, wir waren schliesslich zum Kämpfen gekommen, und sie riefen: „Künstlertruppe!“

Wir fuhren zum Stab, der Hauptmann liess uns antreten. Ich stand ganz hinten. Die anderen Mädchen hatten Sachen dabei, ich

nicht. Ich war ja überraschend mitgekommen, deshalb war ich ohne Gepäck. Schura gab mir ihre Gitarre. ‚Damit du nicht ohne alles bist.‘

Der Stabschef kam raus, der Hauptmann meldete ihm: ‚Genosse Oberstleutnant! Zwölf Mädchen sind zur Ableistung ihres Dienstes zu unserer Verfügung eingetroffen.‘

Der sah hin. ‚Aber das sind nicht zwölf, das sind ganze dreizehn^‘

Der Hauptmann blieb dabei. ‚Nein, zwölf, Genosse Oberstleutnant! So sicher war er, dass es zwölf waren. Dann drehte er sich um, schaute genauer hin und ging gleich auf mich los: ‚Wo kommst du denn her?‘

Ich: ‚Ich bin zum Kämpfen gekommen, Genosse Hauptmann.‘

‚Komm mal her!‘

‚Ich bin mit meiner Freundin hergekommen ...‘

‚Mit der Freundin kann man zusammen tanzen gehen. Aber hier ist Krieg. Na, komm mal näher.‘

So wie ich war, mit Mamas Bluse auf dem Kopf, bin ich zu ihm. Ich zeigte ihm meinen Sanitärerinnenausweis. Und bettelte: ‚Keine Angst, Onkelchen, ich bin stark. Ich habe als Krankenschwester gearbeitet... Ich habe Blut gespendet... Bitte ...‘

Sie studierten meine Papiere, und der Oberstleutnant ordnete an: ‚Nach Hause schicken! Mit dem ersten Auto!‘

Aber bis so ein Auto kam, wurde ich erst mal in den Sanitätszug geschickt. Da sass ich und fertigte Mulltupfer. Sobald ich ein Auto zum Stab kommen sah, lief ich sofort in den Wald. Da blieb ich ein, zwei Stunden, und wenn das Auto wieder wegfuhr, kehrte ich zurück. Drei Tage lang, bis unser Bataillon ins Gefecht ging. Das erste Panzerbataillon der zweiunddreissigsten Panzerbrigade. Alle zogen ins Gefecht, und ich bereitete Unterstände für die Verwundeten vor. Schon nach einer knappen halben Stunde wurden die ersten Verwundeten gebracht... Und Tote ... In diesem Gefecht fiel auch eines unserer Mädchen. Na, da dachten wie nicht mehr daran, mich weg-

zuschicken, hatten sich an mich gewöhnt. Die Chefs kamen nicht mehr darauf zurück ...

Und nun? Nun mussten wir militärisch eingekleidet werden. Wir bekamen Rucksäcke, in die wir unsere Sachen tun sollten. Nagelneue. Ich schnitt die Riemen ab, trennte den Boden auf und schlüpfte hinein. So hatte ich einen Uniformrock. Dazu trieb ich eine Feldbluse auf, die noch nicht allzu sehr zerrissen war, schnürte das Koppel um und präsentierte mich den Mädchen. Als ich mich stolz vor ihnen drehte, kam der Hauptfeldwebel in den Unterstand, hinter ihm der Kommandeur der Einheit.

Der Hauptfeldwebel: ‚Stillgestanden!‘

Der Oberst kommt herein, und der Hauptfeldwebel sagt zu ihm: ‚Genosse Oberstleutnant, gestatten Sie, Meldung zu machen! Ein besonderes Vorkommnis bei den Mädchen. Ich habe Rucksäcke ausgegeben, und sie sind selber reingeschlüpf.‘

Da erkannte mich der Kommandeur: ‚Ach, du bist das, unser blinder Passagier! Tja, Hauptfeldwebel, die Mädchen müssen eingekleidet werdens

Von Wegschicken war nicht mehr die Rede. Wir wurden eingekleidet. Die Panzersoldaten haben Segeltuchhosen, mit Extraflicken auf den Knien, wir aber bekamen dünne Baumwollkombis. Die Erde war mit Metall vermischt, und überall waren Steine aufgewühlt – wir liefen wieder zerlumpt herum, denn wir sassen ja nicht im Auto, wir robbten über den Boden. Die Panzer brannten häufig. Wenn ein Panzersoldat am Leben blieb, dann war er voller Brandwunden. Auch wir bekamen welche ab, denn wir holten sie ja aus dem brennenden Panzer, krochen direkt ins Feuer. Es stimmt... Es ist sehr schwer, jemanden durch die Panzerluke zu hieven, besonders einen Turmschützen. Und ein Toter ist schwerer als ein Lebender. Viel schwerer. Das lernte ich bald...

Wir waren ohne jede Ausbildung, hatten keine Ahnung von Dienstgraden, und der Hauptfeldwebel belehrte uns dauernd, wir

seien jetzt richtige Soldaten, wir müssten höhere Dienstgrade grüssen und immer korrekt angezogen rumlaufen, den Mantel zugeknöpft.

Die Soldaten aber trieben gern ihren Scherz mit uns jungen Mädchen. Einmal wurde ich vom Sanitätszug nach Tee geschickt. Ich komme zum Koch. Der fragt: ‚Was willst du?‘

Ich sage: ‚Tee holen.‘

‚Der Tee ist noch nicht fertige

‚Wieso nicht?‘

‚Die Köche waschen sich in den Kesseln. Wenn sie fertig sind, dann kochen wir Tee ...‘

Ich glaubte das, nahm das todernst. Schnappte mir die Eimer und ging zurück. Unterwegs treffe ich den Arzt, der fragt: ‚Wieso sind die Eimer leer? Wo ist der Tee?‘

Ich sprudele heraus: ‚Die Köche waschen sich in den Kesseln. Der Tee ist noch nicht fertige

Er fasst sich an den Kopf. ‚Welche Köche waschen sich in den Kesseln?‘

Er brachte mich zurück, las dem Koch gehörig die Leviten, und ich bekam zwei Eimer Tee. Ich los mit dem Tee, da kommen mir der Politchef und der Brigadekommandeur entgegen. Sofort fällt mir ein, dass man uns beigebracht hat, als einfache Soldaten müssen wir jeden grüssen. Aber sie sind zu zweit. Wie soll ich zwei auf einmal grüssen? Ich überlege. Als sie auf meiner Höhe sind, stelle ich die Eimer ab, lege beide Hände an die Mütze und grüsse erst den einen, dann den anderen. Sie hatten mich erst gar nicht bemerkt, nun aber erstarrten sie vor Staunen.

‚Wer hat dir denn beigebracht, so zu grüssen?‘

‚Der Hauptfeldwebel, er hat gesagt, wir müssen jeden grüssen. Und Sie sind ja zwei ...‘

Für uns Mädchen war es schwierig in der Armee. Die Rangabzeichen waren für uns ein Problem. Als wir ankamen, gab es noch Rhomben, Würfel und Streifen, da erkenne mal einer, was das für Dienstgrade sind. Da heisst es zum Beispiel: Bring das Päckchen

zum Hauptmann. Aber wie den erkennen? Unterwegs vergisst du auch noch das Wort ‚Hauptmann‘. Ich komme an. ‚Onkelchen, Onkelchen, der Onkel hat gesagt, ich soll Ihnen das hier geben ...‘

‚Welcher Onkel?‘

‚Na der, der immer nur in Feldbluse rumläuft. Ohne Jacke.‘

Wir merkten uns nicht, dass der eine Leutnant war und der andere Hauptmann, sondern etwas anderes: Schön oder hässlich, rot-haarig oder gross. ‚Ach, der Grosse!‘

Ja, als ich dann die verbrannten Overalls sah, verbrannte Arme, verbrannte Gesichter... Ich ... Das ist erstaunlich ... Ich hörte auf zu weinen... Die Panzersoldaten sprangen aus ihrem brennenden Panzer, alles an ihnen brannte, rauchte. Ausserdem waren häufig auch noch Arme und Beine gebrochen. Das waren sehr schwer Verwundete. Wenn so einer daliegt und bittet: Wenn ich sterbe, schreib meiner Mutter, schreib meiner Frau ... Dann empfindest du etwas, das ist grösser als die Angst. Erstaunen ... Wie soll man jemandem etwas über den Tod erzählen...

Als die Panzersoldaten mich selbst mit kaputten Beinen aufgesammelt hatten und in ein Dorf brachten, das war das Dorf Sholtoje im Gebiet Kirowgrad, da jammerte die Hausherrin der Hütte, in der der Sanitätszug untergebracht war: ‚Ach, so ein junger Bursche!‘

Die Soldaten lachten: ‚Das ist kein Bursche, Oma, da ist ein Mädchen!‘

Sie setzte sich neben mich und sah mich an.

‚Wieso ein Mädchen? Wieso ein Mädchen? Das ist doch ein junger Bursche ...‘

Ich war kurz geschoren, im Overall, mit Panzerhelm – ein Junge eben. Sie trat mir ihren Platz auf dem Hängeboden ab und schlachtete sogar ein Ferkel, damit ich schneller wieder auf die Beine kam. Und bemitleidete mich dauernd: ‚Sind etwa nicht genug Männer da, dass sie solche Kinder holen ... Mädchen ...‘

Mit achtzehn bekam ich am Kursker Bogen die Medaille ‚Für

militärische Verdienste' und den Orden Roter Stern, mit neunzehn den Orden des Vaterländischen Krieges zweiter Klasse. Als wir neue Verstärkung bekamen, ganz junge Kerle, wunderten die sich natürlich. Sie waren auch achtzehn, neunzehn, und manchmal fragten sie spöttisch: ‚Wofür hast du denn deine Medaillen bekommen?‘ oder ‚Warst du überhaupt schon mal im Gefecht?‘. Oder sie stichelten: ‚Können Kugeln etwa eine Panzerwand durchschlagen?‘

Einen dieser jungen Kerle verband ich später auf dem Schlachtfeld, unter Beschuss, ich erinnere mich sogar noch an seinen Namen – Schtschegolewatyč. Sein Bein war zerschmettert ... Ich lege ihm eine Schiene an, und er bittet mich um Verzeihung: ‚Schwester, entschuldige, dass ich dich damals gekränkt habe. Du gefällst mir ...‘

Was wussten wir damals schon von der Liebe? Wenn da überhaupt etwas gewesen war, dann höchstens eine Schülerliebe, noch vollkommen kindlich. Ich erinnere mich, einmal waren wir umzingelt. Von allen Seiten wurden wir bedrängt. Wir überlegten: In dieser Nacht brechen wir entweder durch, oder wir sterben. Wir dachten, wir würden wahrscheinlich sterben ... Ich weiss nicht, soll ich Ihnen das erzählen oder nicht?

Wir tarnten uns. Sassen da und warteten auf die Nacht, um den Durchbruch wenigstens zu versuchen. Leutnant Mischa T. – der Bataillonskommandeur war verwundet, und er vertrat ihn –, er war höchstens neunzehn, fragte mich: ‚Hast du es wenigstens mal probiert?‘

‚Was probiert?‘ Ich hatte schrecklichen Hunger.

‚Na was schon... Eine Baba*!‘

Ich dachte an Kuchen.

‚Nein ...‘

‚Ich auch nicht. Da stirbt man nun und hat nicht mal die Liebe kennengelernt... Heute Nacht werden wir getötet ...‘

* Baba – Frau; ein spezieller Hefekuchen

„Nicht doch, du Dummkopf!“ Da erst begriff ich, was er meinte.

Wir starben für das Leben und wussten noch gar nicht, was das Leben ist. Wir kannten alles nur aus Büchern. Ausserdem ging ich gern ins Kino ...

Sanitätsinstruktoren bei den Panzertruppen fielen oft. Für uns war im Panzer kein Platz vorgesehen, wir klammerten uns oben fest und dachten nur an eins: dass die Beine nicht in die Panzerketten gerieten. Wir mussten mitkriegen, wo ein Panzer in Brand geriet... Und dann dorthin laufen, kriechen ... An der Front waren wir fünf Freundinnen: Ljuba Jassinskaja, Schura Kisseljowa, Tonja Bobkowa, Sina Latysch und ich. Die Mädchen aus Konakowo, so nannten uns die Panzersoldaten. Sie sind alle gefallen ...

Vor dem Gefecht, bei dem Ljuba Jassinskaja fiel, sassen wir beide abends Arm in Arm zusammen. Und redeten. Das war dreiundvierzig. Unsere Division hatte den Dnepr erreicht. Plötzlich sagte sie zu mir: „Weisst du, in diesem Gefecht werde ich fallen. Ich habe so eine Vorahnung. Ich war beim Hauptfeldwebel, hab’ ihn um neue Wäsche gebeten, aber er wollte keine rausrücken, von wegen – du hast doch vor Kurzem erst welche bekommen. Lass uns morgen noch mal zusammen hingehen.“ Ich beschwichtigte sie: „Wir beide sind schon zwei Jahre an der Front, die Kugeln machen einen Bogen um uns.“ Aber am Morgen überredete sie mich doch, mitzugehen zum Hauptfeldwebel, und wir erbettelten neue Wäsche. Und nun trug sie dieses neue Unterhemd. Schneeweiss, mit Bändern hier ... Es war ganz voller Blut... Diese Kombination aus Weiss und Rot, mit rotem Blut – das habe ich noch immer vor mir. Genau so hatte sie sich das wohl vorgestellt...

Wir trugen sie zu viert auf einer Zeltplane, sie war auf einmal sehr schwer. In diesem Gefecht waren viele von uns gefallen. Wir schaufelten ein grosses Gemeinschaftsgrab. Legten alle hinein, Ljuba als Letzte. Ich konnte noch immer nicht begreifen, dass sie

nicht mehr lebte, dass ich sie nie wiedersehen würde. Ich dachte: Ich sollte mir etwas von ihr nehmen, zur Erinnerung. Sie trug einen Ring, ob aus Gold oder was, weiss ich nicht. Den nahm ich mir. Obwohl die Jungs mich warnten: ‚Tu das nicht, das ist ein schlechtes Omen.‘ Und als wir dann Abschied nahmen, jeder eine Hand voll Erde ins Grab warf, da fiel mir der Ring mit hinein. Zu Ljuba... Da erinnerte ich mich, dass sie diesen Ring sehr geliebt hatte ... Ihr Vater, der hat den ganzen Krieg mitgemacht und ist gesund zurückgekehrt. Ihr Bruder auch. Die Männer sind zurückgekehrt. Aber Ljuba ist gefallen...

Schura Kisseljowa ... Sie war die Schönste von uns. Wie eine Schauspielerin. Sie ist verbrannt. Sie hatte Verwundete in Strohmieten versteckt, dann wurden sie beschossen, das Stroh geriet in Brand. Schura hätte sich retten können, aber dann hätte sie die Verwundeten im Stich lassen müssen – sie konnten nicht laufen... Die Verwundeten verbrannten... Und Schura mit ihnen ...

Erst vor Kurzem erfuhr ich, wie Tonja Bobkowa umkam. Sie hatte den Mann, den sie liebte, vor Splittern geschützt. Fliegende Splitter, das sind Bruchteile von Sekunden... Wie hat sie das nur geschafft? Sie rettete Leutnant Petja Boitschewski, sie hat ihn geliebt. Und er blieb am Leben.

Nach dreissig Jahren kam Petja Boitschewski aus Krasnodar her, machte mich beim Frontkameradentreffen ausfindig und erzählte mir alles. Wir fuhren zusammen nach Borissow und gingen zu der Wiese, wo Tonja gefallen ist. Er nahm Erde von ihrem Grab ... Hielt sie in der Hand und küsste sie ...

Wir waren fünf, wir Mädchen aus Konakowo. Aber nur ich allein bin zur Mutter zurückgekehrt...»

Überraschend trägt sie mir Gedichte vor. Bekennt, die habe sie selbst an der Front geschrieben. Viele von ihnen schrieben dort Gedichte. Noch heute werden sie sorgfältig abgeschrieben, in Famili-

enarchiven verwahrt – ungelenke Verse, rührend, aber voller aufrichtiger Gefühle, die ich nach meinen vielen Begegnungen und Gesprächen wie Dokumente betrachte. Aus diesen Gefühlsdokumenten höre ich die Zeit heraus, sehe ich die Generation vor mir. Ich würde sie nicht als Generation des Krieges bezeichnen, sondern als Generation des Glaubens. Wenn sie über ihren Glauben sprechen, haben sie beseelte Gesichter. Um mich herum sehe ich solche Gesichter nicht mehr. Wir haben andere Zeiten – und auch die Gesichter sind andere.

«Ich lebe die ganzen Jahre nicht hier... Ich lebe im Krieg... Vor zehn Jahren habe ich meinen Freund Wanja Posdnjakow ausfindig gemacht. Wir dachten, er wäre gefallen, aber er war am Leben. Sein Panzer, er war Panzerkommandant, hatte bei Prochorowka zwei deutsche Panzer vernichtet und wurde in Brand geschossen. Die Besatzung kam um, nur Wanja blieb am Leben – ohne Augen, mit Verbrennungen am ganzen Körper. Er wurde ins Lazarett gebracht, aber niemand glaubte, dass er überleben würde. Nach dreissig Jahren machte ich seine Adresse ausfindig ... Ein ganzes Leben war vergangen ... Ich erinnere mich, ich lief die Treppe hoch, und mir knickten die Beine ein: Ist er es oder nicht? Er selbst öffnete die Tür, tastete mich ab, erkannte mich: ‚Ninka, du? Ninka?‘ Nach so vielen Jahren hat er mich erkannt ...

Seine uralte Mutter, er lebte mit ihr zusammen, die sass mit uns am Tisch und weinte. Ich fragte erstaunt: ‚Warum weinen Sie? Sie sollten sich freuen, dass sich Regimentskameraden wiedergefunden haben.‘

Sie antwortete: ‚Drei Söhne von mir sind in den Krieg gezogen. Zwei sind gefalleh, nur Wanja ist zurückgekommen.‘

Und Wanja hat keine Augen mehr. Sie führt ihn ein Leben lang an der Hand.

Ich fragte ihn: ‚Wanja, das Letzte, was du gesehen hast, das war

das Feld von Prochorowka, die Panzerschlacht... Woran erinnerst du dich, wenn du an diesen Tag denkst?’

Und wissen Sie, was er mir geantwortet hat?

„Ich bedaure nur eins: dass ich zu früh den Befehl gegeben habe, den brennenden Panzer zu verlassen. Die Jungs sind sowieso gefallen. Aber wir hätten noch einen deutschen Panzer abschiessen können ...’

Das ist das Einzige, was er bis heute bedauert...

Wir beide waren glücklich im Krieg... Daran erinnere ich mich...

Warum habe ich überlebt? Wer hat mich beschützt? Wozu? Damit ich davon erzähle ...»

Meine Begegnung mit Nina Wischnewskaja hatte noch eine Fortsetzung, wenn auch nur schriftlich. Nachdem ich ihre Erzählung vom Band abgeschrieben hatte, schickte ich ihr wie versprochen ein Exemplar. Nach einigen Wochen kam ein dickes Einschreibepäckchen aus Moskau. Ich machte es auf: Zeitungsausschnitte, Artikel, offizielle Berichte über die militärpatriotische Tätigkeit der Kriegsveteranin Nina Wischnewskaja an Moskauer Schulen. Auch mein Material lag dabei, und sie hatte nichts davon übriggelassen, überall Striche: Die lustigen Zeilen über die Köche, die sich in den Kesseln waschen, selbst das harmlose: «Onkelchen, Onkelchen, der Onkel hat gesagt, ich soll Ihnen das hier geben.» Und am Rand der Stelle, wo von Leutnant Mischa T. die Rede ist, drei empörte Fragezeichen. Damit wurde ich später noch oft konfrontiert, mit diesen zwei Wahrheiten in ein und demselben Menschen. Der eigenen Wahrheit, die ins Unterbewusstsein verdrängt wird, und der fremden oder besser heutigen Wahrheit, die vom Geist der Zeit durchdrungen ist. Seinem Willen und Diktat unterliegt. Die erste konnte unter dem Druck der zweiten selten bestehen. Wenn zum Beispiel ausser der Erzählerin noch jemand anwesend war, Verwandte oder Bekannte,

Nachbarn, waren die Erinnerungen weniger aufrichtig und intim, als wenn wir beide allein waren. Bei so einem Gespräch vor Publikum war es schwierig, zu persönlichen Eindrücken vorzudringen, ich stiess ständig auf einen starken inneren Widerstand. Eine Art Selbstschutz. Eine permanente Korrektur. Es war geradezu gesetzmässig: Je mehr Zuhörer, desto nüchterner, farbloser wurde erzählt. Näher an dem, was «richtig» war. Am üblichen Kanon. Kontrolliert. Genau wie bei Nina Jakowlewna: Den einen Krieg erzählte sie mir – «wie einer Tochter, damit du verstehst, was wir blutjungen Mädchen durchmachen mussten» –, der andere war für ein grosses Auditorium gedacht – «wie andere erzählen und wie es in der Zeitung steht – von Helden und Heldentaten, um die Jugend mit diesen Vorbildern zu erziehen». Jedes Mal staunte ich, wie sehr sie dem Einfachen, Menschlichen misstrauten, wie sehr sie bestrebt waren, das Leben durch das Ideal zu ersetzen. Durch ein Phantombild.

Ich aber kann nicht vergessen, wie wir vertraut zusammen in der Küche sassen und Tee tranken. Und beide weinten.

«In unserer Familie leben zwei Kriege...»

Ein kleines Haus in der Kachowskaja-Strasse in Minsk. «Bei uns leben zwei Kriege», mit diesen Worten werde ich begrüsst, als die Tür aufgeht. *Olga Wassiljewna Podwyschenskaja* war Maat in einer baltischen Flotteneinheit, ihr Mann *Saul Genrichowitsch* Unterfeldwebel bei der Infanterie.

Genau darum bin ich hier. Ich möchte alle beide hören.

Zuerst werden mir sorgfältig und liebevoll gestaltete Fotoalben gezeigt. Jedes trägt einen Titel: «Krieg», «Hochzeit», «Kinder», «Enkel». Mir gefällt dieser respektvolle Umgang mit dem eigenen

Leben. Die dokumentierte Liebe zum Erlebten. Das begegnet mir relativ selten, obwohl ich in Hunderten Wohnungen war, bei den verschiedensten Familien – bei gebildeten und bei einfachen Menschen. Wahrscheinlich haben wir durch die häufigen Kriege und Revolutionen verlernt, die Verbindung zur Vergangenheit aufrechtzuerhalten, sie zu lieben und den Faden der Familiengeschichte weiterzuspinnen. Erinnerungen zu sammeln. Ich erkundige mich – die Familienchronik führt Saul Genrichowitsch. Hin und wieder schreibt er sogar ein bisschen. Nur so für sich.

«Sag bloss, das bin ich?» Olga Wassiljewna lacht und nimmt ein Foto in die Hand, auf dem sie Seemannsuniform trägt und Kriegsauszeichnungen. «Sooft ich mir die Fotos anschau, ich staune jedes Mal. Saul hat sie unserer sechsjährigen Enkelin gezeigt, und die hat gefragt: ‚Oma, du warst früher ein Junge, ja?’»

«Olga Wassiljewna, sind Sie gleich an die Front gegangen?»

«Mein Krieg begann mit der Evakuierung... Die ganze Fahrt über wurde der Zug beschossen, bombardiert, die Flugzeuge flogen ganz tief. Ich erinnere mich, wie eine Gruppe von Jungen aus der Handwerksschule aus dem Zug sprang, alle in schwarzen Mänteln. Eine prima Zielscheibe! Sie wurden alle erschossen, die Flugzeuge fegten dicht über den Boden hinweg... Man hatte den Eindruck, dass sie mitzählten, wie viele sie abschossen... Können Sie sich das vorstellen?»

Wir arbeiteten in der Fabrik, dort wurden wir auch gepflegt, es ging uns nicht schlecht. Aber das Herz brannte ... Im Juni zweiundvierzig erhielt ich die Einberufung. Wir waren dreissig Mädchen, wir wurden in offenen Lastkähnen unter Beschuss über den Ladogasee ins belagerte Leningrad gebracht. Mein erster Tag in Leningrad, woran ich mich erinnere – weisse Nächte und eine Gruppe von Seeleuten, alle schwarz gekleidet. Eine spürbar angespannte Atmosphäre, von der Bevölkerung war nichts zu sehen, nur Scheinwerfer

und Matrosen mit Bändern um die Blusen, wie im Bürgerkrieg. Irgendwie wie im Kino. Können Sie sich das vorstellen?

Die Stadt war ringsum eingeschlossen. Die Front war ganz nah. Mit der Strassenbahnlinie drei konnte man bis zum Kirow-Werk fahren, und dort begann schon die Frontlinie. Sobald das Wetter klar war, feuerte die Artillerie. Direkt gerichtet. Sie feuerten und feuerten ... An den Kais lagen grosse Schiffe, natürlich getarnt, aber Beschädigungen waren trotzdem nicht auszuschliessen. Wir wurden Nebeltarnerinnen. Es wurde eine Sondergruppe Nebeltarnung aufgestellt, unter dem Befehl des einstigen Kommandeurs einer Torpedoboot-Division, Kapitänleutnant Alexander Bogdanow. Wir waren viele Mädchen, die meisten mit technischer Fachschulausbildung oder einigen Hochschulseestern. Wir mussten die Schiffe mit einem Nebelvorhang schützen. Wenn der Beschuss losging, dann sagten die Seeleute: ‚Hoffentlich sind die Mädchen mit dem Nebelvorhang bald da. Da fühlt man sich irgendwie sicherere Wir fuhren hinaus, in Autos mit einem Spezialgemisch, während sich alle anderen im Bunker verkrochen. Wir aber lenkten das Feuer sozusagen direkt auf uns. Die Deutschen schossen ja auf diesen Nebelvorhang...

Wir bekamen Blockadeverpflegung, wissen Sie, aber irgendwie hielten wir aus. Na ja, erstens waren wir jung, das ist wichtig, und zweitens staunten wir über die Leningrader. Wir waren ja noch irgendwie versorgt, wenigstens minimal, aber dort fielen die Menschen vor Hunger auf der Strasse um. Zu uns kamen immer ein paar Kinder, und wir fütterten sie von unseren schmalen Rationen mit durch. Das waren keine Kinder, das waren kleine Greise. Mumien. Sie erzählten uns, in der Stadt seien alle Katzen und Hunde aufgegessen worden. Auch Spatzen und Elstern waren verschwunden. Dann kamen die Kinder nicht mehr... Wir haben noch lange auf sie gewartet... Wahrscheinlich sind sie gestorben. Nehme ich an... Im Winter, als es in Leningrad kein Heizmaterial mehr gab, mussten wir Häuser abreissen in einem Stadtteil, wo noch Holzhäuser stan-

den. Der schlimmste Moment war, wenn man zu so einem Haus kam ... Das Haus war noch gut, die Menschen darin tot oder weggegangen, und wir mussten es zerstören. Es dauerte wohl eine halbe Stunde, bis jemand zum Brecheisen greifen konnte. Alle standen da und rührten sich nicht. Erst wenn der Kommandeur das Brecheisen ansetzte, dann fingen wir an mit dem Einreissen.

Wir wurden bei der Holzbeschaffung eingesetzt, schleppten Munitionskisten. Ich erinnere mich, einmal schleppte ich eine Kiste und brach zusammen, sie war schwerer als ich. Das ist das eine. Und das Zweite: Es gab so viele Schwierigkeiten für uns Frauen! So was zum Beispiel: Später wurde ich Gruppenkommandeur. Die Gruppe bestand aus jungen Burschen. Wir waren den ganzen Tag auf dem Boot. Es war ein kleines Boot ohne Aufbauten. Wenn die Jungs mal mussten, erledigten sie das einfach über Bord. Aber ich? Ein paar Mal war es so dringend, dass ich einfach über Bord ins Wasser sprang. Sie schrien: Hauptfeldwebel über Bord!' Und zogen mich raus. So eine simple Kleinigkeit. Und das Gewicht der Waffe? Das ist für eine Frau auch schwer. Zu Anfang bekamen wir Gewehre, die waren grösser als wir selber. Wenn wir marschierten, überragten uns die Gewehre um einen halben Meter. Können Sie sich das vorstellen?

Den Männern fiel es leichter, sich an alles anzupassen. An die asketischen Bedingungen. Wir aber hatten Sehnsucht nach zu Hause, schreckliche Sehnsucht nach Mama, nach Gemütlichkeit. Wir hatten bei uns eine Moskauerin, Natascha Shilina, die wurde mit der Medaille ‚Für Tapferkeit‘ ausgezeichnet und durfte zur Belohnung für ein paar Tage nach Hause. Als sie zurückkam, rochen wir an ihr. Ja, wir stellten uns buchstäblich an und rochen an ihr – sie roch nach zu Hause. So sehr sehnten wir uns nach zu Hause ... Wenn wir mal eine freie Minute hatten, dann bestickten wir irgendwelche Tücher. Wenn Fusslappen ausgegeben wurden, machten wir Schals daraus, umhäukelten sie. Wir wollten irgendetwas Weibliches tun. Dieses Weibliche fehlte uns, das war kaum auszuhalten. Wir

nutzten den geringsten Anlass, um zur Nadel zu greifen, etwas zu flicken, wenigstens für eine Weile in unsere natürliche Form zu schlüpfen. Natürlich haben wir auch gelacht und uns gefreut, aber das war nicht dasselbe wie vor dem Krieg. So lange der Krieg dauerte, so lange befand sich der Mensch in einem Ausnahmezustand, aus dem er nicht herauskam. Können Sie sich das vorstellen?»

Das Tonbandgerät zeichnet die Worte auf, hält Intonationen fest. Pausen. Weinen und Verwirrung. Aber wie ihre Augen festhalten, die Hände? Sie selbst, während sie erzählen? Und wie gut Olga Wassiljewna die mädchenhaft geschnittene Bluse mit dem gepunkteten Kragen steht, und mit was für jungen, verliebten Augen Saul Genrichowitsch seine Frau ansieht. Wie stolz er auf sie ist und jedes Wort von ihr bewundert. Die beiden verbindet zusätzlich etwas, das vielleicht grösser ist als die Liebe. Ich scheue mich ein wenig, dieses Wort hier auszusprechen – der Krieg.

«Aber wir haben zwei Kriege ... Das ist wahr...», mischt sich Saul Genrichowitsch ins Gespräch. «Wenn wir Erinnerungen austauschen, dann merke ich, dass sie ihren Krieg im Gedächtnis hat und ich meinen. Auch ich habe so etwas erlebt, was sie Ihnen erzählt hat, von zu Hause und wie sie angestanden haben und an dem Mädchen gerochen, das von zu Hause kam. Aber ich erinnere mich nicht daran ... Es ist mir weggerutscht... Aber sie hat Ihnen noch nicht von den Matrosenmützen erzählt. Olja, wie konntest du das vergessen?»

«Ich habe es nicht vergessen. Das gehört zum aller-aller... Ich habe immer Angst, davon zu erzählen ... Im Morgengrauen liefen unsere Boote aus. Man hörte Gefechtslärm. Er dauerte viele Stunden und rückte immer dichter an die Stadt heran. Dann verstummte er. Am Abend ging ich hinaus, und auf dem Kanal schwammen Ma-

trosenmützen... Schwarze Matrosenmützen ... Die Mützen unserer Jungs, die ins Wasser geworfen wurden... Die ganze Zeit, während ich da stand, schwammen Mützen vorbei. Erst habe ich sie gezählt, dann gab ich es auf. Der Kanal war wie ein grosses Brudergrab ...»

«Ich habe mir viele ihrer Geschichten gemerkt und, wie man heute sagt, ‚gespeichert‘, für die Enkel. Oft erzähle ich ihnen nicht meinen Krieg, sondern ihren. Der ist für sie interessanter, das ist mir aufgefallen», fährt Saul Genrichowitsch fort. «Ich habe mehr konkretes militärisches Wissen, sie dafür mehr Gefühl. Und Gefühle sind immer eindrucksvoller. Bei uns in der Infanterie gab es auch Mädchen. Sobald eins bei uns auftauchte, hielten wir uns gleich straffer. Sie können sich nicht vorstellen ...» Und sofort: «Dieses Wort habe ich auch von ihr angenommen. Sie können sich nicht vorstellen, wie gut Frauenlachen im Krieg tut! Eine Frauenstimme ...

Ob es im Krieg Liebe gegeben hat? Aber ja! Und die Frauen, die wir dort kennengelernt haben, sind wunderbare Ehefrauen. Treue Freundinnen. Wer im Krieg geheiratet hat, das sind die glücklichsten Menschen. Die glücklichsten Paare. Wir haben uns auch an der Front verliebt. Inmitten von Feuer und Tod. Das ist eine feste Bindung. Ich will nicht abstreiten, dass es auch anderes gab, denn der Krieg war lang, und wir waren viele im Krieg. Aber ich erinnere mich mehr an das Helle. Das Erhabene.

Ich bin im Krieg besser geworden... Als Mensch bin ich dort besser geworden, weil es dort viel Leid gab. Ich habe viel Leid gesehen und selbst viel gelitten. Im Krieg wird alles Unwichtige sofort beiseitegefegt, es ist überflüssig. Aber der Krieg hat sich gerächt... Wir wagen nicht, uns das einzugestehen ... Es zu erkennen... Nicht alle unsere Töchter sind glücklich geworden. Und zwar deshalb: Ihre Mütter, die Frontsoldatinnen, haben sie so erzogen, wie sie selbst an der Front erzogen wurden. Und die Väter auch. Mit derselben Moral. An der Front aber war der Mensch wie gesagt gleich zu erkennen: Wie er ist, was er wert ist. Dort kann man sich nicht

verstecken. Ihre Töchter hatten keine Ahnung, dass es im Leben anders sein kann als bei ihnen zu Hause. Niemand hatte sie vor der Kehrseite der Welt gewarnt. Wenn diese Mädchen heirateten, garieten sie oft an Lumpen, die sie betrogen, weil es so leicht war, sie zu betrügen. So ging es vielen Kindern unserer Frontkameraden. Auch unserer Tochter...»

«Den Kindern haben wir seltsamerweise nicht vom Krieg erzählt», sagt Olga Wassiljewna nachdenklich. «Ich habe auch meine Ordensbänder nicht getragen. Nach einem bestimmten Vorfall habe ich sie abgerissen und nie mehr angelegt. Ich war nach dem Krieg Direktorin einer Brotfabrik. Einmal komme ich zu einer Sitzung, und die Leiterin des Trusts, also eine Frau, sieht meine Ordensleiste und sagt vor den anderen zu mir: ‚Wieso steckst du die alle an, wie ein Mann?‘ Sie selbst hatte einen Arbeitsorden, den trug sie immer am Jackett, aber meine Kriegsauszeichnungen gefielen ihr aus irgendeinem Grund nicht. Als wir anschliessend im Büro allein waren, sagte ich ihr auf Seemannsart meine Meinung; sie war beschämt, aber seitdem mochte ich meine Orden nicht mehr tragen. Auch jetzt stecke ich sie nicht mehr an. Obwohl ich stolz darauf bin.

Erst Jahrzehnte nach dem Krieg schrieb die bekannte Journalistin Vera Tkatschenko in der *Prawda* über uns. Darüber, dass wir auch im Krieg waren. Und dass es Frontsoldatinnen gibt, die allein geblieben sind, ohne Familie, und bis heute keine Wohnung haben. Dass wir bei diesen heiligen Frauen in der Schuld stehen. Da fing man allmählich an, die Frauen, die an der Front gewesen waren, zu beachten. Sie waren um die vierzig, fünfzig Jahre alt und lebten in Wohnheimen. Endlich teilte man ihnen Wohnungen zu. Meine Freundin ... Ihren Namen nenne ich nicht, sonst ist sie vielleicht gekränkt... Sie war Militärfeldscherin... Dreimal verwundet. Nach dem Krieg studierte sie Medizin. Sie hatte keine Angehörigen mehr, alle waren umgekommen. Sie war bettelarm, ging putzen, um sich durchzubringen. Doch sie sagte niemandem, dass sie Kriegsinvali-

din ist, sie zerriss alle Papiere. Ich habe sie gefragt: ‚Warum hast du sie zerrissen?‘ Sie weinte: ‚Wer würde mich denn so heiraten?‘ – ‚Na ja‘, sagte ich, ‚da hast du recht.‘ Da weinte sie noch lauter: ‚Jetzt könnte ich die Papiere gebrauchen. Ich bin schwer krank.‘ Können Sie sich das vorstellen?

Zum fünfunddreissigsten Jahrestag des Sieges wurden zum ersten Mal hundert Seeleute von allen Flottenteilen nach Sewastopol eingeladen, in die berühmte Marinestadt, darunter auch drei Frauen. Zwei davon waren meine Freundin und ich. Der Flottenadmiral verbeugte sich vor jeder von uns, sagte uns öffentlich Dank und küsste uns die Hand.»

«Aber warum haben Sie Ihren Kindern nie vom Krieg erzählt?»

Olga Wassiljewna schweigt. Saul Genrichowitsch antwortet:

«Der Krieg war noch zu nah und zu schrecklich, um sich daran zu erinnern. Wir wollten die Kinder vor diesem Grauen bewahren.»

«Wollten Sie vergessen?»

«Das können wir nicht vergessen. Am Tag des Sieges, weisst du noch, Olga, die uralte Mutter mit dem genauso uralten Schild um den Hals: ‚Ich suche Tomas Wladimirowitsch Kulnew, verschollen 1942 im belagerten Leningrad. Man sah ihr an, dass sie weit über siebzig war. Wie viele Jahre suchte sie ihn schon? Dieses Foto würde ich allen zeigen, die heute sagen: Wie lange kann man denn noch vom Krieg reden? Und Sie sagen – vergessen ...»

«Ich wollte vergessen. Ich möchte vergessen», sagt Olga Wassiljewna langsam und fast flüsternd. «Schreiben Sie das ruhig so: Sich an den Krieg erinnern heisst, weiter sterben. Sterben und sterben...»

In meiner Erinnerung sehe ich sie immer zu zweit, wie auf den Frontfotos.

«Ein Telefonhörer kann nicht schießen»

Mit Valentina Pawlowna Tschudajewa habe ich mich lange am Telefon unterhalten, ja, unterhalten, denn sie spricht langsam und nachdenklich. Sie überlegt sich jeden Satz. Unversehens konzentrierte sich unser Gespräch auf ein Thema: Hass. «Das ist eine schwierige Sache», bekannte Valentina. «Aber ohne Hass schießt man nicht. Das ist ja keine Jagd, sondern Krieg. Mit Hass fängt der Krieg an ... Ich erinnere mich, beim Politunterricht las der Politchef uns Ehrenburgs Artikel ‚Töte ihn!‘ vor. Sooft du ihn triffst – töte ihn. Ein berühmter Artikel, den hat damals jeder gelesen. Auswendig gelernt. Er hat mich sehr beeindruckt. Uns alle.»

Wir beschlossen, uns zu treffen. Und nun bin ich da.

«Es gibt Piroggen. Ich stehe seit heute Morgen in der Küche», begrüßt mich Valentina fröhlich und umarmt mich. «Zum Reden ist immer noch Zeit. Ich werde noch genug weinen... Aber erst mal die Piroggen. Mit Traubenkirschen. Wie bei uns in Sibirien. Na, komm rein. Komm rein.

Es macht dir doch nichts aus, dass ich einfach ‚du‘ sage? Das kommt noch von der Front: ‚He, Mädels! Na los, Mädels!‘ So sind wir alle. Das weißt du ja. Kristall haben wir, wie du siehst, nicht angehäuft... Alles, was mein Mann und ich gespart haben, passt in eine Blechschachtel: ein paar Orden und Medaillen. Liegen in der Anrichte, zeig ich dir nachher.» Sie führt mich ins Zimmer. «Die Möbel sind auch alt, wie du siehst. Wir sind dran gewöhnt. Täte uns leid, sie zu ersetzen.»

Sie macht mich mit ihrer Freundin Alexandra Sentschenko bekannt, Komsomolfunktionärin im belagerten Leningrad.

Ich setze mich an den gedeckten Tisch: Na ja, essen wir eben Piroggen, zumal ich sibirische mit Traubenkirschen noch nie probiert habe.

Drei Frauen. Heisse Piroggen. Doch das Gespräch dreht sich sofort um den Krieg.

«Sie dürfen sie bloss nicht unterbrechen», warnt mich Alexandra. «Wenn sie unterbrochen wird, fängt sie an zu weinen. Ich kenne sie schon ...»

Valentina Pawlowna Tschudajewa, Flak-Geschützführerin:

«Ich stamme aus Sibirien. Wieso ging ich, ein Mädchen aus dem fernen Sibirien, an die Front? Vom Ende der Welt sozusagen. Das mit dem Ende der Welt, danach hat mich ein westlicher Journalist bei einem Treffen mal gefragt. Er hat mich im Museum die ganze Zeit eindringlich angesehen, ich wurde schon ganz verlegen. Hinterher kam er zu mir und fragte über einen Dolmetscher, ob Frau Tschudajewa ihm ein Interview geben würde. Ich war natürlich sehr aufgeregt. Ich dachte: Was will er? Er hat mich doch im Museum gehört. Aber offenbar interessierte ihn etwas anderes. Erst einmal machte er mir ein Kompliment: ‚Sie sehen so jung aus ... Wie können Sie den Krieg mitgemacht haben?‘ Darauf ich: ‚Sehen Sie, das zeigt nur, dass wir sehr jung an die Front gegangen sind.‘ Aber ihn beschäftigte etwas anderes. Er stellte eine Frage, von wegen, Sibirien sei für seine Begriffe doch am Ende der Welt. ‚Nein‘, erriet ich, ‚Sie beschäftigt doch etwas ganz anderes: Ob es bei uns eine Generalmobilmachung gab, oder warum ich, noch eine Schülerin, an die Front gegangen bin.‘ Er nickte. ‚Gut‘, sagte ich, ‚ich werde Ihnen diese Frage beantwortens Und ich habe ihm mein ganzes Leben erzählt, so wie dir jetzt. Er hat geweint. Am Ende bekannte er: ‚Seien Sie mir nicht böse, Frau Tschudajewa. Im Westen war der Erste Weltkrieg eine viel heftigere Erschütterung als der Zweite. Bei uns

gibt es überall Gräber und Denkmäler, die daran erinnern. An den Ersten Weltkrieg. Von ihm wissen wir, an ihn erinnern wir uns. Doch über Sie wissen wir nichts. Viele glauben ernsthaft, Amerika allein hätte Hitler besiegt. Über den Preis, den die sowjetischen Menschen für den Sieg gezahlt haben – zwanzig Millionen Menschenleben –, ist wenig bekannt. Auch von Ihrem Leid. Unmenschlichem Leid. Ich danke Ihnen – Sie haben mein Herz erschütterte

An meine Mutter kann ich mich nicht erinnern. Sie ist sehr früh gestorben. Mein Vater war Bevollmächtigter des Kreiskomitees, neunzehnhundertfünfundzwanzig wurde er in sein Heimatdorf geschickt, Getreide eintreiben. Das Land litt Not, und die Kulaken versteckten Getreide, liessen es verfaulen. Ich war damals neun Monate alt. Meine Mutter wollte Vater in die Heimat begleiten, und er nahm sie mit. Sie nahm auch mich mit und meine Schwester, sie wusste nicht, wohin mit uns. Mein Vater war früher Tagelöhner gewesen bei dem Kulaken, dem er am Abend auf der Versammlung drohte: ‚Wir wissen, wo das Getreide liegt, wenn ihr es nicht selbst herausgibt, dann holen wir es uns mit Gewalt. Beschlagnahmen es im Namen der Revolution‘.

Die Versammlung war zu Ende, die ganze Familie versammelte sich; Vater hatte fünf Brüder, sie alle sind später im Grossen Vaterländischen Krieg gefallen, genau wie Vater. Ja, sie setzten sich also zu Tisch – es gab die traditionellen sibirischen Pelmeni. Die Bänke standen am Fenster. Mutter sass mit einer Schulter Zum Fenster, mit der anderen zu Vater, und wo Vater sass, war kein Fenster. Es war April... In Sibirien gibt es um diese Zeit noch Nachtfröste. Mutter fror wahrscheinlich. Das habe ich später begriffen, als ich erwachsen war. Sie stand auf, warf sich Vaters Jacke über und gab mir die Brust. Da schoss jemand durchs Fenster. Auf Vater, er zielte ja auf die Jacke... Mutter sagte nur noch: ‚Pa...‘ und liess mich auf die heissen Pelmeni fallen ... Sie war vierundzwanzig ...

Im selben Dorf war mein Grossvater Vorsitzender des Dorfsowjets. Er wurde mit Strychnin vergiftet, das haben sie ihm ins Was-

ser geschüttet. Ich besitze noch ein Foto von Grossvaters Beerdigung. Über dem Sarg hängt ein Fahmentuch, darauf steht: ‚Gefallen von der Hand des Klassenfeindes[^]‘

Mein Vater war Held des Bürgerkriegs, Kommandeur eines Panzerzuges, der gegen die Meuterei des tschechoslowakischen Korps eingesetzt war. Einunddreissig bekam er den Rotbannerorden. Den hatten damals nur wenige, besonders bei uns in Sibirien. Das war eine grosse Ehre, eine grosse Anerkennung. Vater hatte neunzehn Verwundungen, er hatte keine unversehrte Stelle am Körper. Mutter hat erzählt – nicht mir natürlich, sondern Verwandten – , dass die Weisstschechen Vater zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt hatten. Sie bat um eine Besuchserlaubnis, da war sie im letzten Monat schwanger mit Tassja, meiner älteren Schwester. Dort im Gefängnis war ein ganz langer Flur, und sie durfte nicht zu Vater laufen, sie sagten zu ihr: ‚Kriech, du Bolschewistensau! Kriech!‘ Und sie ist ein paar Tage vor der Entbindung über diesen Zementboden gekrochen. So haben sie ihr den Besuch erlaubt. Sie hat Vater nicht erkannt, er war ganz grau geworden ...

Konnte ich da gleichgültig herumsitzen, wo der Feind wieder in mein Land gekommen war? Ich, die in einer solchen Familie aufgewachsen war, mit einem solchen Vater? Ich bin doch sein Fleisch und Blut... Er hat viel mitgemacht... Siebenunddreissig wurde er denunziert, man wollte ihn verleumden. Einen Volksfeind aus ihm machen. Na ja, die schrecklichen Stalin'schen Säuberungen ... Aber er erreichte eine Audienz bei Kalinin, und sein guter Name wurde rehabilitiert. Meinen Vater kannten alle.

Aber das erfuhr ich auch erst später...

Also – das Jahr einundvierzig. Mein letzter Schultag. Wir hatten alle unsere Pläne, unsere Träume, na ja, wir waren eben Mädchen. Nach dem Abschlussball fuhren wir über den Ob auf eine Insel. Wir waren so fröhlich, so glücklich... Sozusagen noch ungeküstet, ich hatte noch nicht einmal einen Freund. Dann kamen wir zurück, nach dem Sonnenaufgang auf der Insel... Die ganze Stadt war in Aufruhr,

die Menschen weinten. Überall hiess es: ‚Krieg!‘ Überall lief das Radio. Wir begriffen überhaupt nichts. Krieg? Wir waren so glücklich, wir hatten so grosse Pläne: Wir wollten studieren, etwas werden. Und nun auf einmal Krieg! Die Erwachsenen weinten, doch wir erschrecken nicht, wir versicherten einander, es würde kein Monat vergehen, und wir hätten ‚es den Faschisten gezeigt‘ – vor dem Krieg sangen alle dieses Lied. Dass wir auf fremdem Territorium kämpfen würden ...

Das Begreifen fing an, als die ersten Gefallenen-Meldungen eintrafen...

Meinen Vater holten sie nicht an die Front. Aber er lief immer wieder ins Wehrkomitee. Dann ging auch er. Und das bei seiner Gesundheit, bei seinen grauen Haaren, bei seinen Lungen: Er hatte Tuberkulose. Und sein Alter? Aber er ging. Er meldete sich für die Stählerne oder, wie sie auch genannt wurde, die Stalin'sche Division, dort waren viele Sibirier. Auch wir glaubten, ohne uns sei der Krieg kein richtiger Krieg, wir müssten ebenfalls kämpfen. Her mit einer Waffe! Wir liefen ins Wehrkomitee. Und am zehnten Februar ging ich an die Front. Meine Stiefmutter weinte sehr: ‚Valja, geh nicht. Was tust du? Du bist doch so schwach, so dünn, was bist du schon für ein Soldat?‘ Ich war unterentwickelt, lange, sehr lange. Nachdem Mama getötet worden war. Bis ich fünf war, konnte ich nicht laufen ... Doch auf einmal war die Kraft da!

Zwei Monate waren wir in Güterwaggons unterwegs. Zweitausend Mädchen, eine ganze Kolonne. Die sibirische Kolonne. Begleitet wurden wir von Offizieren, die uns ausbildeten. Wir lernten Nachrichtenübermittlung. Wir erreichten die Ukraine, dort wurden wir zum ersten Mal bombardiert. Wir waren gerade in der Entlausung, im Bad. Als wir uns duschen gingen, da hatte ein älterer Mann Dienst, der war für das Bad verantwortlich. Wir genierten uns vor ihm, na ja, wir waren eben Mädchen, noch blutjung. Doch als der Bombenangriff losging, da stürmten wir alle zu ihm, Hauptsache

Rettung. Wir zogen uns mehr schlecht als recht an, ich wickelte mir das Handtuch um den Kopf, ein rotes Handtuch, und rannten raus. Der Oberleutnant, auch ein ganz junger Kerl, brüllte: ‚Mädchen, in den Bunker! Werfen Sie das Handtuch ab! Sie verraten die Tarnung...‘

Ich lief weg. ‚Ich verrate gar nichts! Meine Mama hat mir beigebracht, nicht mit nassen Haaren rumzulaufen.‘

Nach dem Bombenangriff kam er zu mir. ‚Warum gehorchst du mir nicht? Ich bin dein Kommandeur‘.

Ich glaubte ihm nicht. ‚Das fehlte noch, du und mein Kommandeurh

Ich zankte mich mit ihm wie mit einem kleinen Jungen. Wir waren gleichaltrig.

Wir bekamen Mäntel, die waren gross und dick, wir konnten darin nicht laufen, wir walzten uns darin voran wie Strohpuppen. Anfangs gab es nicht einmal Stiefel für uns. Das heisst, es gab welche, aber nur in Männergrössen. Dann bekamen wir andere, neue – der Schuh rot, der Schaft aus schwarzem Kunstleder. Wie haben wir damit angegeben! Wir waren alle dünn, die Männerblusen schlotterten uns lose am Leib. Wer schneidern konnte, der nähte sich die Feldbluse passend ab. Aber das reichte uns noch nicht. Wir waren eben Mädchen! Na ja, also liess der Hauptfeldwebel den Schneider Mass nehmen. Zum Lachen und zum Weinen. Der Bataillonskommandeur kam: ‚Na, hat euch der Hauptfeldwebel mit eurem Frauenkram versorgt?‘ Der Hauptfeldwebel darauf: ‚Ich habe Mass genommen. Die Sachen kommen bald ...‘

Ich wurde Nachrichtensoldat in einer Flak-Einheit. Ich machte Dienst auf dem Gefechtsstand, und vielleicht wäre ich bis Kriegsende Nachrichtensoldat geblieben, wenn ich nicht die Nachricht bekommen hätte, dass mein Vater gefallen war. Mein geliebter Papa lebte nicht mehr. Mein Papotschka ... Mein Einziger... Ich bettelte: ‚Ich will ihn rächen. Ich will Rache für den Tod meines Vaters.‘ Ich wollte töten ... Schiessen ... Obwohl man auf mich einredete, dass Telefon sei bei der Artillerie sehr wichtig.

Aber ein Telefonhörer kann nicht schießen ... Ich schrieb ein Gesuch an den Regimentskommandeur. Er lehnte ab. Da wandte ich mich, ohne lange nachzudenken, an den Divisionskommandeur. Oberst Krassnych kam zu uns, liess uns alle antreten und fragte: ‚Wo ist hier diejenige, die Geschützführer werden will?‘ Ich stand da: Dünner Hals, spindeldürr, und an diesem Hals hing die MP, eine schwere MP, einundsiebzig Patronen... Ich muss zum Erbarmen ausgesehen haben. Er sah mich an: ‚Was willst du?‘ Ich zu ihm: ‚Ich will schießen.‘ Ich weiss nicht, was er gedacht hat. Er sah mich lange an, dann drehte er sich abrupt um und ging weg. Na, dachte ich, er lehnt bestimmt ab. Dann kam der Kommandeur angelaufen: ‚Der Oberst hat’s genehmigt ...‘

Ich absolvierte einen Kurzlehrgang, sehr kurz, nur drei Monate. Dann war ich Geschützführerin. Ich kam ins eintausenddreihundert-siebenundfünfzigste Flak-Regiment. In der ersten Zeit schoss mir das Blut aus Nase und Ohren, und mein Magen streikte total... Nachts war die Angst nicht ganz so schlimm, aber am Tag war es sehr schlimm. Es war, als käme jedes Flugzeug direkt auf mich zu, genau auf mein Geschütz. Direkt auf mich zu! Gleich würde es mich ganz und gar zerschmettern. Das ist alles nichts für ein junges Mädchen ... Nichts für Mädchenohren und -augen. Anfangs hatten wir ‚Fünfundachtziger‘, die hatten sich vor Moskau bewährt, später wurden sie gegen Panzer eingesetzt, und wir bekamen ‚Siebenunddreissiger‘. Das war bei Rshewsk. Da gab es solche Gefechte ... Im Frühjahr begann der Eisgang auf der Wolga ... Und was sahen wir da? Wir sahen eine Eisscholle schwimmen, darauf zwei, drei Deutsche und ein russischer Soldat... So, wie sie gestorben waren, ineinander verkrallt. Sie waren in der Eisscholle festgefroren, und die ganze Eisscholle war voller Blut. Die ganze Mutter Wolga war voller Blut...»

Plötzlich hält sie mitten im Seufzer inne und bittet: «Ich kann nicht mehr... Gönn mir eine Pause ...»

«Ich musste an das belagerte Leningrad denken, als ich Val ja zugehört habe», meldet sich die bis dahin schweigsame *Alexandra Sentschenko*. «Besonders an eine Sache, die uns alle erschüttert hat. Jemand erzählte uns von einer alten Frau, die jeden Tag das Fenster öffnete und einen Krug Wasser auf die Strasse schüttete, von Mal zu Mal immer weiter. Erst dachten wir: Na ja, wahrscheinlich eine Verrückte, während der Blockade haben wir so manches erlebt. Wir gingen zu ihr, um herauszufinden, was mit ihr los war. Und nun hören Sie, was sie sagte: ‚Wenn die Faschisten nach Leningrad kommen, in meine Strasse, dann verbrühe ich sie mit heissem Wasser.‘ Sie hat trainiert... Das war ganz am Anfang der Blockade, da gab es noch heisses Wasser. Es war eine sehr kultivierte Frau. Ich erinnere mich sogar noch an ihr Gesicht.

Sie wählte die Art von Kampf, für die ihre Kraft reichte. Man muss sich diese Situation mal vorstellen ... Der Feind war dicht vor der Stadt, vor dem Narwa-Tor wurde bereits gekämpft, die Hallen des Kirowwerks wurden beschossen ... Jeder überlegte, was er für die Verteidigung der Stadt tun konnte. Sterben war zu einfach, man musste etwas tun. Irgendetwas. So dachten Tausende. Das habe ich selbst gesehen ...»

«Aus dem Krieg kam ich als Krüppel zurück», erzählt Valentina weiter. «Eine Splitterverletzung im Rücken. Die Wunde war nicht gross, aber ich wurde weit weggeschleudert in eine Schneewehe. Und ich hatte meine Filzstiefel irgendwie ein paar Tage lang nicht getrocknet, entweder war kein Brennholz da oder ich war noch nicht dran, unser Ofen war klein, und wir waren viele. Jedenfalls, als sie mich dann endlich fanden, hatte ich starke Erfrierungen an den Füssen. Ich war im Schnee verschüttet, aber durch meinen Atem war ein Loch entstanden. Eine Art Röhre ... Die Hunde fanden mich. Sie wühlten den Schnee auf und brachten meine Mütze zu den Sanitä-

tern. Darin lag mein Totenpass, jeder besass so etwas: Name und Adresse von Angehörigen, wer im Todesfall zu benachrichtigen war. Ich wurde ausgebuddelt und auf eine Zeltbahn gelegt, mein ganzer Mantel war voller Blut... Da achtete niemand auf die Füsse...

Sechs Monate lag ich im Lazarett. Sie wollten ein Bein amputieren, oberhalb des Knies, weil ich Wundbrand bekommen hatte. Da wurde ich kleinmütig, als Krüppel wollte ich nicht weiterleben. Wozu? Wer brauchte mich denn? Weder Vater noch Mutter. Ich war nur eine Last. Wer konnte mich so schon gebrauchen, als Stumpf! Ich wollte mich umbringen ... Ich bat die Pflegerin, mir statt des kleinen Handtuchs ein grosses zu bringen. Im Lazarett wurde ich von allen gehänselt; ‚Hier liegt eine Oma ... Eine alte Oma.‘ Weil, als der Leiter des Lazaretts mich zum ersten Mal sah und fragte: ‚Na, wie alt bist du denn?‘, da sagte ich schnell: ‚Neunzehn. Bald neunzehn.‘ Er lachte: ‚Oho! Ist das alt! Ein enormes Alter.‘ Auch die Pflegerin Tante Mascha hänselte mich deswegen. Nun sagte sie zu mir: ‚Ich geb dir ein Handtuch, weil du ja operiert wirst. Aber ich werde auf dich aufpassen. Irgendwie gefallen mir deine Augen nicht, Mädchen. Du hast doch wohl nichts Schlimmes vor?‘ Ich schwieg... Aber ich sah, dass ich wirklich für die Operation vorbereitet wurde. Ich wusste zwar nicht, was das war, ich war ja zuvor noch nie operiert worden – inzwischen sieht mein Körper aus wie eine Landkarte –, aber ich ahnte es. Ich versteckte das grosse Handtuch unterm Kopfkissen und wartete, dass es still wurde. Dass alle einschliefen. Wir hatten Eisenbetten, und ich dachte mir: Ich binde das Handtuch am Bett fest und hänge mich auf. Aber Tante Mascha wick die ganze Nacht nicht von meiner Seite. Sie hat mich junges Ding behütet. Ist nicht eingeschlafen.

Mein behandelnder Arzt, ein junger Leutnant, der lief hinter dem Leiter des Lazaretts her und bat: ‚Lassen Sie es mich doch versuchen. Lassen Sie es mich versuchen ...‘ Der widersprach: ‚Was willst du denn versuchen? Ein Zeh ist schon schwarz. Das Mädchen ist neunzehn. Wegen uns beiden wird sie sterben.‘

Wie sich herausstellte, war mein Arzt gegen die Operation, er schlug eine andere Methode vor, die damals noch neu war. Mit einer Spezialnadel wird Sauerstoff unter die Haut gespritzt. Sauerstoff nährt... Nun, so genau kenne ich mich damit nicht aus, ich bin ja kein Mediziner. Jedenfalls, der junge Leutnant überzeugte den Chef. Sie nahmen mir nicht das Bein ab. Sie behandelten mich nach der anderen Methode. Nach zwei Monaten fing ich schon wieder an zu laufen. An Krücken natürlich, die Beine waren wie Watte, keinerlei Stütze. Ich konnte sie nicht spüren, nur sehen. Dann lernte ich ohne Krücken gehen. Alle gratulierten mir: Ich war ein zweites Mal geboren. Nach dem Lazarett stand mir Urlaub zu. Aber was sollte ich mit Urlaub? Wo sollte ich hin? Zu wem? Ich fuhr zu meiner Einheit, zu meinem Geschütz. Dort trat ich in die Partei ein. Mit neunzehn.

Den Tag des Sieges erlebte ich in Ostpreussen. Es war schon seit ein paar Tagen still, plötzlich gab es mitten in der Nacht Fliegeralarm. Wir sprangen alle auf. Da rief jemand: ‚Sieg! Kapitulation!‘ Kapitulation – na schön, aber Sieg, das begriffen wir: ‚Der Krieg ist aus! Der Krieg ist aus!‘ Wir fingen an zu schiessen, jeder mit dem, was er gerade hatte: MP, Pistole ... Mit Geschützen ... Der eine wischte sich die Tränen ab, der Nächste tanzte: ‚Ich lebe! Ich lebe!‘ Hinterher sagte der Kommandeur: ‚Also, ihr werdet nicht demobilisiert, ehe ihr die Munition bezahlt habt. Was habt ihr angerichtet? Wie viel Munition habt ihr verballert?‘ Wir glaubten, nun würde auf der Welt immer Frieden sein, niemand würde je wieder Krieg wollen, sämtliche Munition müsste vernichtet werden. Wer brauchte sie denn noch? Wir hatten das Hassen satt.

Und ich wollte so gern nach Hause! Auch wenn Vater nicht mehr lebte und Mutter auch nicht. Aber ich verneige mich tief vor meiner Stiefmutter, sie hat mich empfangen wie eine Mutter. Ich nannte sie später Mama. Sie hat auf mich gewartet, sehr gewartet. Obwohl der Lazarettchef ihr schon geschrieben hatte, dass mir ein Bein amputiert wird, dass ich als Krüppel zurückkomme. Damit sie

vorbereitet war. Er versprach ihr, ich würde nur eine Weile bei ihr bleiben, dann würden sie mich abholen ... Aber sie wollte, dass ich nach Hause komme ...

Sie hat auf mich gewartet...

Wir waren mit achtzehn, zwanzig an die Front gegangen und kamen mit zwanzig, vierundzwanzig zurück. Erst herrschte grosse Freude, doch dann kam die Angst: Was sollten wir im Zivilleben tun? Unsere Freundinnen hatten inzwischen studiert, aber wir? Wo war unsere Zeit? Unsere Zeit hatte der Krieg vernichtet. Wir hatten von nichts eine Ahnung, keinen Beruf. Alles, was wir kannten, war der Krieg, alles, was wir konnten, war Krieg. Wir wollten den Krieg so schnell wie möglich loswerden. Aus meinem Uniformmantel schneiderte ich mir rasch einen zivilen Mantel, nähte andere Knöpfe dran. Auf dem Markt versetzte ich meine Stiefel und kaufte mir Damenschuhe. Als ich das erste Mal ein Kleid anzog, brach ich in Tränen aus. Ich erkannte mich im Spiegel selbst nicht, wir hatten vier Jahre lang nur Hosen getragen. Wem konnte ich schon sagen, dass ich verwundet worden war, eine Kopfverletzung hatte? Hätte ich das getan – wer hätte mich dann eingestellt? Aber ich habe nun mal kranke Beine, und ich war sehr nervös ... Wir waren stumm wie die Fische. Erzählten niemandem, dass wir an der Front gewesen waren. Untereinander hielten wir Kontakt, schrieben uns. Später, da hat man uns geehrt, uns zu Treffen eingeladen, aber die erste Zeit verkrochen wir uns. Wir trugen nicht einmal unsere Auszeichnungen. Die Männer ja, aber die Frauen nicht. Die Männer waren die Sieger, waren Helden und Bräutigame, der Krieg gehörte ihnen, wir aber wurden mit ganz anderen Augen angesehen. Ich sage Ihnen, man hat uns den Sieg gestohlen. Ihn still und heimlich gegen normales weibliches Glück getauscht. Sie haben den Sieg nicht mit uns geteilt. Das war bitter... Unverständlich ... Denn an der Front hatten die Männer uns grossartig behandelt, uns immer beschützt, das habe ich im friedlichen Leben nie wieder gesehen, dass sie die Frauen so behandelt hätten.

Wenn wir auf dem Rückzug waren, uns zum Ausruhen hinlegten – auf die nackte Erde –, dann zogen sie die Mäntel aus, behielten nur ihre Feldblusen an: ‚Die Mädchen ... Wir müssen die Mädchen zudecken...‘ Wenn sie ein Stück Watte oder Binde fanden, gaben sie es uns: ‚Hier, nimm, das kannst du bestimmt gebrauchen ...‘ Den letzten Zwieback teilten sie mit uns. Nichts als Güte und Wärme haben wir erlebt. Es kränkte uns sehr, dass wir nach dem Krieg unser Soldbuch verstecken mussten ...

Nach der Entlassung kam ich mit meinem Mann nach Minsk. Wir besaßen nichts: Keine Bettlaken, keine Tassen. Nur zwei Uniformmäntel und zwei Feldblusen. Wir fanden eine Landkarte, eine gute Karte, aus Nessel. Wir weichten sie ein... Dieses Stück Nessel wurde unser erstes Bettlaken. Später, als unsere Tochter geboren war, haben wir daraus Windeln gemacht. Aus dieser Karte... Ich weiss es noch wie heute, es war eine politische Weltkarte ... Einmal kam mein Mann nach Hause: ‚Komm, Mutter, da hat jemand ein altes Sofa weggeworfen ...‘ Wir gingen dieses Sofa holen – in der Nacht, damit uns niemand sah. Wie haben wir uns gefreut über dieses Sofa!

Wir waren trotz allem glücklich. Ich hatte auf einmal so viele Freundinnen! Die Zeit war schwer, aber wir jammerten nicht. Wenn wir unsere Lebensmittelkarten eingelöst hatten, riefen wir uns gegenseitig an: ‚Komm her, ich hab’ Zucker bekommen. Wir können Tee trinken.‘ Wir hatten nichts überm Kopf und nichts unterm Hintern, noch keiner hatte Teppiche, Kristall... Nichts... Aber wir waren glücklich. Glücklich, weil wir noch am Leben waren. Noch atmeten, lachten. Durch die Strassen liefen. Die Liebe wärmte uns. Irgendwie brauchten wir einander sehr, alle brauchten einander. Später, da war dann jeder für sich, in seiner Wohnung, bei seiner Familie, aber damals waren wir alle zusammen. Schulter an Schulter, wie im Schützengraben an der Front...

Vor Kurzem habe ich im Museum vor jungen Italienern gesprochen. Sie haben mich lange ausgefragt, mir seltsame Fragen ge-

stellt... Bei was für einem Arzt ich in Behandlung war. Was für Krankheiten ich hatte. Aus irgendeinem Grund wollten sie wissen, ob ich bei einem Psychiater gewesen sei. Was ich träume. Ob ich vom Krieg träume. Die russische Frau, das sei für sie ein Rätsel. Ausserdem wollten sie wissen, ob ich nach dem Krieg geheiratet hätte. Sie dachten nämlich – nein. Ich habe gelacht: ‚Alle haben sich aus dem Krieg Trophäen mitgebracht, ich dafür meinen Mann. Ich habe eine Tochter. Und inzwischen auch Enkel.‘ Ich hab’ dir heute gar nichts von der Liebe erzählt. Wir haben nur vom Hass gesprochen. Na, von der Liebe ein andermal. Dann erzähle ich dir alles. Wie sich unser Bataillonskommandeur an der Front in mich verliebt hat. Den ganzen Krieg hat er mich nicht vergessen, nach der Entlassung hat er mich im Lazarett ausfindig gemacht. Na, davon später... Komm mich besuchen, komm unbedingt. Du bist für mich wie eine zweite Tochter.

Ich habe nur eine Tochter. Natürlich hätte ich gern mehr Kinder gehabt, aber dafür fehlte mir die Gesundheit, die Kraft. Auch studieren konnte ich nicht... Ich war bis zur Rente Laborantin am Polytechnischen Institut, aber ich war sehr beliebt. Weil ich selbst voller Liebe war. Das war meine Auffassung vom Leben, nur so wollte ich nach dem Krieg leben ...

Vor zwei Jahren besuchte mich unser Stabschef Iwan Grinko. Er ist schon lange in Pension. Hier an diesem Tisch hat er gegessen. Ich hatte auch Piroggen gebacken. Mein Mann und er unterhielten sich, tauschten Erinnerungen aus. Sie kamen auf die Mädchen zu sprechen. Auf einmal heulte ich los: ‚Ehre sagt ihr, Respekt. Aber unsere Mädchen sind fast alle allein geblieben. Leben in Gemeinschaftswohnungen. Wer hat sich für sie eingesetzt? Sie beschützt?‘ Jedenfalls, ich hab’ ihnen die Festtagslaune gründlich verdorben ...

Der Stabschef sass da, wo Sie jetzt sitzen. ‚Zeig mir den‘, sagte er, ‚der dich gekränkt hat. Zeig ihn mir!‘ Er bat um Verzeihung: ‚Valja, dazu kann ich nichts sagen, dafür habe ich keine Worte, nur

Tränen.' Aber man soll uns nicht bedauern. Wir sind stolz... Und wenn sie die Geschichte noch zehnmal umschreiben. Mit Stalin oder ohne Stalin. Aber das bleibt uns: Wir haben gesiegt! Und unser Leid. Das, was wir durchgemacht haben...»

Bevor ich gehe, packt sie mir noch Piroggen ein. «Sibirische. Die sind was Besonderes.» Ich bekomme eine weitere lange Liste mit Adressen und Telefonnummern. «Sie werden sich alle freuen. Sie warten auf dich. Uns hat bisher noch niemand zugehört.»

Sie haben so lange geschwiegen, dass auch ihr Schweigen Geschichte geworden ist.

«Wir bekamen nur kleine Medaillen»

Meine Privatpost erinnert immer mehr an die Post eines Wehrkomitees oder eines Museums: «Grüsse von den Fliegerinnen des Fliegerregiments von Marina Raskowa», «Ich schreibe Ihnen im Auftrag der Partisaninnen der Brigade ‚Shelesnjak‘», «Glückwünsche von den Minsker Untergrundkämpferinnen. Wir wünschen Erfolg für die begonnene Arbeit...», «Soldatinnen der Bade- und Wäscherei-Einheit ...» In der ganzen Zeit meiner Recherchen gab es nur vereinzelt kategorische Absagen: «Nein, das ist wie ein Albtraum... Ich kann nicht! Ich will nicht!» Oder: «Ich will mich nicht erinnern! Ich will nicht! Ich wollte so lange alles vergessen ... «Und an einen weiteren Brief erinnere ich mich, ohne Absender: «Mein Mann, Träger mehrerer Ruhmesorden, bekam nach dem Krieg zehn Jahre Lager. So empfing die Heimat die Sieger. Er hatte in einem Brief an einen Freund geschrieben, dass es ihm schwerfällt, auf unseren Sieg stolz zu sein – unser und fremder Boden sei übersät mit russischen Leichen. Mit Blut getränkt. Er wurde sofort einkassiert... Nach Stalins Tod kam er aus Magadan zurück. Krank. Kinder haben wir nicht. Ich muss mich nicht an den Krieg erinnern, mein Krieg ist noch nicht vorbei...»

Nicht jeder kann sich entschliessen, seine Erinnerungen aufzuschreiben, und auch nicht jedem gelingt es, das ist ja ziemlich schwierig – dem Papier seine Gedanken und Gefühle anzuvertrauen. «... die Tränen hindern mich ...» (A. Burakowa, Unterfeldwebel, Funkerin). So bringt der Briefwechsel entgegen meinen Erwartungen nur Adressen und neue Namen.

«In mir steckt jede Menge Metall... Einen Splitter von einer Verwundung bei Witebsk trage ich drei Zentimeter neben dem Herzen in der Lunge. Einen zweiten – in der rechten Lunge. Zwei im Bauchraum.,. Hier ist meine Adresse. Kommen Sie her. Ich kann nicht weiter schreiben, ich kann vor Tränen nichts mehr sehen...»

V. Gromowa, Sanitätsinstrukteurin

«Grosse Auszeichnungen habe ich nicht, nur ein paar Medaillen. Ich weiss nicht, ob mein Leben Sie interessiert, aber ich würde es gern jemandem erzählen ...»

V.P. Woronowa, Telefonistin

«Mein Mann und ich lebten im hohen Norden, in Magadan. Mein Mann arbeitete als Kraftfahrer, ich als Gütekontrolleurin. Gleich bei Kriegsausbruch meldeten wir uns für die Front. Doch man sagte uns, wir sollten weiter dort arbeiten, wo wir gebraucht würden. Da schickten wir ein an den Genossen Stalin adressiertes Telegramm, dass wir fünftausend Rubel für den Bau eines Panzers spenden und gern zusammen an die Front möchten. Wir bekamen ein Dankschreiben von der Regierung. Dreiundvierzig wurden mein Mann und ich an die Panzertechnikerschule in Tscheljabinsk delegiert, die wir extern absolvierten.

Dort bekamen wir einen Panzer. Wir waren beide ausgebildet als Panzerfahrer, aber davon braucht ein Panzer nur einen. Die Leitung beschloss, mich zum Panzerkommandanten des IS-122 zu ernennen und meinen Mann zum Fahrer. So kamen wir bis nach Deutschland. Wir wurden beide verwundet. Haben beide Auszeichnungen bekommen.

Es gab viele Panzersoldatinnen auf mittleren Panzern, aber auf einem schweren Panzer war ich die Einzige. Manchmal denke ich:

Vielleicht sollte ich mein Leben mal einem Schriftsteller erzählen...»

Boiko, Unterleutnant, Panzersoldatin

«Zweiundvierzig... Ich wurde zum Divisionskommandeur ernannt... Der Regimentskommissar warnte mich: ‚Und denken Sie daran, Hauptmann, Sie übernehmen keine normale Division, sondern eine Mädchendivision. Die Hälfte der Truppe sind Mädchen, die brauchen einen besonderen Umgang, besondere Aufmerksamkeit und Fürsorger Ich wusste natürlich, dass auch Mädchen bei der Armee waren, konnte mir das aber schlecht vorstellen. Wir Berufsoffiziere waren ein wenig skeptisch, wie wohl das ‚schwache Geschlecht‘ das militärische Handwerk meistern würde, das seit Jahrhunderten als Männersache galt. Na schön, Krankenschwestern – das war normal. Sie hatten sich schon im Ersten Weltkrieg bewährt und dann im Bürgerkrieg. Aber was machten Mädchen bei der Flak, wo man kiloschwere Granaten schleppen musste? Wie brachte man sie in einer Batterie unter, wo es nur einen einzigen Unterstand gab, aber auch Männer zur Truppe gehörten? Die Soldaten mussten stundenlang auf dem Gerät sitzen, und das war aus Metall, genauso die Sitze auf den Geschützen, und sie waren doch Mädchen, das ging doch nicht. Und schliesslich – wo sollten sie sich die Haare waschen und trocknen? Eine Menge Fragen, so ungewöhnlich war die Sache...

Ich beging die Batterien, sah mich um. Ich gestehe, mir war ein wenig komisch zumute: Der Wachposten ein Mädchen mit Gewehr, ein Mädchen mit Fernglas auf dem Turm – ich kam ja von der Front, von der vordersten Linie. Und wie verschieden sie waren – schüchtern, ängstlich, affektiert und entschlossen, feurig. Nicht alle können sich der militärischen Disziplin unterordnen, die weibliche Natur sträubt sich gegen die Armeordnung. Mal vergisst sie einen Befehl, mal bekommt sie einen Brief von zu Hause und weint den ganzen

Vormittag. Man bestraft sie, und dann nimmt man die Strafe zurück – aus Mitleid. Ich dachte: Mit diesem Volk bin ich verloren! Doch bald musste ich meine Skepsis verwerfen. Die Mädchen wurden richtige Soldaten. Wir haben zusammen einen harten Weg zurückgelegt. Kommen Sie her. Wir werden lange reden...»

L. A. Lewizki, ehemaliger Kommandeur der fünften Division des siebenhundertvierundachtzigsten Flak-Artillerie-Regiments

Die unterschiedlichsten Adressen – Moskau, Kiew, Apscheronsk im Gebiet Krasnodar, Witebsk, Wolgograd, Jalutorowsk, Galitsch, Smolensk... Wie alles erfassen? Das Land ist riesig. Da kommt mir der Zufall zu Hilfe. Eines Tages bringt der Postbote eine Einladung von den Veteranen der fünfundsechzigsten Armee von General P.I. Batow: «Wir treffen uns immer am sechzehnten, siebzehnten Mai in Moskau auf dem Roten Platz. Das ist Tradition und Ritual. Da kommen alle, die noch die Kraft haben. Aus Murmansk und Karaganda, aus Alma-Ata und Omsk. Von überall her. Aus unserer ganzen grossen Heimat. Kurzum: Wir erwarten Sie ...»

Hotel «Moskwa». Mai, Monat des Sieges. Überall Menschen, die sich umarmen, weinen, sich fotografieren. Hier gibt es keine Bekannten und Unbekannten, hier gehören alle dazu. Ich tauche ein in diesen Strom und spüre seine Kraft, werde mitgetragen. Ich bin in einer unbekannten Welt... Auf einer unbekannten Insel... Unser Land ist gross, aber darin existiert noch ein anderes Land, in dem Menschen mit besonderen Erinnerungen leben – sie haben ihre eigenen Werte und Massstäbe, ihre eigenen Ängste und Träume, und die decken sich nicht immer mit unseren. Normalerweise verlieren sie sich unter uns anderen, aber einmal im Jahr kommen sie zusammen, um wenigstens für einen Augenblick zurückzukehren in ihre Zeit. Und ihre Zeit – das sind ihre Erinnerungen.

In der siebten Etage im Zimmer zweiundfünfzig ist das Lazarett Nummer fünftausendzweihundertsiebenundfünfzig versammelt. Am Kopf der Tafel sitzt *Alexandra Iwanowna Saizewa*, Militärärztin, Hauptmann. Sie stellt mir alle vor.

Ich schreibe mit: *Galina Iwanowna Sasonowa*, Chirurgin, *Jelisaweta Michailowna Aisenschtejn*, Ärztin, *Valentina Wassiljewna Lukina*, Chirurgie-Schwester, *Anna Ignatjewna Gorelik*, leitende Chirurgie-Schwester, und die Krankenschwestern *Nadeshda Fjodorowna Potushnaja*, *Klawdija Prochorowna Borodulina*, *Jelena Pawlowna Jakowlewa*, *Angelina Nikolajewna Timofejewa*, *Soffja Kamaldinowna Motrenko*, *Tamara Dmitrijewna Morosowa*, *Soffja Filimonowna Semenjuk*, *Larissa Tichonowna Dejkun*.

Von Puppen und Gewehren

«Wenn man den Krieg mit unseren Augen sieht, mit Frauenaugen... Aus Weibersicht... Dann ist er schlimmer als schlimm. Darum fragt uns auch keiner...»

«Wisst ihr noch, Mädels: Wir sitzen im Güterwaggon, und die Soldaten lachen, wie wir das Gewehr halten. Nicht, wie man eine Waffe hält, sondern so ... Ich kann das jetzt gar nicht mehr vormachen ... Wie eine Puppe haben wir es gehalten ...»

«Die Menschen weinen, schreien: ‚Krieg!‘, und ich denke: Wieso Krieg, schliesslich haben wir morgen am Institut Prüfung! Die Prüfung, das ist doch wichtig. Wie kann da Krieg sein?

Aber eine Woche später gingen die Bombenangriffe los, und

wir mussten schon Menschen retten. Drei Jahre Medizinstudium – das war schon etwas in so einer Zeit. Aber in den ersten Tagen sah ich so viel Blut, dass ich Angst davor bekam. Schöner halber Arzt mit lauter guten Zensuren im Praktikum! Aber die Menschen verhielten sich grossartig, und das machte Mut.

Mädels, hab' ich euch das schon erzählt... Nach einem Bombenangriff sehe ich, vor mir bewegt sich die Erde. Ich renne hin und fange an zu buddeln. Fühle ein Gesicht, Haare... Es war eine Frau... Ich grub sie aus und fing an zu weinen. Und sie macht die Augen auf und fragt nicht, was mit ihr ist, sondern ist ganz aufgeregt: ‚Wo ist meine Handtasche?‘

‚Was wollen Sie jetzt mit Ihrer Tasche? Die wird sich schon finden‘.

‚Da liegt mein Parteibuch drin.‘

Sie dachte nicht daran, was mit ihr war, ob sie heil war, sie dachte an ihr Parteibuch. Ich begann sofort, nach ihrer Tasche zu suchen. Ich fand sie. Sie legte sie sich auf die Brust und schloss die Augen. Dann kam der Krankenwagen und nahm sie mit. Ich sah noch einmal nach ihrer Tasche. Am Abend kam ich nach Hause, erzählte meiner Mutter davon und erklärte, ich wolle an die Front...»

«Unsere waren auf dem Rückzug... Wir gingen alle hinaus an die Strasse ... Ein älterer Soldat läuft vorbei, bleibt vor unserer Hütte stehen, verneigt sich tief vor meiner Mutter: ‚Verzeih, Mutter... Und rette dein Mädchen! Ach, rettet das Mädchen!‘ Ich war damals gerade sechzehn, hatte einen langen Zopf... Und soo lange schwarze Wimpern ...»

«Ich erinnere mich, wie wir an die Front fuhren. Ein ganzes Auto voller Mädchen, ein grosser geschlossener Laster. Es war Nacht, stockdunkel, die Zweige schlugen gegen die Plane, und es herrsch-

te eine furchtbare Spannung, wir hatten das Gefühl, als ob das Kugeln wären, als ob wir beschossen würden... Mit dem Krieg veränderten sich Wörter und Geräusche ... Du sagst ‚Mama‘, und das ist ein völlig anderes Wort, du sagst ‚Liebe‘, und auch das ist ein völlig anderes Wort. Es steckt jetzt noch mehr darin. Mehr Liebe, mehr Angst...»

«Ein Mamakind ... Ich war nie verreist, hatte noch nie in einem fremden Haus übernachtet, und nun kam ich als Assistenzärztin in eine Minenwerfer batterie. Was das für mich bedeutete! Wenn die Minenwerfer losfeuerten, wurde ich sofort taub. Ich fühlte mich, als würde ich am ganzen Leib brennen. Ich setzte mich hin und flüsterte: ‚Mama, Mamotschka... Mamotschka ...‘ Wir lagen im Wald, wenn man morgens rauskam, war alles voller Tau. War wirklich Krieg? Es war doch so schön, so wunderbar ...

Wir bekamen Befehl, uns militärisch einzukleiden, aber ich war nur eins fünfzig gross. Ich schlüpfte in die Hose, und die Mädchen banden sie über meinem Kopf zu. Also lief ich in meinem Kleid rum, versteckte mich vor der Obrigkeit. Na ja, und dann kam ich wegen Verletzung der militärischen Disziplin in Arrest...»

«Das hätte ich nie geglaubt... Ich hatte nicht geahnt, dass ich im Gehen schlafen kann. Du läufst in der Kolonne und schläfst, stösst gegen den Vordermann, wachst für einen Moment auf und schläfst weiter. Ein Soldat schläft überall süß. Einmal bin ich im Dunkeln statt nach vorn zur Seite gestolpert und querfeldein gelaufen, einfach schlafend weitergelaufen. Bis ich in einen Graben fiel, da bin ich aufgewacht und schnell meinen Leuten hinterhergerannt.»

«Wir standen tagelang am OP-Tisch. Du stehst da, und die Arme sinken von selber herab. Manchmal schlug man mit dem Kopf direkt auf den Patienten. Unsere Beine schwellen an, passen nicht mehr in die Stiefel. Die Augen waren so müde, dass wir sie kaum schliessen konnten.»

«Das werde ich nie vergessen: Ein Verwundeter wurde gebracht, von der Trage gehoben... Irgendjemand griff nach seiner Hand: ‚Nein, er ist tot.‘ Und ging weg. Plötzlich seufzte der Verwundete. Ich kniete mich vor ihn, als er seufzte. Ich heulte und schrie: ‚Einen Arzt! Einen Arzt!‘ Der Arzt wird geweckt, gerüttelt, aber er fällt immer wieder um wie eine Strohpuppe, so fest schläft er. Er war nicht einmal mit Salmiakgeist wach zu kriegen. Er hatte davor drei Tage nicht geschlafen ...»

«Ein Skibataillon, lauter Zehnklassenschüler. Niedergemäht von einem Maschinengewehr... Da bringen sie so einen, er weint. Wir waren im selben Alter, fühlten uns aber schon älter als sie. Du umarmst ihn: ‚Mein liebes Kind‘, und er: ‚Wenn du dort gewesen wärst, dann würdest du nicht Kind zu mir sagen.‘ Er stirbt und schreit die ganze Nacht: ‚Mama! Mama!‘ Zwei Jungen aus Kursk waren dabei, wir nannten sie die ‚Kursker Nachtigallen‘. Du gehst sie wecken, und ihre Lippen sind ganz nass. Noch richtige Kinder...»

«Schreckliche Wunden ... Man konnte verrückt werden ... Bei einem war die ganze Brust aufgerissen, man sah das Herz ... Er stirbt... Ich lege einen letzten Verband an und muss mich furchtbar zusammennehmen, um nicht loszuheulen. Hoffentlich ist es bald vorbei, denke ich, dann kann ich mich in eine Ecke verkrümmeln und heulen. Da sagt er zu mir: ‚Danke, Schwester ...‘ Und hält mir etwas

Kleines, Metallenes hin. Ich schaue: Ein Säbel und ein Gewehr über Kreuz. ‚Warum gibst du das weg?‘, frage ich. ‚Mama hat gesagt, dieser Talisman würde mich beschützen. Aber ich brauche ihn nicht mehr. Vielleicht hast du ja mehr Glück als ich?‘, sagt er und dreht sich zur Wand.

Ein anderer ruft mich zu sich: ‚Schwester, mein Bein tut weh ...‘ Aber das Bein ist ab ... Am meisten fürchtete ich mich, Tote zu tragen; wenn der Wind das Laken anhob, dann sahen sie dich an. Ich konnte sie nicht tragen, wenn die Augen offen waren, ich hab’ sie immer zugedeckt...»

«Sie brachten einen Verwundeten, vollständig verbunden, er hatte eine Kopfwunde, von seinem Gesicht war kaum was zu sehen. Nur ein kleines bisschen. Aber offenbar erinnerte ich ihn an jemanden, er sprach mich an: ‚Larissa... Larissa... Lorotschka...‘ Wahrscheinlich das Mädchen, das er liebte. Ich heiße zwar auch so, aber ich hatte diesen Mann noch nie gesehen, trotzdem rief er nach mir. Ich gehe zu ihm, sehe ihn an und begreife nicht recht. ‚Du bist da, ja? Du bist da?‘ Ich nehme seine Hand, beuge mich zu ihm. ‚Ich wusste, dass du kommst ...‘ Er flüstert etwas, aber ich verstehe nicht, was er sagt. Ich kann das gar nicht erzählen, wenn ich daran denke, kommen mir sofort die Tränen. Er sagt: ‚Als ich an die Front ging, bin ich nicht mehr dazu gekommen, dich zu küssen. Küß mich ...‘

Ich habe mich zu ihm hinuntergebeugt und ihn geküsst. Aus seinem Auge spritzte eine Träne und rann in den Verband. Dann war es aus. Er war tot...»

Vom Tod und vom Staunen über den Tod

«Die Menschen wollten nicht sterben. Wir reagierten auf jedes Stöhnen, auf jeden Schrei. Ein Verwundeter, als er spürte, dass er stirbt, umklammerte meine Schulter, hielt mich fest umarmt und liess mich nicht weg. Er glaubte, wenn jemand bei ihm ist, wenn eine Schwester bei ihm ist, dann verlässt ihn das Leben nicht. Er bat: ‚Wenigstens noch fünf Minuten leben. Noch zwei Minuten...‘ Manche starben lautlos, still, andere schrien: ‚Ich will nicht sterben!‘ Der Mensch stirbt, aber er glaubt es trotzdem nicht, er will nicht wahrhaben, dass er stirbt. Du siehst, wie er von den Haaren ab ganz gelb wird, wie ein Schatten kriecht ihm das Gelb erst übers Gesicht, dann unter die Kleidung... Und dann liegt er tot da, und in seinem Gesicht spiegelt sich Erstaunen, als ob er denkt: Wieso bin ich gestorben? Bin ich wirklich tot?

Solange er noch hört... Bis zum letzten Moment sagst du zu ihm: Nein, nein, du kannst doch nicht sterben. Küsst ihn, umarmst ihn: Nicht doch, nicht doch! Er ist schon tot, die Augen starren an die Decke, und ich flüstere noch immer auf ihn ein... Beruhige ihn ... Die Namen sind weg, die weiss ich nicht mehr, aber die Gesichter sind alle noch da ...»

«Verwundete werden vom Schlachtfeld getragen... Sie weinen... Nicht vor Schmerzen, sondern vor Hilflosigkeit. Es ist ihr erster Tag, sie sind gerade an die Front gekommen, manche haben noch keinen einzigen Schuss abgegeben. Sie hatten noch kein Gewehr bekommen, man muss dazu sagen, dass die Waffen in den ersten Jahren nicht für alle reichten. Wenn ein Kamerad hinfiel, nahm ein anderer sein Gewehr an sich. Seine Handgranaten. Sie gingen mit blossen Händen in den Kampf... Mit Federmessern...

Und stiessen gleich auf Panzer ...»

«Wenn ein Arm oder ein Bein abgeschnitten wird, dann blutet es nicht. Nur reines weisses Fleisch, das Blut kommt erst später. Ich kann noch heute kein Huhn zerlegen, dieses weisse, reine Fleisch. Dann bekomme ich einen ganz salzigen Geschmack im Mund...»

«Soldatinnen wurden von den Deutschen nicht gefangen genommen. Sie wurden sofort erschossen. Vorher führte man sie der angetretenen Truppe vor: Seht sie euch an, das sind keine Frauen, das sind Monster. Russische Fanatikerinnen! Jede von uns hob sich immer eine Patrone für sich selbst auf – lieber sterben als in Gefangenschaft.

Eine Krankenschwester von uns geriet in Gefangenschaft. Zwei Tage später, als wir das Dorf zurückerobert hatten, fanden wir sie: Die Augen ausgestochen, die Brust abgeschnitten... Aufgespiesst auf einen Pfahl... Es war Frost, sie war ganz weiss und ihr Haar total grau. Sie war neunzehn Jahre alt. Und sehr schön...»

«Wir waren auf dem Rückzug und wurden bombardiert. Im ersten Jahr waren wir ständig auf dem Rückzug... Die faschistischen Flugzeuge flogen ganz tief, machten Jagd auf jeden Einzelnen. Wir rennen weg. Verstecken uns im Wald. Er kommt auf mich zugeflogen ... Ich kann ihn sehen. Sein Gesicht... Und er sieht, dass wir Mädchen sind... Ein Sanitätstransport... Wir verstecken uns hinter den Kiefern... Er zielt auf mich und lächelt noch. Ein freches, schreckliches Lächeln ... Und ein schönes Gesicht... Ich in den Mais – er hinterher, ich zum Wald – er zwingt mich zu Boden. Ich renne in den Wald, in einen Laubhaufen. Ich habe Nasenbluten vor Angst, ich weiss nicht, ob ich noch lebe oder nicht, bewege meinen Arm... Ja, ich lebe noch... Seitdem hatte ich grosse Angst vor Flugzeugen.

Auch wenn es noch weit weg war, hatte ich schon Angst, konnte an nichts anderes mehr denken als daran, dass es gleich da ist, und wo ich mich verstecken kann, mich verkriechen, um nichts zu sehen und zu hören. Ich kann Flugzeuglärm bis heute nicht ertragen. Ich fliege nie mit dem Flugzeug ...»

«Vor dem Krieg hätte ich beinahe geheiratet. Meinen Musiklehrer. Eine verrückte Geschichte. Ich war ernsthaft verliebt... Und er auch... Aber Mama liess mich nicht: ‚Du bist noch zu jung!‘

Bald begann der Krieg. Ich meldete mich an die Front. Ich wollte weg von zu Hause. Erwachsen werden. Zu Hause weinten sie und packten mir Sachen ein. Warme Socken, Wäsche ...

Den ersten Toten sah ich gleich am ersten Tag. Im Hof der Schule, wo unser Lazarett untergebracht war, hatte ein zufälliger Granatsplitter unseren Feldscher tödlich verwundet. Wir waren gerade erst angekommen. Und ich dachte: Fürs Heiraten, fand Mama, bin ich noch zu jung, aber für den Krieg nicht. Für den Krieg bin ich alt genug ...»

«Wir waren gerade angekommen ... Hatten gerade unser Lazarett eingerichtet und lauter Verwundete aufgenommen, da kam der Befehl: Evakuierung! Einige Verwundete werden aufgeladen, andere nicht. Die Autos reichen nicht. Wir werden angetrieben: ‚Lasst sie hier. Ihr müsst weg.‘ Du brichst auf, und sie sehen dich an. Blicken dir nach. In diesen Augen steht alles: Demut, Bitterkeit... Diese Trauer! Eine solche Trauer! Wer noch aufstehen kann, der kommt mit uns. Wer nicht kann, bleibt da. Und du kannst keinem von ihnen mehr helfen, wagst nicht aufzusehen ... Ich war noch jung, ich hab’ geweint und geweint ...

Als wir dann auf dem Vormarsch waren, liessen wir keinen Ein-

zigen unserer Verwundeten zurück. Selbst deutsche Verwundete sammelten wir ein ... Eine Zeit lang hatte ich sie zu versorgen. Ich gewöhnte mich daran, verband sie, als wäre das selbstverständlich. Dann musste ich an einundvierzig denken, wie wir unsere Verwundeten zurückliessen und was sie mit ihnen gemacht hatten. Dann dachte ich, ich kann keinen von denen mehr anrühren ... Doch am nächsten Tag ging ich wieder hin und verband sie ...»

«Woran erinnere ich mich, was ist mir im Gedächtnis haften geblieben? Die Stille, die ungewöhnliche Stille in den Zimmern, wo die Schwerverwundeten lagen ... Sie redeten nicht... Riefen nicht... Viele waren bewusstlos. Aber meist lagen sie nur da, sagten nichts. Dachten nach. Blickten zur Seite und dachten nach. Wenn man sie ansprach, reagierten sie nicht. Woran sie wohl dachten?»

Von Pferden und Vögeln

«Auf der Bahnstation standen zwei Züge nebeneinander. Unser Zug mit Verwundeten und ein Zug mit Pferden. Dann begann ein Bombenangriff. Wir riegelten die Waggons mit den Verwundeten auf, damit sie weglaufen konnten, sie aber rannten los, die brennenden Pferde retten. Wenn verwundete Menschen schreien, das ist schlimm, aber nichts ist schlimmer als das Wiehern von verwundeten Pferden. Sie sind doch völlig unschuldig, sie sind nicht verantwortlich für das, was die Menschen tun. Niemand lief in den Wald, alle wollten die Pferde retten. Was will ich damit sagen? Ich will sagen, dass der Mensch versuchte, ein Mensch zu bleiben... Nicht

zum Tier zu werden. Die faschistischen Flugzeuge flogen ganz tief... Waren ganz nah... Ich dachte hinterher, die deutschen Flieger haben das doch alles gesehen – ob sie sich denn gar nicht geschämt haben?»

«Ich erinnere mich an ein Erlebnis... Wir kamen in ein Dorf, und dort lagen am Waldrand getötete Partisanen. Wie sie zugerichtet waren, kann ich gar nicht erzählen. Geschunden, in Stücke gehackt... Ich mag die Worte gar nicht aussprechen, die das wiedergeben... Daneben, ganz in der Nähe, grasten Pferde. Wahrscheinlich gehörten sie den Partisanen, sie waren sogar gesattelt. Sie waren wohl vor den Deutschen weggelaufen und nun zurückgekehrt, oder die hatten sie nicht mitnehmen können – ich weiss nicht. Friedliche Pferde, viel Gras. Ich dachte: Wie konnten Menschen so etwas Furchtbares vor Pferden tun? Vor den Augen der Tiere. Die Pferde haben doch zugesehen ...»

«Der Wald brannte, das Getreide ... Ich habe verbrannte Kühe und Hunde gesehen... Ein eigenartiger Geruch. Ungewohnt. Ich sah ... verbrannte Fässer mit Tomaten, mit Kohl. Ich sah Vögel brennen ... Pferde, Kühe ... An diesen Geruch muss man sich auch erst gewöhnen... Damals habe ich begriffen, dass alles brennen kann ... Selbst Blut brennt...»

«Mir tat alles Lebendige leid: ein verwundeter Hund, ein getöteter Storch...

Bei einem Bombenangriff lief uns eine Ziege zu. Sie legte sich neben uns. Legte sich einfach neben uns und schrie. Nach dem Bombenangriff lief sie uns immerzu hinterher, drängte sich an die Menschen, na ja, sie war auch ein lebendes Wesen, hatte auch Angst. Im nächsten Dorf gaben wir sie einer Frau: ‚Nehmen Sie sie, das arme Tier.‘ Wir wollten sie retten...»

«In meinem Zimmer lagen zwei – ein Deutscher und ein verbrannter Panzersoldat von uns. Ich gehe zu ihnen rein: ‚Wie geht es euch?’

‚Mir geht’s gut’, antwortet der Panzersoldat. ‚Aber ihm geht’s schlecht‘.

‚Das ist doch ein Faschist ...’

‚Nein, mir geht’s ganz gut, aber ihm geht’s schlecht.‘

Sie waren keine Feinde mehr, sie waren nur noch Menschen, zwei Verwundete. Zwischen ihnen entstand etwas Menschliches. Ich habe oft gesehen, wie schnell das ging...»

«Vogelzug im Spätherbst... Lange, lange Schwärme. Die Artillerie feuert, unsere und die deutsche, aber sie fliegen weiter. Wie soll man sie warnen? Ihnen zurufen: ‚Nicht hierher! Hier wird geschossen!’ Und die Vögel fallen, fallen zur Erde ...»

«Einmal wurden SS-Leute zum Verbinden zu uns gebracht. SS-Offiziere. Die Schwester kommt zu mir: ‚Wie sollen wir sie verbinden? Grob oder normal?’

‚Normal. Es sind Verwundetem

Wir verbanden sie ganz normal. Zwei liefen anschliessend weg. Sie wurden wieder eingefangen, und damit sie nicht mehr wegliefen, schnitt ich ihnen die Knöpfe von der Unterhose ab ...»

«Wir retteten Menschen. Aber viele bedauerten, dass sie Mediziner waren, dass sie nur mit Verbandszeug hantierten, nicht mit der Waffe. Dass sie nicht schossen... Ich staune über mich selbst, solange ich lebe, staune ich über mich. Wie ich das alles geschafft habe: Ich habe neben Toten geschlafen, habe selbst geschossen, habe so viel Blut gesehen... Ich erinnere mich, im Schnee ist der Blutgeruch besonders intensiv...»

«Gegen Kriegsende hatte ich Angst, nach Hause zu schreiben. Ich schreibe lieber nicht, dachte ich, vielleicht werde ich noch getötet und dann weint Mama, dass der Krieg vorbei ist und ich noch kurz vorm Sieg gefallen bin. Niemand sprach darüber, aber alle dachten so. Wir spürten schon, dass wir bald siegen werden. Es war schon Frühling...

Ich sah plötzlich, dass der Himmel blau ist... Nahm die Vögel wahr...»

«Als jemand reinkam und sagte: ‚Der Krieg ist aus!‘, da setzte ich mich kurzerhand auf den sterilen OP-Tisch. Der Arzt und ich hatten ausgemacht, wenn es heisst: ‚Der Krieg ist aus!‘, dann setzen wir uns auf den sterilen Tisch. Machen etwas ganz Unmögliches. Ich liess ja normalerweise niemanden an den Tisch ran. Ich trug immer Handschuhe, Mundschutz, sterilen Kittel und reichte zu, was gebraucht wurde: Tupfer, Instrumente... Und nun setzte ich mich einfach auf den sterilen Tisch ...

Wovon wir geträumt haben? Erstens natürlich, dass wir siegen, und zweitens, dass wir am Leben bleiben. Die eine sagte: ‚Wenn der Krieg vorbei ist, dann kriege ich einen Haufen Kinder‘, die Nächste: ‚Ich will studieren‘, eine andere: ‚Ich werde dauernd beim Friseur sitzen. Mich schön anziehen, auf mein Äusseres achtens Oder: ‚Ich werde Vögel züchten. Dem Gesang der Vögel lauschen. Ich bin ganz taub vom ewigen Geschützlärm.‘

Dann war es endlich so weit... Auf einmal verstummten alle...»

«Wir hatten ein Dorf zurückerobert... Wir suchten, wo wir Wasser holen konnten. In einem Hof entdeckten wir einen hölzernen Brunenschwengel. Einen hölzernen Brunnen. Auf dem Hof lag der erschossene Hausherr. Daneben sass ein Hund. Als er uns sah, fing er

an zu winseln. Wir begriffen nicht gleich, dass er uns rief. Er führte uns in die Hütte... Wir folgten ihm. Auf der Schwelle lagen die Frau und drei Kinder ...

Der Hund setzte sich daneben und weinte. Ja, er weinte richtig. Wie ein Mensch ... Ein grosser Hund ... Ich dachte zum ersten Mal: Warum schämen sich die Menschen nie vor den Tieren?»

«Wir kamen in unsere Dörfer ... Da standen nur noch die Öfen, sonst nichts. Nur die Öfen! In der Ukraine befreiten wir Orte, wo es nichts mehr gab, nur noch Melonen, die Menschen ernährten sich nur von diesen Melonen, weiter hatten sie nichts. Zur Begrüssung brachten sie uns Melonen ... Statt Blumen ...

Ich kehrte zurück nach Hause. In einer Erdhütte lebten meine Mutter, drei Kinder und unser kleiner Hund, der frass gekochte Melde. Sie haben die Melde gekocht, sie selber gegessen und auch dem Hund davon gegeben. Und er hat das gefressen... Vor dem Krieg gab es bei uns viele Nachtigallen, aber nach dem Krieg waren zwei Jahre keine zu hören, die ganze Erde war ja um und um gepflegt. Erst im dritten Jahr waren wieder Nachtigallen da. Wo mochten sie gewesen sein? Das weiss keiner. An ihre alten Brutplätze kamen sie nach drei Jahren zurück. Als die Menschen die Häuser wieder aufgebaut hatten, da kamen auch die Nachtigallen...»

«Immer, wenn ich Feldblumen pflücke, muss ich an den Krieg denken. Damals haben wir keine Blumen gepflückt...»

«Das war nicht ich ...»

Was bleibt am meisten in Erinnerung?

In Erinnerung bleibt die leise, oft erstaunte Stimme. Der Mensch staunt über sich selbst, darüber, was er erlebt hat. Die Vergangenheit ist vorbei, aber der Mensch ist noch da. Auch ich werde zur Augenzeugin. Zur Augenzeugin dessen, woran Menschen sich erinnern und wie sie das tun, worüber sie sprechen wollen und was sie versuchen zu vergessen oder in den hintersten Winkel der Erinnerung zu verbannen. Abzuschotten. Wie sie verzweifelt nach Worten suchen ...

In Moskau traf ich am Tag des Sieges auch Olga Omeltschenko. Alle anderen trugen Frühlingskleider, helle Kopftücher, sie dagegen Militäruniform und Barett. Sie war gross und kräftig. Sie redete nicht und weinte nicht. Sie schwieg die ganze Zeit. Aber irgendwie seltsam, als redete sie mit sich selbst. Sie brauchte niemanden.

Wir machten uns bekannt, und anschliessend besuchte ich sie in Polozk.

Vor mir wurde eine weitere Seite des Krieges aufgeblättert, neben der jede Fantasie verblasst.

Olga Jakowlewna Omeltschenko

Sanitätsinstrukteurin einer Schützenkompanie:

«Meine Mutter... Sie wollte, dass ich mit ihr in die Evakuierung gehe, sie wusste, dass ich unbedingt an die Front wollte, und band mich an dem Fuhrwerk fest, auf dem unsere Sachen waren. Aber ich band mich heimlich los und lief weg, die Leine noch am Arm... Mamas Talisman...

Alle fuhren weg. Flüchteten. Wohin? Unterwegs traf ich auf eine Gruppe Mädchen. Eine von ihnen sagte: ‚Meine Mama wohnt hier in der Nähe, gehen wir zu mir.‘ Wir kamen in der Nacht an, klopfen. Ihre Mutter machte auf, sah uns an, wir waren ganz verdreckt und abgerissen, und befahl: ‚Bleibt draussen stehen.‘ Wir blieben stehen. Sie brachte riesige gusseiserne Töpfe, zog uns aus. Wir wuschen uns den Kopf mit Asche (Seife gab es nicht) und krochen auf den Ofen, und ich schlief fest ein. Am Morgen kochte die Mutter des Mädchens Kohlsuppe und buk Brot aus Sägespänen und Kartoffeln. Wie uns dieses Brot schmeckte und wie süss uns diese Kohlsuppe vorkam! Wir blieben vier Tage dort, und sie päppelte uns auf. Gab uns immer nur ein bisschen, aus Angst, wir würden uns überessen und sterben. Am fünften Tag sagte sie zu uns: ‚Geht jetzt.‘ Davor hatte die Nachbarin sie besucht, wir sassen auf dem Ofen. Die Mutter machte uns ein Zeichen, dass wir still sein sollten. Wir rührten uns nicht. Nicht einmal den Nachbarn erzählte sie, dass ihre Tochter zu Hause war, alle wussten, dass ihre Tochter an der Front war. Das Mädchen war ihre Einzige, doch sie hatte kein Mitleid mit ihrer Tochter, sie konnte ihr die Schande nicht verzeihen, dass sie zurückgekommen war.

In der Nacht weckte sie uns und gab uns Bündel mit Wegzehrung. Sie umarmte uns und sagte: ‚Geht jetzt.‘»

«Und sie hat nicht einmal versucht, ihre Tochter zurückzuhalten?»

«Nein, sie hat sie geküsst und gesagt: ‚Vater kämpft, geh du auch kämpfen.‘

Unterwegs erzählte mir das Mädchen dann, sie sei Krankenschwester und in eine Umzingelung geraten ...

Lange verschlug es mich mal hierhin, mal dorthin, schliesslich kam ich nach Tambow und fand Arbeit im Lazarett. Im Lazarett war es gut, ich nahm nach dem langen Hungern zu, wurde richtig mollig. Als ich dann sechzehn wurde, hiess es, nun könne ich wie alle Krankenschwestern und Ärzte auch Blut spenden. Von da an spen-

dete ich jeden Monat Blut. Im Lazarett wurden ständig Hunderte von Litern gebraucht, es reichte nie. Ich spendete gleich fünfhundert Kubik, einen halben Liter Blut zweimal im Monat. Dafür bekam ich eine Blutspenderration: ein Kilo Zucker, ein Kilo Griess, ein Kilo Wurst – damit ich wieder zu Kräften kam. Ich hatte mich mit der Pflegerin Tante Njura angefreundet, sie hatte sieben Kinder, und ihr Mann war gleich zu Kriegsbeginn gefallen. Der älteste Junge, er war elf, hatte auf dem Weg zum Einkaufen die Lebensmittelmarken verloren, darum gab ich ihnen meine Sonderverpflegung. Eines Tages sagte der Arzt zu mir: ‚Komm, wir schreiben deine Adresse dazu, vielleicht meldet sich ja derjenige, der dein Blut bekommt.‘ Wir schrieben die Adresse auf und legten den Zettel zu der Ampulle.

Und nach einer Weile, höchstens zwei Monate später, ich hatte mich gerade nach dem Dienst schlafen gelegt, da rüttelte mich jemand wach: ‚Steh auf! Steh auf, dein Bruder ist da.‘

‚Welcher Bruder? Ich habe keinen Bruder.‘

Unser Wohnheim war im obersten Stockwerk, ich ging hinunter, und da stand ein junger, hübscher Leutnant. Ich fragte: ‚Wer hat hier nach Omeltschenko gefragt?‘

Er: ‚Ich.‘ Und zeigt mir den Zettel, den der Arzt und ich geschrieben hatten. ‚Hier... Ich bin dein Blutsbruder‘.

Er hatte mir zwei Äpfel mitgebracht und eine Tüte Konfekt – Konfekt gab es damals nirgends zu kaufen. Mein Gott! Wie hat dieses Konfekt geschmeckt! Ich ging zum Lazarettleiter: ‚Mein Bruder ist gekommen!‘ Ich bekam Ausgang. Er lud mich ein: ‚Gehen wir ins Theaters Ich war noch nie im Leben im Theater gewesen, und nun ging ich also ins Theater, noch dazu mit einem jungen Mann. Einem hübschen jungen Mann. Einem Offizier!‘

Nach ein paar Tagen fuhr er wieder fort, er hatte einen Marschbefehl an die Woronesher Front. Als er sich verabschieden kam, machte ich das Fenster auf und winkte ihm. Ausgang bekam ich

nicht – es waren gerade neue Verwundete eingetroffen.

Ich erhielt nie Post, ich wusste gar nicht, wie das ist, Post zu bekommen. Doch eines Tages wurde mir ein dreieckiger Brief ausgehändigt, ich machte ihn auf und las: ‚Ihr Freund, der Kommandeur des MG-Zuges ... ist im tapferen Kampf gefallen ...‘ Mein Blutsbruder. Er war im Kinderheim aufgewachsen, und die einzige Adresse, die er bei sich trug, war wohl meine. Meine Adresse... Als er wegfuhr, bat er mich, in diesem Lazarett zu bleiben, dann könne er mich nach dem Krieg leichter finden. Er hat mich so darum gebeten... Und einen Monat später dann dieser Brief, dass er gefallen ist. Da bekam ich furchtbare Angst. Ich beschloss, mit aller Macht an die Front zu gehen und Rache zu nehmen für mein Blut, ich wusste, dort irgendwo war mein Blut vergossen worden ...

Aber an die Front zu gehen war nicht so einfach. Ich schrieb drei Gesuche an den Lazarettchef, beim vierten Mal ging ich selbst zu ihm.

‚Wenn Sie mich nicht an die Front gehen lassen, dann laufe ich weg.‘

‚Na schön. Wenn du so dickköpfig bist, stelle ich dir eben einen Marschbefehl aus ...‘

Am schlimmsten war natürlich das erste Gefecht. Der Himmel dröhnt, die Erde dröhnt, du meinst, das Herz müsse explodieren, die Haut jeden Moment zerreißen. Ich hätte nie gedacht, dass die Erde so krachen kann. Alles krachte, alles donnerte. Und bebte ... Die ganze Erde ... Ich konnte einfach nicht... Wie sollte ich das aushalten... Ich dachte, das überlebe ich nicht. Ich hatte so furchtbare Angst, dass ich Folgendes tat: Um mich vor Feigheit zu schützen, holte ich meinen Komsomolalausweis hervor, tauchte ihn in das Blut eines Verwundeten und steckte ihn in meine Brusttasche, nah am Herzen. So schwor ich mir auszuhalten, nicht feige zu sein, denn wenn ich im ersten Gefecht feige war, dann wäre es vorbei. Man

würde mich von der vordersten Linie zum Sanitätsbataillon versetzen. Aber ich wollte unbedingt an vorderster Linie sein, ich wollte wenigstens einen Faschisten Auge in Auge sehen... Persönlich... Wir rückten vor, liefen durch Gras, das uns bis zur Hüfte reichte... Die Felder waren seit Jahren nicht bestellt worden. Das Laufen fiel sehr schwer. Das war am Kursker Bogen ...

Nach dem Gefecht rief mich der Stabschef zu sich. In eine zerstörte Hütte, in der nichts mehr war. Nur ein einziger Stuhl, und er stand daneben. Er platzierte mich auf diesen Stuhl.

„Also, ich sehe dich an und denke: Was hat dich veranlasst, in diese Hölle zu gehen? Du wirst doch getötet wie eine Fliege. Das hier ist schliesslich Krieg! Ein Fleischwolf! Komm, ich versetze dich wenigstens ins Sanitätsbataillon. Getötet werden ist ja noch nicht mal das Schlimmste, aber wenn du nun deine Augen verlierst oder deine Armé? Hast du dir das überlegt?“

Ich antwortete: „Genosse Oberst, ich habe es mir überlegt. Und ich bitte Sie um eines: Lassen Sie mich in der Kompanie bleiben.“

„Na schön, geh!“ Er brüllte so, dass ich erschrak. Und wandte sich ab zum Fenster...

Es waren schwere Gefechte. Ich war auch im Nahkampf... Das ist furchtbar. Der Mensch wird so... Das ist nichts für Menschen ... Sie schlagen, stechen einander das Bajonett in den Bauch, ins Auge, würgen sich gegenseitig. Brechen sich die Knochen ... Ein einziges Heulen und Schreien ... Stöhnen ... Und dieses Knirschen ... Dieses Knirschen! Das kann man nicht vergessen ... Das ist selbst im Krieg ein Albtraum, das Allerschlimmste. Da ist nichts Menschliches mehr... Glauben Sie keinem, der Ihnen sagt, er habe im Krieg keine Angst gehabt. Wenn zum Beispiel die Deutschen aufstehen und losmarschieren – fünf, zehn Minuten vor dem Sturm. Du fängst an zu zittern ... Wie Schüttelfrost... Aber das dauert nur bis zum ersten Schuss. Wenn der Befehl kommt, dann ist alles vergessen, dann erhebst du dich mit deinen Leuten und rennst los. Und denkst nicht

mehr an die Angst. Aber am zweiten Tag, da schläfst du nicht mehr, da hast du schon Angst. Du erinnerst dich an alles, an alle Einzelheiten, dir wird bewusst, dass du hättest getötet werden können, und dann hast du wahnsinnige Angst. Gleich nach einem Angriff sollte man einander lieber nicht ins Gesicht sehen, die Gesichter sind vollkommen verändert, sehen nicht mehr aus wie Menschengesichter. Alle wirken ein bisschen unnormale, beinahe ein bisschen wie Tiere. Da sieht man lieber nicht hin. Ich kann noch heute nicht fassen, dass ich am Leben geblieben bin. Am Leben... Verwundet, auch am Kopf, aber noch heil. Nicht zu glauben ...

Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich alles wieder vor mir ...

Eine Granate traf ein Munitionslager, ein Feuer brach aus. Ein Soldat stand daneben, als Wache, der ging in Flammen auf. Er war kein Mensch mehr, nur noch ein schwarzes Stück Fleisch... Er hüpfte herum ... Immer auf der Stelle ... Aus den Schützengräben sahen alle zu, aber keiner rührte sich, alle waren verwirrt. Ich schnappte mir ein Laken, lief hin, deckte den Soldaten zu und legte mich auf ihn. Presste ihn auf den Boden. Die Erde war kalt... Er zuckte noch eine Weile, bis das Herz versagte, und wurde still...

Ich war voller Blut. Ein alter Soldat kam zu mir, umarmte mich, und ich hörte ihn sagen: ‚Wenn der Krieg vorbei ist und sie am Leben bleibt, dann wird sie so oder so kein Mensch mehr, sie wird für immer kaputt sein.‘ Weil ich so etwas Furchtbares mitmachte und erlebte, so jung, wie ich war. Ich zitterte wie in einem Anfall, sie führten mich in den Unterstand. Trugen mich fast...

Da ging das Gefecht erneut los... Bei Sewsk griffen die Deutschen uns sieben, acht Mal am Tag an. Ich barg an diesem Tag noch mehrere Verwundete mitsamt ihren Waffen. Zu dem Letzten kroch ich hin, sein Arm war total zerschmettert. Hing lose an ihm ... Voller Blut... Der Arm musste sofort abgetrennt werden, sonst hätte man ihn nicht verbinden können. Aber ich hatte weder Messer noch

Schere dabei. Meine Tasche schlenkerte immer an meiner Seite, und dabei waren sie wohl rausgefallen. Was tun? Ich habe das Fleisch mit den Zähnen durchgenagt. Dann habe ich ihn verbunden. Und während ich ihn verband, sagte der Verwundete: ‚Schneller, Schwester. Ich will noch kämpfens Im Fieber...

Am nächsten Tag, als wir von Panzern angegriffen wurden, waren zwei unserer Männer feige. Viele unserer Soldaten starben. Verwundete, die ich in einen Bombentrichter geschleppt hatte, gerieten in Gefangenschaft. Ein Auto hätte sie abholen sollen ... Doch die Feigheit der beiden Männer löste Panik aus. Die Kette geriet ins Wanken, lief auseinander. Die Verwundeten wurden liegen gelassen. Hinterher kamen wir wieder dorthin, wo sie lagen: Dem einen waren die Augen ausgestochen worden, dem Nächsten der Bauch aufgeschlitzt... Als ich das gesehen hatte, wurde ich in einer Nacht ganz schwarz. Schliesslich hatte ich sie alle dorthin geschafft... Um sie zu retten ...

Am Morgen trat unser ganzes Bataillon an, die beiden Feiglinge mussten vortreten. Vor uns ... Es wurde verlesen, dass sie erschossen werden. Sieben Mann sollten das Urteil vollstrecken, .. Drei meldeten sich freiwillig, die anderen blieben stehen. Ich nahm meine MP und trat vor. Und nach mir alle anderen ... Wir durften ihnen nicht verzeihen. Ihretwegen waren so grossartige Jungs umgekommen!

Wir vollstreckten das Urteil...

Ich weiss nicht – würde ich ihnen heute verzeihen? Ich weiss es nicht. Mein ganzes Leben wird nicht ausreichen, um zu verarbeiten, was ich dort erlebt habe. Das kann ich im ganzen Leben nicht verarbeiten... Manchmal möchte ich weinen. Aber ich kann nicht...

Im Krieg habe ich alles vergessen. Mein früheres Leben. Auch die Liebe. Alles ...

Der Kommandeur einer Aufklärerkompanie verliebte sich in mich. Seine Soldaten brachten mir Briefchen von ihm. Einmal ging

ich zu einem Rendezvous mit ihm. ‚Nein‘, sagte ich zu ihm. ‚Ich liebe einen Mann, der schon lange tot ist.‘ Er trat ganz dicht vor mich, sah mir in die Augen, drehte sich um und ging weg. Es wurde geschossen, aber er duckte sich nicht einmal... Später, das war schon in der Ukraine, befreiten wir ein grosses Dorf. Ich dachte: Ich geh mich mal umsehen. Es war schönes Wetter, die Hütten ganz weiss. Doch hinter dem Dorf waren lauter Gräber, noch ganz frisch. Dort waren die begraben, die im Kampf um das Dorf gefallen waren. Ich weiss selbst nicht, was mich dorthin zog. Auf den Gräbern waren Tafeln mit Fotos und Namen. Auf jedem Grab ... Auf einmal entdeckte ich ein bekanntes Gesicht. Der Kommandeur der Aufklärungskompanie, der mir seine Liebe gestanden hatte. Und sein Name ... Mir wurde ganz anders zumute. Mulmig. Dann sah ich seine Jungs zum Grab kommen, aus seiner Kompanie. Sie kannten mich alle, sie hatten mir ja seine Briefchen gebracht. Keiner von ihnen sah mich an, als wäre ich gar nicht da. Oder sie erkannten mich nicht. Später, wenn ich sie traf, dann schien mir... Also, ich denke... Sie wünschten sich, dass ich tot wäre. Sie konnten nicht mit ansehen, dass ich noch lebte ... Das fühlte ich... Als wäre ich irgendwie schuld ... Vor ihnen ... Oder vielleicht auch vor ihm ...

Als ich aus dem Krieg zurückkam, wurde ich schwer krank. Ich zog lange von Krankenhaus zu Krankenhaus, bis ich an einen alten Professor geriet. Er behandelte mich. Er sagte, wenn ich mit achtzehn, neunzehn an die Front gekommen wäre, dann wäre der Organismus schon gefestigt gewesen, aber sechzehn, das sei sehr früh, das habe den Organismus schwer geschädigt. ‚Medikamente sind natürlich das eine‘, erklärte er, ‚sie helfen ein bisschen, aber wenn Sie wieder gesund werden wollen, wenn Sie leben wollen, dann habe ich für Sie nur einen Rat: Sie müssen heiraten und möglichst viele Kinder bekommen. Nur das kann Sie retten. Mit jedem Kind wird sich der Organismus regenerieren«

«Wie alt waren Sie da?»

«Als der Krieg vorbei war, knapp zwanzig. Natürlich dachte ich nicht daran zu heiraten.»

«Warum nicht?»

«Ich fühlte mich sehr erschöpft, viel älter als meine Altersgenossen, sogar richtig alt. Meine Freundinnen gingen tanzen, amüsierten sich, aber ich konnte das nicht, ich betrachtete das Leben schon mit ganz anderen Augen. Äusserlich sah man mir das nicht an, mir liefen viele junge Männer nach. Jungen. Sie konnten meine Seele nicht sehen, das, was in mir vorging. Ich habe Ihnen einen Tag erzählt... Von den Kämpfen bei Sewsk ... Nur einen einzigen Tag... Der so schlimm war, dass ich in der Nacht aus den Ohren blutete. Am Morgen wachte ich auf wie nach einer schweren Krankheit. Das ganze Kissen war voller Blut...»

«Haben Sie geheiratet?»

«Ich habe geheiratet. Ich habe fünf Söhne geboren und grossgezogen. Das ist für mich das Erstaunlichste, dass ich nach dieser Angst, nach diesem Schrecken noch schöne Kinder zur Welt bringen konnte... Und dass ich eine gute Mutter wurde und eine gute Grossmutter...

Wenn ich mich heute an all das erinnere, dann scheint mir, das war gar nicht ich, das war ein anderes Mädchen ...»

Unterwegs nach Hause, im Gepäck vier Kassetten (zwei Tage Gespräch) mit «noch einem Krieg», empfand ich gemischte Gefühle: Erschütterung und Angst, Unverständnis und Verehrung, Neugier und Verwirrung. Zu Hause erzählte ich einzelne Episoden Freunden. Alle reagierten gleich; «Das ist zu schlimm. Was willst du mit so einer Heldin? Sie macht Angst.» Oder: «Das glaubt doch keiner. Und das drückt auch keiner.» Aber alle hatten Tränen in den Augen, genau wie ich, und wurden nachdenklich. Und diese Tränen ermutigten mich, keine Angst zu haben, nicht der Versuchung nachzuge-

ben, etwas nicht auszusprechen, Unverständliches oder Schlimmes wegzulassen. Die Geschichte zu retuschieren oder umzuschreiben. Womit auch, welche Tinte taugte wohl dafür – schliesslich ist sie mit Blut geschrieben worden, Dies ist weniger ein Bericht als vielmehr lebendiger Schmerz. Lebendiges Gefühl.

Ich muss mich diesem Schmerz anvertrauen. Und das tue ich. Ich will nicht behaupten, dass ich das immer ohne Zweifel und Unsicherheit tue. Auch ich brauche Mut, um mich aus den Zwängen meiner Zeit zu lösen, ihrer Sprache und ihrer Gefühle. Aber es gibt nur einen Weg – ich muss den Menschen lieben. So, wie er ist. Stark und schwach, unsicher und erbarmungslos. Sterblich und unsterblich. Verschieden.

Und ich lerne diese Liebe ...

«An diese Augen erinnere ich mich noch heute ...»

Und so gehe ich weiter – von der Liebe zum Hass, vom Hass zur Liebe.

Die Strasse, in der ich in Minsk wohne, trägt den Namen des Helden der Sowjetunion Wassili Sacharowitsch Korsh – Teilnehmer des Bürgerkriegs, Spanienkämpfer, Kommandeur einer Partisanenbrigade im Grossen Vaterländischen Krieg. Eine Legende. An diesem Tag gehe ich die vertraute Strasse mit einem neuen Gefühl entlang: Der aus Büchern und Filmen bekannte Name, den ich schon so oft ganz mechanisch auf Briefumschläge und Telegramme geschrieben habe, ist auf einmal kein abstraktes, vieldeutiges Symbol mehr, sondern etwas Vertrautes, Konkretes. Etwas Fassbares. Eine halbe Stunde mit dem Bus ans andere Ende der Stadt, und ich werde seine Töchter sehen. Vor meinen Augen wird der Mythos zu menschlichem Leben erwachen. Vertraut und verständlich.

Die Tür öffnet die Jüngste – Sinaida Wassiljewna. Die gleichen breiten dunklen Augenbrauen, der gleiche unbeirrt offene Blick wie auf den Fotos des Vaters.

«Wir sind alle beisammen. Heute Morgen ist meine Schwester Olga aus Moskau angekommen. Sie lebt dort. Sie unterrichtet an der Patrice-Lumumba-Universität. Unsere Mutter ist auch da. Ja, dank Ihnen treffen wir uns alle.»

Beide Schwestern, Olga und Sinaida Korsh, waren Sanitätsinstrukteurinnen in Kavallerieschwadronen. Sie sitzen nebeneinander und schauen ihre Mutter an – Feodossija Alexejewna.

Sie beginnt: «Alles brannte ... Wir sollten evakuiert werden...

Wir waren lange unterwegs. Bis zum Stalingrader Gebiet. Frauen und Kinder zogen ins Hinterland, die Männer in die entgegengesetzte Richtung. Mähdrescherfahrer, Traktoristen – alle. Einer, das weiss ich noch, in einem voll besetzten Anderthalbtonner, der stand auf und rief: ‚Mütter, Schwestern! Geht ins Hinterland, erntet das Getreide, damit wir den Feind besiegen!‘ Dann nahmen sie alle die Mütze ab und sahen uns an. Wir hatten nur eines mitnehmen können – unsere Kinder. Die hielten wir. Auf dem Arm oder an der Hand. Und er: ‚Mütter, Schwestern! Geht ins Hinterland, erntet das Getreide ...‘»

Danach sagt sie während unseres ganzen Gesprächs kein Wort mehr.

Sinaida Korsh:

«Wir lebten in Pinsk. Ich war vierzehneinhalb, Olga sechzehn, unser Bruder Ljonja dreizehn. Olga war gerade in ein Kindersanatorium gefahren, und unser Vater wollte uns aufs Land begleiten. Zu seinen Verwandten. Doch in dieser Nacht war er faktisch nicht zu Hause. Er arbeitete im Gebietskomitee der Partei, er wurde in der Nacht gerufen und kam erst am Morgen zurück. Er kam in die Küche gelaufen, ass rasch einen Happen und sagte: ‚Kinder, es ist Krieg. Geht nicht weg. Wartet auf mich.‘

Er sah uns an, als sähe er uns zum letzten Mal... An diese Augen musste ich den ganzen Krieg lang denken. An diese Augen erinnere ich mich noch heute ...

In der Nacht brachen wir auf. Vater hatte ein wertvolles Erinnerungsstück an Spanien – ein Jagdgewehr, reich verziert, dazu eine Patronentasche. Eine Tapferkeitsauszeichnung. Er warf das Gewehr meinem Bruder zu: ‚Du bist jetzt der Älteste, du bist der Mann, du musst auf Mama und auf deine Schwestern aufpassen ...‘

Dieses Gewehr haben wir den ganzen Krieg hindurch aufbewahrt. Alles, was wir sonst an guten Sachen besaßen, haben wir verkauft oder gegen Brot getauscht, aber das Gewehr haben wir bewahrt. Davon konnten wir uns nicht trennen. Das war eine Erinnerung an unseren Vater. Ausserdem warf er uns noch einen grossen Mantel zu, sein wärmstes Kleidungsstück.

Auf der Bahnstation stiegen wir um in einen Zug, gerieten aber noch vor Gomel unter Beschuss. Als der Angriff zu Ende war... Erst Stille, dann Schreie ... Alle rannten ... Mama konnte mit meinem Bruder noch in den Waggon springen, ich blieb draussen. Ich war sehr erschrocken ... Sehr! Ich war noch nie allein gewesen. Und nun war ich ganz allein. Ich klammerte mich an eine Frau, half ihr, Verwundete zu verbinden – sie war Hauptmann, Ärztin. Ich fuhr mit ihrer Sanitätstruppe weiter. Sie kümmerten sich um mich, gaben mir zu essen, fragten aber bald: ‚Wie alt bist du eigentlich?‘

Ich begriff: Wenn ich die Wahrheit sage, schicken sie mich ins Kinderheim. Aber ich wollte diese starken Menschen nicht mehr verlieren. Ich wollte kämpfen, genau wie sie. Uns war doch immer eingeredet worden, auch mein Vater hatte das gesagt, dass wir auf fremdem Territorium kämpfen würden, das sei alles nur vorübergehend, der Krieg würde bald mit unserem Sieg enden. Und das ohne mich? So waren meine kindlichen Gedanken. Ich sagte, ich sei sechzehn, und durfte bleiben. Bald wurde ich auf einen Lehrgang geschickt. Vier Monate lang lernte ich dort. Nebenbei pflegte ich die ganze Zeit Verwundete. Ich lernte nicht in der Schule, sondern gleich an Ort und Stelle, im Sanitätsbataillon. Wir waren auf dem Rückzug, die Verwundeten nahmen wir mit.

Strassen benutzten wir nicht, die wurden bombardiert und beschossen. Wir liefen durch Sumpfgebiete, quer durchs Gelände. Getrennt. Jede Truppe für sich. Manchmal auch zusammen, manchmal gab es Gefechte. So liefen wir und liefen. Über Felder. Von wegen Ernte! Wir zertrampelten den Roggen. Das Getreide stand in dem

Jahr traumhaft hoch. Grünes Gras, Sonne – und überall Tote, überall Blut... Getötete Menschen und Tiere. Umgestürzte Bäume ... Wir kamen bis Rostow. Dort wurde ich bei einem Bombenangriff verwundet. Im Zug kam ich zu mir und hörte, wie ein älterer ukrainischer Soldat einen jungen Soldaten anschnauzte: ‚Deine Frau hat nicht so geheult, als sie ihr Kind gekriegt hat, wie du jetzt heulst.‘ Doch zu mir, als er sah, dass ich wach war, da sagte er: ‚Du schrei ruhig, meine Liebe, schrei. Dann wird dir leichter. Du darfst.‘ Ich musste an Mama denken und fing an zu weinen.

Nach dem Lazarett stand mir Urlaub zu, und ich versuchte, meine Mutter zu finden. Und Mama suchte nach mir, und meine Schwester Olga suchte uns beide. Wir fanden uns über Bekannte in Moskau. Wir schrieben alle an deren Adresse, so fanden wir uns wieder. Mama lebte in einem Kolchos bei Stalingrad. Ich fuhr hin. Das war Ende einundvierzig. Mein Bruder fuhr Traktor, er war noch ein Kind, erst dreizehn. Erst sass er nur auf dem Anhänger, aber als alle Traktoristen an die Front mussten, da wurde er Traktorist. Er arbeitete Tag und Nacht. Mama lief hinterm Traktor her oder sass neben ihm, aus Angst, er könnte einschlafen und runterfallen. Sie schliefen zusammen bei fremden Leuten auf dem Fussboden. Angezogen, weil sie nichts zum Zudecken hatten. Ja, so war das. Bald kam auch Olga, sie wurde als Buchhalterin beschäftigt. Sie schrieb ans Wehrkomitee, wollte an die Front, bekam aber immer Absagen. Da beschlossen wir – ich war ja schon kampferfahren –, wir wollten zusammen nach Stalingrad fahren und uns dort eine Truppe suchen. Um Mama zu beruhigen, behaupteten wir, wir wollten ins Kuban-gebiet fahren, eine reiche Gegend, Vater hatte dort Bekannte ...

Ich besass einen alten Uniformmantel, eine Feldbluse und zwei Paar Hosen. Eine Hose gab ich Olga, sie hatte ja gar nichts. Stiefel besaßen wir auch nur ein Paar für beide. Mama hatte uns aus Schafwolle eine Art Socken oder Schlappen gestrickt, was Warmes. Wir

liefen sechzig Kilometer zu Fuss, bis Stalingrad: Mal die eine in Stiefeln, die andere in Schlappen, dann wurde getauscht. Es war kalt, Februar, wir holten uns Erfrierungen und hungerten. Was hatte Mama uns schon auf den Weg mitgegeben? Eine Art aus Knochen gekochte Sülze und ein paar Fladen. Und wir hatten solchen Hunger... Beim Einschlafen träumten wir immer vom Essen. Ich sah Brotlaibe durch die Luft fliegen ...

Wir erreichten Stalingrad, doch dort stand niemandem der Sinn nach uns. Keiner wollte uns anhören. Wir beschlossen, dorthin zu fahren, wohin Mama uns geschickt hatte, an den Kuban, zu Papas Bekannten. Wir stiegen in einen Güterzug: Ich sass im Uniformmantel auf der Bank, Olga darunter. Dann tauschten wir, ich kroch unter die Bank, Olga sass oben. Militärangehörige wurden nicht kontrolliert. Und wir hatten schliesslich kein Geld...

Wir erreichten den Kuban. Fanden die Bekannten. Und erfuhren dort, dass gerade ein Kosaken-Freiwilligenkorps aufgestellt wurde. Das vierte Kosaken-Kavalleriekorps, später zum Gardekorps ernannt. Es bestand nur aus Freiwilligen. Leute jeden Alters meldeten sich dafür: Kosaken, die schon unter Budjonny und Woroschilow in den Kampf gezogen waren, und ganz junge Leute. Wir wurden genommen. Kamen zusammen in dieselbe Schwadron. Jede erhielt eine Uniform und ein Pferd. Das Pferd musste man selbst versorgen, füttern und tränken, ganz allein. Gut, dass wir in der Kindheit ein Pferd gehabt hatten und ich irgendwie daran gewöhnt war und es liebte. Als ich also ein Pferd bekam und mich draufsetzte, hatte ich keine Angst. Es ging zwar nicht gleich alles glatt, aber Angst hatte ich trotzdem keine. Mein Pferd war klein, sein Schweif hing bis zur Erde, aber es war schnell und folgsam, und ich lernte rasch reiten. Später galoppierte ich dann auf ungarischen und rumänischen Pferden. Ich gewann Pferde so lieb, gewöhnte mich so an sie, dass ich noch heute nicht gleichgültig an einem Pferd vorbeigehen kann. Ich

muss es umarmen. Wir schliefen zu ihren Füßen, und sie passten immer auf, dass sie keinen Menschen traten. Ein Pferd tritt nie auf einen Toten, und einen lebenden Menschen, wenn er nur verwundet ist, den lässt es nie im Stich. Ein sehr kluges Tier. Für den Kavalleristen ist das Pferd ein Freund. Der beste Freund.

Die Feuertaufe – das war, als unser Korps bei Kuschtschowskaja an einer Panzerabwehrschlacht teilnahm. Nach der Schlacht bei Kuschtschowskaja – das war der berühmte Kavallerieangriff der Kubankosaken – wurde das Korps zum Gardekorps ernannt. Es war ein schreckliches Gefecht. Für Olga und mich das schlimmste überhaupt, denn wir hatten noch sehr viel Angst. Ich hatte zwar schon gekämpft und wusste, was das ist, aber als die Kavalleristen losstürmten – wehende Mäntel, die Säbel gezückt, die Pferde schnauften, wenn ein Pferd stürmt, dann hat es eine ungeheure Kraft, und diese ganze Lawine stürmte gegen die Panzer, gegen die Artillerie, gegen die Faschisten –, das war wie ein Albtraum. Die Faschisten waren viele, sie waren in der Überzahl, mit MP in der Hand liefen sie neben den Panzern her – aber sie hielten es nicht aus, verstehen Sie, diese Lawine hielten sie nicht aus. Sie liessen die Waffen fallen und rannten weg... So war das ...»

Olga Korsh über diese Schlacht:

«Ich verband Verwundete, daneben lag ein Faschist, ich dachte, er wäre tot, und beachtete ihn nicht weiter, aber er war nur verwundet, und er wollte mich töten. Als hätte mich jemand angestossen, spürte ich das plötzlich und drehte mich zu ihm um. Konnte ihm noch die MP aus der Hand schlagen. Ich habe ihn nicht getötet, aber ich habe ihn auch nicht verbunden, ich ging einfach weg. Er hatte eine Bauchwunde ...»

Sinaida fährt fort:

«Ich führe einen Verwundeten und sehe: Zwei Deutsche klettern aus einem Panzerwagen. Der Panzerwagen war getroffen worden, aber sie konnten offenbar noch rechtzeitig raus. Das war eine Sache von einer Sekunde, wenn ich nicht rechtzeitig aus meiner MP gefeuert hätte, dann hätten sie mich und den Verwundeten erschossen. Das geschah alles ganz überraschend. Nach der Schlacht ging ich zu ihnen, sie lagen mit offenen Augen da. An diese Augen erinnere ich mich noch heute... Der eine, erinnere ich mich, war so ein Hübscher, ein junger Deutscher. Er tat mir leid, er war zwar ein Faschist, aber trotzdem... Irgendwie liess mich das Gefühl lange nicht los; man will nicht töten, verstehen Sie? Man sollte meinen, man ist wütend, voller Hass: Warum sind sie hergekommen, was wollen sie hier auf unserem Boden? Aber einen von ihnen eigenhändig zu töten – das ist schlimm. Sehr schlimm. Wenn man selber...

Das Gefecht war vorbei. Die Kosakenhundertschaften zogen weiter, aber Olga fehlte. Ich ritt ganz hinten, als Letzte, und sah mich dauernd um. Es war schon Abend. Von Olga keine Spur... Man übermittelte mir, dass sie – Olga und noch ein paar Leute – dageblieben seien, die Verwundeten einsammeln. Ich konnte nichts tun, ich wartete nur auf sie. Ich blieb hinter meiner Hundertschaft zurück, wartete eine Weile, dann holte ich sie wieder ein. Und weinte: Hatte ich etwa im ersten Gefecht meine Schwester verloren? Wo war sie? Was war mit ihr? Vielleicht lag sie irgendwo im Sterben, rief nach mir...

Ich heulte Rotz und Wasser ... Olga auch ... Sie fand mich in der Nacht... Die Kosaken weinten, als sie das sahen. Wir fielen uns um den Hals, klammerten uns aneinander, konnten uns nicht voneinander lösen. Da begriffen wir, dass wir es nicht ertrugen, zusammen zu sein. Besser, wir trennten uns. Wir würden es nicht ertragen, wenn eine vor den Augen der anderen umkäme. Ich musste um Versetzung in eine andere Schwadron bitten. Aber wie sollten wir uns trennen? Wie?

Doch dann kämpften wir getrennt, zuerst in verschiedenen Schwadronen, dann sogar in verschiedenen Divisionen. Nur hin und wieder ein Gruss, wenn sich eine Gelegenheit ergab, eine Nachricht, dass die andere am Leben war... Auf Schritt und Tritt lauerte der Tod. Am Ararat... Wir lagen im Sand. Der Ararat war von den Deutschen besetzt. Es war Weihnachten, und die Deutschen feierten. Eine Schwadron und eine Vierzigmillimeterbatterie von uns sollte sie angreifen. Gegen fünf marschierten wir los, wir liefen die ganze Nacht. Im Morgengrauen trafen wir auf unsere Aufklärer, die waren früher losgegangen.

Das Dorf selbst lag unter uns. Die Deutschen rechneten nicht damit, dass wir durch diesen Sand kommen würden, und hatten nur wenige Posten aufgestellt. Wir drangen sehr leise in ihr Hinterland ein. Wir stiegen den Berg hinunter, nahmen sofort die Posten gefangen und stürmten ins Dorf. Die Deutschen sprangen auf, splinternackt, nur mit MP in der Hand. Sie hatten Weihnachtsbäume zu stehen ... Sie waren alle betrunken ... Auf jedem Hof standen wenigstens zwei, drei Panzer. Leichte Gefechtswagen, Panzerfahrzeuge... Die ganze Technik. Wir jagten sie gleich an Ort und Stelle in die Luft, das war eine Schiesserei, ein Getöse, eine Panik ... Alle rannten durcheinander... Jeder hatte Angst, einen der eigenen Leute zu treffen. Aus Versehen.

Ich hatte acht Verwundete ... Ich schleppte sie rauf, auf den Berg. Aber wir hatten etwas versäumt: Wir hatten die Nachrichtenverbindung nicht gekappt. Die deutsche Artillerie beschoss uns mit Granatwerfern und Geschützen. Ich packte meine Verwundeten rasch auf einen Sanitätswagen. Als ich alle verstaute hatte, fuhren sie los ... Noch vor meinen Augen wurde der Wagen von einer Granate getroffen, und alles flog in die Luft. Ich sah nach – nur einer war noch am Leben. Und die Deutschen kamen bereits die Anhöhe hochgestürmt... Der Verwundete bat: ‚Lass mich, Schwester. Lass

mich liegen, Schwester... Ich sterbe sowieso.' Sein ganzer Bauch war aufgerissen... Also, die Gedärme ... Und alles ... Wie sollte ich ihn so schleppen?!

Ich dachte, mein Pferd sei von dem Verwundeten voller Blut, aber dann sah ich: Es war ebenfalls verwundet, an der Flanke, das gesamte Verbandspäckchen verschwand in der Wunde. Ich hatte noch ein paar Stück Zucker bei mir, die holte ich raus und gab sie ihm. Von allen Seiten wurde geschossen, schwer zu sagen, wo die Deutschen waren, wo unsere. Alle zehn Meter stiess ich auf Verwundete... Ich dachte: Ich muss ein Fuhrwerk suchen, alle einsammeln. Ich ritt weiter und stiess auf einen Abstieg, und unten waren drei Wege: nach rechts, nach links und geradeaus. Wohin? Ich hielt die Zügel sehr straff. Das Pferd ging dahin, wohin ich es lenkte. Aber plötzlich, ich weiss nicht woher, ob das Instinkt war oder ich mal gehört hatte, dass Pferde den Weg spüren, jedenfalls, bevor ich die Kreuzung erreicht hatte, lockerte ich die Zügel, und das Pferd ging in eine ganz andere Richtung, ah ich selbst geritten wäre. Es lief und lief und lief...

Ich hatte keine Kraft mehr, mir war schon völlig egal, wohin es lief. Mochte kommen, was kam. Das Pferd lief und lief, plötzlich wurde es immer schneller, schüttelte den Kopf, ich zog die Zügel straffer. Ich beugte mich hinunter und legte die Hand auf seine Wunde. Das Pferd lief immer schneller, dann wieherte es, es hatte etwas gehört. Ich fürchtete, das könnten Deutsche sein. Ich wollte erst das Pferd vorlaufen lassen, doch dann sah ich selbst die frischen Spuren: Pferdehufe, das Rad eines Geschützwagens – da waren mindestens fünfzig Leute langgekommen. Und nach zwei-, dreihundert Metern stiessen wir auf ein Fuhrwerk. Darauf lagen Verwundete – ich hatte die Reste unserer Schwadron gefunden.

Doch es war bereits Hilfe unterwegs – Gefechtswagen, Fuhrwerke... Wir hatten Befehl: Alle mitnehmen. Im Kugelhagel, unter Beschuss sammelten wir alle ein – Verwundete und Tote. Auch ich sass auf einem Gefechtswagen. Ich fand sie alle, auch den Soldaten

mit der Bauchwunde, und brachte sie hinaus. Nur die erschossenen Pferde blieben zurück. Es war schon ziemlich hell, ich fuhr übers Feld und sah sie liegen – eine ganze Herde. Schöne, starke Pferde ... Der Wind zauste ihre Mähnen ...»

Die ganze Wand des Zimmers, in dem wir sitzen, hängt voller vergrößerter Vorkriegs- und Frontfotos der Schwestern. Die beiden als Schülerinnen – mit Hut und Blumen. Zwei Wochen vor Kriegsausbruch. Normale Kindergesichter, lachlustig, ein wenig gebändigt durch die Feierlichkeit des Augenblicks. Auf dem nächsten Bild tragen sie bereits Tscherkessenmützen und Kavalleriestiefel. Eine Aufnahme von zweiundvierzig. Nur ein Jahr später, aber es sind ganz andere Gesichter, andere Menschen. Dann ein Foto, das Sinaida ihrer Mutter nach Hause geschickt hat: An der Feldbluse steckt die erste Medaille: «Für Tapferkeit.» Und hier beide am Tag des Sieges... Was behalte ich in Erinnerung? Die Veränderung der Gesichter: Von den weichen kindlichen Zügen zum Blick erwachsener Frauen, ja, zu einer gewissen Härte, Strenge. Schwer zu glauben, dass dieser Wandel sich in wenigen Monaten, Jahren vollzog. Die normale Zeit vollbringt das weit langsamer und unmerklicher. Das menschliche Gesicht entsteht über einen langen Zeitraum.

Der Krieg schuf rasch sein eigenes Menschenbild. Zeichnete seine eigenen Porträts.

Olga:

«Wir eroberten ein grosses Dorf. Rund dreihundert Höfe. Dort lag ein verlassenes deutsches Lazarett. Im Gebäude des örtlichen Krankenhauses. Das Erste, was ich sah, war eine grosse Grube auf dem Hof, und darin erschossene Verwundete – die Deutschen hatten vor dem Rückzug ihre Verwundeten erschossen. Nur ein Zimmer war

noch belegt, bis hier waren sie wohl nicht vorgedrungen, oder sie hatten sie liegengelassen, weil sie alle keine Beine mehr hatten.

Als wir ins Zimmer kamen, schauten sie uns voller Hass an: Wahrscheinlich dachten sie, wir würden sie töten. Der Dolmetscher erklärte ihnen, dass wir Verwundete nicht töten, sondern behandeln. Da stellten sie sofort Forderungen: Sie hätten seit drei Tagen nichts gegessen, seien seit drei Tagen nicht frisch verbunden worden. Ich sah sie mir an – es war wirklich schlimm. Sie waren lange nicht untersucht worden. Die Wunden eiterten, die Verbände waren eingewachsen.»

«Und sie taten Ihnen leid?»

«Ich kann das, was ich damals empfand, nicht als Mitleid bezeichnen, Mitleid, das ist ja Mitgefühl, aber ich wünschte ihnen auch nichts Böses. Ich empfand keinen Hass mehr auf sie. Wir hatten mal so einen Fall: Ein Soldat – die Faschisten hatten seine Familie zu Tode gequält, seine Frau und seine Kinder lebendig verbrannt – schlug einen Gefangenen. Die Nerven gingen mit ihm durch. Also, das schien mir unmöglich: Ich trat für den Gefangenen ein. Obwohl ich mich erinnerte ... Ich erinnerte mich an ein Bild ... Wie sie die Stiefel von unseren Soldaten mit abgeschnittenen Beinen vor ihrem Schützengraben aufgereiht hatten. Von unseren Kameraden, die einen Tag zuvor gefallen waren... Ich erinnere mich... Unsere erste Kette lief los und wurde niedergemäht, die zweite auch ... Viele sind auf Minen getreten... Es waren Matrosen, sie lagen lange da, die Leichname waren aufgedunsen, und durch die gestreiften Hemden sahen sie aus wie Melonen. Auf dem grossen Feld ...»

Sinaida:

«Während der Schlacht bei Budapest. Es war Winter... Ich schleppte einen verwundeten Unterfeldwebel, einen MG-Führer. Ich trug Hose und Wattejacke, eine Ohrenklappenmütze. Ich schleppe ihn also und sehe: Der Schnee ist ganz schwarz...

Verkohlt... Ich begriff, das war ein tiefer Bombentrichter, genau das Richtige für mich. Ich hinunter in diesen Bombentrichter, und da ist schon jemand drin – ich spüre, dass er lebt, höre Metall knirschen... Ich drehe mich um, und da liegt ein verwundeter deutscher Offizier, am Bein verwundet, und richtet seine MP auf mich. Meine Haare hingen aus der Mütze raus, und über der Schulter trug ich die Sanittasche mit dem roten Kreuz drauf. Als ich mich umdrehte, sah er mein Gesicht, begriff – ein Mädchen, und machte ‚Ha-a-a!‘. Seine nervliche Anspannung liess nach, und er warf die MP weg. Es war ihm plötzlich egal...

So sassen wir zu dritt in diesem Bombentrichter – unser Verwundeter, ich und dieser Deutsche. Der Trichter war klein, unsere Beine lagen dicht an dicht. So war das... Ich war voller Blut... Von allen beiden. Der Deutsche hatte riesige Augen, und er schaute mich die ganze Zeit an: Was ich tun würde. Er hatte seine MP sofort weggeworfen, verstehen Sie? Unser Verwundeter kapiert nicht, was los ist, greift nach seiner Pistole, will ihn erwürgen ... Und sieht mich an ... An diese Augen erinnere ich mich noch heute ... Ich verbinde ihn, und der Deutsche liegt in seinem Blut, ein Bein ist völlig zerschmettert. Noch eine Weile, und er stirbt. Also lasse ich unseren Verwundeten erst einmal warten, zerreiße dem Deutschen die Kleidung, verbinde ihn und lege ihm einen Druckverband an, dann verbinde ich den eigenen zu Ende. Der Deutsche sagt: ‚Gut. Gut.‘ Nur dieses eine Wort sagte er immer wieder. Dann verband ich weiter unseren Verwundeten ... Bis er das Bewusstsein verlor, schrie er mich die ganze Zeit an ... Zeigte auf die Pistole ... Ich streichelte seinen Kopf, beruhigte ihn. Dann kam die Sanistreife und holte alle beide raus ... Lud beide ein ... Auch den Deutschen. Verstehen Sie?»

Olga:

«Wenn die Männer an vorderster Linie eine Frau sahen, dann veränderten sich ihre Gesichter, selbst der Klang einer Frauenstimme verwandelte sie. Einmal sass ich nachts vorm Unterstand und sang leise vor mich hin. Ich dachte, alle schlafen, keiner hört mich, doch am nächsten Morgen sagte der Kommandeur zu mir: ‚Wir haben nicht geschlafen. Wir haben solche Sehnsucht nach einer Frauenstimme ...’

Ich verbinde einen Panzersoldaten ... Mitten im Gefecht, im Kampfgetöse. Er fragt: ‚Mädchen, wie heissen Sie?’ Macht mir sogar ein Kompliment. Ich fand es so seltsam, in diesem Getöse, in diesem Grauen meinen Namen auszusprechen – Olga ... Ich bemühte mich immer, mich straff und gerade zu halten. Oft bekam ich zu hören: ‚Mein Gott, war sie wirklich auf dem Schlachtfeld – sie ist so sauber.’ Ich hatte grosse Angst, dass ich, wenn ich getötet werde, hässlich sein würde... Ich habe viele tote Mädchen gesehen ... Im Schlamm, im Wasser... Na ja ... Wie soll ich das sagen? Ich wollte nicht so sterben. Manchmal, wenn ich in Deckung ging, dachte ich weniger daran, nicht getötet zu werden, als daran, das Gesicht zu schützen. Die Arme. Ich glaube, alle unsere Mädchen dachten daran. Die Männer lachten über uns, sie fanden das komisch. Von wegen, ihr denkt nicht an den Tod, sondern an sonst was. An Lappalien...»

Sinaida:

«An den Tod konnte man sich nicht gewöhnen. An den gewaltsamen Tod ... Wir zogen uns vor den Deutschen in die Berge zurück. Wir hatten fünf Schwerverwundete mit Bauchwunden. Die Bauchwunden waren tödlich; in ein, zwei Tagen würden sie sterben. Sie konnten nicht mitgenommen werden, es gab keine Transportmittel. Ich und eine andere Sanitätsinstrukteurin, Oxana, sollten mit ihnen in einer Scheune bleiben, man versprach uns: ‚In zwei Tagen kommen wir zurück und holen euch.’

Sie kamen nach drei Tagen. Drei Tage waren wir allein mit diesen Verwundeten. Sie waren bei vollem Bewusstsein, kräftige Männer. Sie wollten nicht sterben... Und wir hatten nur ein paar Pülverchen, sonst nichts ... Sie wollten die ganze Zeit trinken, aber trinken durften sie nicht. Manche verstanden das, manche wurden wütend... Warfen mit dem Becher nach uns, mit einem Stiefel... Das waren die schlimmsten drei Tage meines Lebens. Sie starben vor unseren Augen, einer nach dem anderen, wir konnten nur zusehen ...

Die erste Auszeichnung? Ich sollte die Medaille ‚Für Tapferkeit‘ bekommen. Aber ich holte sie nicht ab. Ich war beleidigt. Zum Lachen, mein Gott! Wissen Sie, wieso? Meine Freundin bekam die Medaille ‚Für militärische Verdienste‘ – und ich ‚Für Tapferkeit‘. Dabei hatte sie erst an einem Gefecht teilgenommen, ich dagegen schon an der Schlacht bei Kuschtschowskaja und an anderen Operationen. Da war ich gekränkt: Ihr wurden für ein Gefecht schon ‚militärische Verdienste*‘ zuerkannt, viele Verdienste also, mir dagegen nur ‚Tapferkeit‘, als hätte ich mich bloss einmal bewiesen. Dann kam der Kommandeur, und er hat sehr gelacht, als er erfuhr, was los war. Er erklärte mir, die Medaille ‚Für Tapferkeit‘ sei die höchste Medaille, fast ein Orden.

Bei Makejewka, im Donbass, wurde ich verwundet, an der Hüfte. Ein Splitter drang ein und sass da drin fest wie ein Stein. Ich merkte – ich blute, stopfte mein ganzes Verbandspäckchen rein und lief weiter, Verwundete verbinden. Ich genierte mich, jemandem etwas zu sagen: Das Mädchen ist verwundet, und wo – ausgerechnet am Gesäss. Am Po... Mit sechzehn schämt man sich, das jemandem zu sagen. Na ja, ich lief weiter so rum, verband Verwundete, bis ich durch den Blutverlust das Bewusstsein verlor. Die ganzen Stiefel waren voller Blut...

Unsere Leute sahen mich liegen und dachten wohl: Sie ist tot. Die Sanitäter werden sie später einsammeln. Das Gefecht ging weiter. Noch eine Weile, und ich wäre gestorben. Aber da gingen Panzersoldaten auf einen Erkundungsgang und sahen – da liegt ein

Mädchen auf dem Schlachtfeld. Ich lag ohne Mütze da, die war mir vom Kopf gerollt. Sie horchten mich ab – ich lebte noch. Sie brachten mich ins Sanitätsbataillon. Von dort kam ich ins Lazarett, erst in eins, dann in ein anderes. Nach einem halben Jahr wurde ich aus gesundheitlichen Gründen für dienstuntauglich erklärt. Der Krieg war vorbei, ich gerade achtzehn, aber meine Gesundheit schon ruiniert: drei Verwundungen, eine schwere Kopfverletzung. Aber ich war ein Mädchen, und natürlich hielt ich das geheim, von den Verwundungen erzählte ich, aber die Kopfverletzung hielt ich geheim. Doch sie machte sich bemerkbar. Ich musste wieder ins Krankenhaus. Bekam einen Schwerbeschädigtenausweis... Na, und was tat ich? Ich zerriss die Papiere und warf sie weg, holte mir nicht einmal das Geld, das mir dafür zugestanden hätte. Da hätte man immer zu irgendwelchen Kommissionen gemusst, sich immer wieder untersuchen lassen. Auskunft geben: Wann war die Kopfverletzung, wann verwundet? Wo?

Im Krankenhaus besuchten mich der Schwadronskommandeur und der Stabsfeldwebel. Der Schwadronskommandeur hatte mir im Krieg immer sehr gefallen, aber da hatte er mich gar nicht bemerkt. Er war ein schöner Mann, die Uniform stand ihm sehr gut. Uniform steht jedem Mann. Wir Frauen dagegen, wie sahen wir schon aus? In Hosen, Zöpfe waren verboten, alle mit kurzem Haar, fast wie Jungen. Erst gegen Kriegsende durften wir die Haare manchmal länger tragen. Im Krankenhaus waren meine Haare nachgewachsen, ich hatte nun einen langen Zopf, hatte zugenommen, und die beiden... Zum Lachen, mein Gott! Alle beide verliebten sich in mich... Auf Anhieb! Den ganzen Krieg waren wir zusammen gewesen, und nichts dergleichen war geschehen[^] und nun gleich alle beide: der Schwadronskommandeur und der Stabsfeldwebel, alle beide machten mir einen Heiratsantrag. Redeten plötzlich von Liebe!

Nach dem Krieg wollte ich den Krieg möglichst schnell vergessen. Unser Vater war meiner Schwester und mir eine grosse Hilfe.

Papa war ein weiser Mann. Er nahm unsere Medaillen, Orden und Urkunden, schloss sie weg und sagte: ‚Es war Krieg, und ihr habt gekämpft. Aber jetzt vergesst das. Das war der Krieg, doch nun beginnt ein anderes Leben. Zieht Absatzschuhe an. Ihr seid beide hübsche Mädchen. Ihr müsst lernen, müsst heiratens

Olga konnte sich nicht gleich an ein anderes Leben gewöhnen, sie war sehr stolz. Sie wollte ihren Soldatenmantel nicht ausziehen. Ich weiss noch, wie Vater zu Mutter sagte: ‚Es ist meine Schuld, dass die Mädchen so jung in den Krieg gezogen sind. Hoffentlich hat er sie nicht zerbrochen. Dass sie nun ihr Leben lang weiterkämpfen.’

Für meine Orden und Medaillen bekam ich spezielle Bezugsscheine, mit denen ich in Militärläden einkaufen konnte. Ich kaufte mir Gummistiefeletten, die waren damals hochmodern, einen Mantel, ein Kleid und Halbschuhe. Den Uniformmantel wollte ich verkaufen. Ich ging also auf den Markt. Im Seidenkleid. Und was sah ich da? Junge Männer ohne Arme, ohne Beine ... Alles Leute, die an der Front gewesen waren. Wer noch heile Hände hatte, verkaufte selbst gefertigte Löffel. Ein anderer... Ohne Arme, ohne Beine... Sass nur da und weinte. Bettelte um eine Kopeke. So war das ... Ich bin fortgegangen, ohne meinen Mantel zu verkaufen. Und solange ich in Moskau lebte, rund fünf Jahre, konnte ich nicht mehr auf den Markt gehen. Ich hatte Angst, einer dieser Krüppel würde mich erkennen und zu mir sagen: ‚Warum hast du mich damals rausgeschleppt?’ Mir fiel ein junger Leutnant ein. Wie ich den rettete... Seine Beine ... Die Beine waren voller Blut, das eine durch einen Splitter fast abgetrennt. Ich habe ihn verbunden... Bei einem Bombenangriff ... Ich wäre selbst beinahe umgekommen, aber ich holte ihn raus, brachte die Blutung zum Stillstand. Und er schrie mich an: ‚Zieh’s nicht in die Länge! Töte mich!’ Das verlangte er. Verstehen Sie? Und nun hatte ich die ganze Zeit Angst, diesem Leutnant zu begegnen...

Als ich im Lazarett lag, war dort ein hübscher Bursche, den alle

kannten. Der Panzersoldat Mischa ... An den Familiennamen erinnere ich mich jetzt nicht. Man hatte ihm die Beine amputiert und den rechten Arm, er hatte nur noch den linken. Die Beine waren sehr weit oben amputiert, direkt am Hüftgelenk, deshalb konnte er keine Prothesen tragen. Er wurde im Wagen herumgefahren. Sie hatten für ihn extra einen hohen Wagen gebaut, und jeder, der ins Lazarett kam, fuhr ihn spazieren. Viele Menschen aus der Zivilbevölkerung halfen die Verwundeten pflegen, besonders so schwer Verwundete wie Mischa. Kinder, Frauen und Schüler. Dieser Mischa wurde auf Händen getragen. Und er verzagte nicht. Er wollte so gern leben! Er war erst neunzehn, hatte überhaupt noch nicht richtig gelebt. Ich weiss nicht, ob er noch Verwandte hatte, aber er wusste – man würde ihn nicht im Stich lassen, er glaubte daran, dass man ihn nicht vergessen würde. Obwohl der Krieg unser Land so verwüstet hatte. Wenn wir Dörfer befreiten, dann waren sie alle niedergebrannt. Die Menschen hatten nur noch den nackten Boden. Nur den Boden.

Meine Schwester und ich sind keine Ärztinnen geworden, obwohl wir vorm Krieg davon geträumt hatten. Wir hätten ohne jede Aufnahmeprüfung einen Studienplatz bekommen, wie jeder Frontkämpfer. Aber wir hatten so viel gesehen, wie Menschen litten und starben, dass wir es nicht mehr ertragen konnten. Uns nicht einmal vorstellen mochten. Noch dreissig Jahre später habe ich meine Tochter davon abgebracht, Medizin zu studieren, obwohl sie es gern wollte. Jahrzehnte später... Sobald ich die Augen schliesse, sehe ich ... Es ist Frühling... Wir laufen über ein Feld, auf dem gerade noch gekämpft wurde, suchen nach Verwundeten. Das Feld ist niederge trampelt, junger Weizen. Ich stosse auf zwei Verwundete – ein junger Soldat von den Unsrigen und ein junger Deutscher... Sie liegen im jungen Weizen und schauen in den Himmel... Sie sind noch nicht vom Tod gezeichnet. Sie schauen in den Himmel... An diese Augen erinnere ich mich noch heute ...»

Olga:

«Mir ist aus den letzten Kriegstagen Folgendes in Erinnerung geblieben: Wir fahren, und auf einmal klingt von irgendwo Musik. Eine Geige ... An diesem Tag war für mich der Krieg zu Ende, nicht am Tag des Sieges, als alle in die Luft schossen, sich umarmten und küssten, sondern an dem Tag, als ich die Geige hörte. Das war ein solches Wunder: plötzlich Musik. Es war wie ein Erwachen ... Wir alle glaubten, nach dem Krieg, nach einem solchen Meer von Tränen käme ein wunderbares Leben. Ein schönes Leben. Wir glaubten, alle Menschen würden nun herzensgut sein und einander lieben. Alle würden Brüder und Schwestern sein. Wie sehr haben wir auf diesen Tag gewartet... Den Tag des Sieges! Und er war wirklich wunderbar. Selbst die Natur schien zu spüren, was in unseren Herzen vorging. Sie war auf unserer Seite. Auf einmal sprachen wir alle von der Zukunft! Von der Liebe. Ich dachte im Krieg immer: Wie viele Menschen jetzt in die Erde gelegt werden! Vergraben. So junge Menschen. So stark und schön. Ich fürchtete, ich könnte sterben, noch bevor ich ein Kind geboren hätte. Ich würde keine Spur hinterlassen...

Ich wollte lieben ...»

«Wir haben nicht geschossen ...»

Viele Menschen waren im Krieg. Und im Krieg gibt es viel zu tun.

Da wird nicht nur geschossen und getötet, bombardiert und in die Luft gejagt, in den Nahkampf gezogen – dort wird auch Wäsche gewaschen, Essen gekocht, Brot gebacken, werden Kessel gescheuert, Autos repariert, wird Post ausgetragen und Tabak geliefert. Selbst der Krieg besteht nicht nur aus GROSSEM, sondern auch aus kleinem. «Da gab es bergeweise Arbeit für uns», sagt die Krankenpflegerin *Alexandra Iossifowna Mischatina*. Der vorrückenden Armee folgte die «zweite Front» – Wäscherinnen, Köche, Autoschlosser, Postboten.

Sie haben ihre eigenen Erinnerungen – und das alles gehört zum kollektiven Gedächtnis. All dies im Grauen erworbene Wissen ist nicht nur Wissen über den Krieg, sondern Wissen über den Menschen generell, darüber, wozu er fähig ist, im Guten, als Mensch, und im Bösen, als Unmensch. Im Krieg lag alles nahe beieinander: Erhabenes und Niederes, Simples und Schreckliches. Doch was mir im Gedächtnis bleibt, ist weniger das Grauen als vielmehr die Standhaftigkeit im Grauen. Die Würde und Unbeugsamkeit. Wie das Menschliche dem Unmenschlichen widersteht. «Wir laufen durch Schlamm, die Pferde versinken in diesem Schlamm, die Anderthalbtonner bleiben stecken... Soldaten schleppen Geschütze, ziehen Gespanne ... Mein Mann sagt zu mir, immer wieder: ‚Schau hin! Schau genau hin! Das ist ein Epos! Ein Epos!‘»

(*T.A. Smeljanskaja*, Kriegsberichterstatlerin)

Sie schauten genau hin...

Von Schuhen und einem verdammten Holzbein

«Vor dem Krieg lebte ich glücklich. Mit Vater und Mutter. Mein Vater war aus dem Finnischen Krieg heimgekehrt. Ihm fehlte ein Finger, und ich fragte ihn: ‚Papa, wozu gibt es Krieg?’

Schon bald kam der Krieg, und ich war noch gar nicht richtig erwachsen. Ich wurde aus Minsk evakuiert. Wir kamen nach Saratow. Dort arbeitete ich in einem Kolchos. Der Vorsitzende des Dorfsowjets rief mich zu sich: ‚Ich denke die ganze Zeit an dich, Mädchen.’

Ich verwundert: ‚Was denken Sie denn, Onkel?’

‚Wenn dieses verdammte Holzbein nicht wäre! Bloss wegen diesem verdammten Holzbein ...’

Ich verstand kein Wort. Er sagte: ‚Es ist ein Papier gekommen, ich muss zwei Leute an die Front schicken, aber ich habe keinen. Ich würde ja selber gehen, aber dieses verdammte Holzbein ... Und dich darf ich nicht schicken, du bist eine Evakuierte. Aber vielleicht gehst du ja doch? Ich hab’ nur zwei Mädchen: dich und Maria Utkina.’

Maria war gross und kräftig, ich dagegen nicht. Ich war so mittel...

‚Gehst du?’

‚Krieg ich da auch Gamaschen?’

Wir waren völlig zerlumpt – was hatten wir schon gross mitnehmen können!

‚Du bist so hübsch, dir geben sie da sogar Schuhe.’

Also willigte ich ein.

Wir stiegen aus dem Zug, ein Mann wollte uns abholen, ein grosser, schnurrbärtiger, aber keiner ging mit ihm. Ich weiss nicht, warum, ich habe nicht danach gefragt, ich war nicht vorlaut, hab’ mich nie vorgedrängt. Der Mann gefiel uns nicht. Dann kam ein schöner Offizier. Ein Bild von einem Mann! Er überredete uns, und wir fuhren mit. Wir kamen bei der Truppe an, und da war der

Schnauzbart, er lachte: ‚Na, ihr Stupsnasen, mit mir wolltet ihr ja nicht mitkommen!‘

Der Major rief uns einzeln auf und fragte jede: ‚Was kannst du?‘

Die eine sagte: ‚Kühe melkem, die Nächste: ‚Zu Hause hab’ ich immer Kartoffeln gekocht, Mama geholfene

Dann war ich dran: ‚Und du?‘

‚Ich kann Wäsche waschen.‘

‚Ich sehe, du bist ein gutes Mädchen. Wenn du noch kochen könntest ...‘

‚Kann ich.‘

Den ganzen Tag kochte ich Essen, und wenn ich nachts zurückkam, musste ich für die Soldaten Wäsche waschen. Einmal stand ich Posten. Jemand rief: ‚Wachposten! Wachposten!‘, aber ich konnte nicht antworten – so erschöpft war ich.»

Irina Nikolajewna Sinina, Soldatin, Köchin

«Ich fuhr im Sanitätszug... Ich weiss noch, die erste Woche habe ich durchgeweint: erstens, weil ich nun ohne Mama war, und zweitens, weil ich auf der obersten Pritsche lag, wo man heute das Gepäck ablegt. Das war nun mein ‚Zimmer’.»

«Wie alt waren Sie, als Sie an die Front gingen?»

«Ich war in der achten Klasse, die hab’ ich aber nicht ganz zu Ende gemacht. Ich bin weggelaufen, an die Front. Alle Mädchen im Sanitätszug waren in meinem Alter.»

«Worin bestand Ihre Arbeit?»

«Wir pflegten Verwundete – füttern, zu trinken geben, Bettgeschirre leeren –, das war alles unsere Aufgabe. Mit mir zusammen war ein älteres Mädchen, die schonte mich anfangs. ‚Wenn sie eine Ente verlangen, dann ruf mich.‘ Es waren Schwerverwundete: dem einen fehlte ein Arm, dem anderen ein Bein. Am ersten Tag holte ich sie jedes Mal, aber dann – sie konnte ja nicht den ganzen Tag und die ganze Nacht bei mir sein – war ich allein.

Ein Verwundeter rief nach mir: ‚Schwester, die Ente!‘ Ich halte ihm die Ente hin, aber er nimmt sie nicht. Ich sehe: Er hat keine Arme. Irgendwie schoss mir dann etwas durch den Kopf, irgendwie wusste ich plötzlich, was zu tun war, aber ein paar Minuten stand ich da und wusste nicht, was jetzt. Verstehen Sie? Ich musste ihm helfen... Und ich hatte doch keine Ahnung, ich hatte das noch nie gesehen. Das hatte man uns nicht einmal beim Lehrgang beigebracht...»

Swetlana Nikolajewna Ljubitsch, Sanitätshelferin

«Ich habe nicht geschossen... Ich habe für die Soldaten Essen gekocht. Dafür habe ich eine Medaille bekommen. Daran denke ich nie. Ich habe doch gar nicht gekämpft. Ich habe Brei und Suppe gekocht für die Soldaten. Habe Kessel und Wassertanks geschleppt. Die waren sauschwer... Ich weiss noch, der Kommandeur hat oft geschimpft: ‚Am liebsten würde ich Löcher in diese Tanks schiessen... Wie sollst du nach dem Krieg Kinder kriegen?‘ Und eines Tages hat er tatsächlich alle Wassertanks durchlöchert. Dann mussten wir in einem Dorf kleinere suchen.

Die Soldaten von der vordersten Linie kamen zum Ausruhen. Die Ärmsten waren alle ganz schmutzig, erschöpft, hatten sich Füsse und Hände erfroren. Besonders die Usbeken und Tadschiken hatten Angst vor Frost. Bei ihnen scheint doch immer die Sonne, da ist es warm, und hier waren vierzig Grad Kälte. Sie wurden gar nicht warm, also haben wir sie gefüttert. Sie konnten den Löffel nicht selber halten ...»

Alexandra Semjonowna Massakowskaja, Soldatin, Köchin

«Ich habe Wäsche gewaschen... Den ganzen Krieg am Waschtrog ... Sie brachten die Wäsche... Völlig zerschlissen und verlaust. Weisse Kittel, na so Tarnumhänge. Die waren voller Blut, nicht mehr weiss, sondern rot. Im ersten Wasser konnte man sie nicht wa-

schen, das war so rot, dass es schon schwarz war... Feldblusen ohne Ärmel, mit Löchern über die ganze Brust, Hosen ohne Hosenbeine. Wir haben sie mit Tränen gewaschen und mit Tränen gespült. Berge, ganze Berge solcher Wäsche. Wenn ich daran denke, tun mir heute noch die Arme weh. Ich träume oft davon, wie das war... Rot und schwarz ...»

Maria Stepanowna Detko, Soldatin, Wäscherin

«Wir haben Frauenarbeit gemacht... Wir haben die Soldaten eingekleidet, für sie gewaschen und gebügelt – das war unser Heldentum. Wir waren mit Pferden unterwegs, selten mal mit dem Zug, die Pferde waren völlig erschöpft, eigentlich kann man sagen, wir sind zu Fuss bis Berlin marschiert. Wenn ich so zurückdenke, dann haben wir im Grunde alles gemacht, was gerade nötig war: Verwundete geborgen, am Dnepr Granaten geschleppt, weil man die nicht anders transportieren konnte, da haben wir sie kilometerweit getragen ...

Ich fürchte, mir ist nur sehr wenig eingefallen. Dabei habe ich so viel erlebt! So viel...»

Anna Sacharowna Goriatsch, Soldatin, Wäscherin

«Der Hauptfeldwebel fragt: ‚Mädchen, wie alt bist du?‘ – ‚Achtzehn, wieso?‘ – ‚Weil wir‘, sagt er, ‚Minderjährige nicht gebrauchen könnens – ‚Ich mache alles, was Sie wollen. Von mir aus auch Brot backen.‘ Da haben sie mich genommen ...»

Natalja Muchametdinowa, Soldatin, Bäckerin

«Ich war gerade fertig mit dem Studium an der Pädagogischen Fachschule... Als ich mein Diplom erhielt, war schon Krieg. Weil Krieg war, bekamen wir keine Stelle zugewiesen, sondern wurden nach Hause geschickt. Ich kam nach Hause, und nach ein paar Ta-

gen wurde ich ins Wehrkomitee bestellt. Mama wollte mich natürlich nicht weglassen, ich war ja noch jung, erst achtzehn: ‚Ich schicke dich zu meinem Bruder, ich sage einfach, du bist nicht hier.‘ Aber ich: ‚Ich bin doch Komsomolzin.‘ Im Wehrkomitee sagte man uns, so und so, es werden Frauen gebraucht für die Feldbäckereien.

Eine sehr schwere Arbeit. Wir hatten acht Eisenöfen. Wir kommen in ein zerstörtes Dorf oder eine Stadt, stellen sie auf. Wenn die Öfen stehen, muss Brennholz her, zwanzig, dreissig Eimer Wasser, fünf Säcke Mehl. Wir achtzehnjährigen Mädchen haben Mehlsäcke von siebzig Kilo geschleppt. Zu zweit. Oder vierzig Brotlaibe auf einer Trage. Ich konnte die zum Beispiel nicht anheben. Tag und Nacht am Backofen, Tag und Nacht. Im einen Bottich kneten wir noch Teig, da müssen wir schon den nächsten ansetzen. Bomben fallen, und wir backen Brot...»

Maria Semjonowna Kulakowa, Soldatin, Bäckerin

«Wir haben gebaut... Bahnstrecken, Pontonbrücken, Unterstände. Die Front war ganz in der Nähe. Wir buddelten nachts, damit wir nicht bemerkt wurden.

Wir fällten Bäume. In meiner Abteilung waren fast nur Mädchen, alle blutjung. Nur ein paar Männer, alle frontuntauglich. Wie wir die Bäume getragen haben? Alle zusammen, die ganze Abteilung einen Baum. Wir hatten blutige Blasen an den Händen ... Auf den Schultern ...»

*Soja Lukjanowna Wershbizkaja,
Kommandeurin eines Bautrupps*

«Bei Kriegsausbruch ... Da war ich neunzehn ... Ich wohnte in Murom im Gebiet Wladimir. Im Oktober einundvierzig wurden wir Komsomolzen zum Bau der Strasse Murom – Gorki – Kulebaki ge-

schickt. Zurück von der Arbeitsfront, bekamen wir Einberufungsbefehle.

Ich wurde in eine Nachrichtenschule bei Gorki geschickt, zu einem Lehrgang für Postangestellte. Anschliessend kam ich zur kämpfenden Truppe – in die sechzigste Schützendivision. Ich war Offizier bei der Feldpost. Ich sah mit eigenen Augen, wie die Menschen weinten, den Briefumschlag küssten, wenn sie an der Front Post bekamen. Bei vielen waren alle Angehörigen umgekommen oder lebten auf besetztem Gebiet und konnten darum nicht schreiben. Dann schrieben wir selbst Briefe: ‚Lieber Soldat, dir schreibt ein unbekanntes Mädchen. Wie schlägst du den Feind? Wann kehrst du siegreich heim?‘ Nächtelang sassen wir da und schrieben. Ich habe im Laufe des Krieges Hunderte solcher Briefe geschrieben ...»

Maria Alexejeuma Remnewa, Unterleutnant bei den Postdiensten

«Ich war die ganzen vier Jahre Krieg auf Achse, immer den Hinweisschildern nach: ‚Wirtschaft Schtschukin‘, «Wirtschaft Koschuro‘. Wir holten von der Basis Tabak, Papirossy, Feuersteine – Dinge, ohne die der Soldat an der Front nicht auskommt –, und aufging's. Mal mit Autos, mal mit Fuhrwerken, meist aber zu Fuss mit ein oder zwei Soldaten. Alles auf dem eigenen Buckel. Bis zum Schützengraben kommt man nicht mit einem Pferdegespann, das hätten die Deutschen gehört. Alles auf dem eigenen Buckel. Meine Liebe ...»

Jelena Nikiforowna Ijewskaja
Soldatin bei den Versorgungstruppen

Von K-Seife und Arrest

«Am ersten Mai habe ich geheiratet. Und am zweiundzwanzigsten Juni begann der Krieg. Da kamen die ersten deutschen Flugzeuge. Ich arbeitete in einem Heim für spanische Kinder, die man zu uns nach Kiew gebracht hatte. Das war siebenunddreissig ... Während des Spanischen Bürgerkriegs ...

Wir wussten nicht, was tun, doch die spanischen Kinder begannen auf dem Hof schon mit dem Ausheben von Schützengräben. Sie wussten Bescheid ... Die Kinder wurden ins Hinterland geschickt, und ich fuhr ins Gebiet Pensa. Ich bekam den Auftrag, Lehrgänge für Krankenschwestern zu organisieren. Ende einundvierzig nahm ich selbst bei diesen Lehrgängen die Prüfungen ab, denn sämtliche Ärzte waren an die Front gegangen. Ich gab die Papiere aus und beantragte meine Versetzung an die Front. Ich wurde nach Stalingrad geschickt, in ein Feldlazarett. Dort war ich die Älteste von den Mädchen. Meine Freundin Sonja Udrugowa, wir sind heute noch befreundet, war damals sechzehn, sie hatte gerade die neunte Klasse abgeschlossen und eben diesen Schwesternlehrgang. Wir waren schon drei Tage an der Front, da sass Sonja im Wald und weinte. Ich ging zu ihr: ‚Sonetschka, warum weinst du denn?‘

‚Verstehst du das denn nicht? Ich habe schon seit drei Tagen meine Mama nicht mehr gesehene

Wenn ich sie heute daran erinnere, lacht sie.

Am Kursker Bogen wurde ich vom Lazarett in eine Feldwäscherei versetzt, als Politstellvertreterin. Die Wäscherinnen waren Zivilangestellte. Wenn wir unterwegs waren, dann lagen auf dem Fuhrwerk Schüsseln, Waschtröge, Samoware – zum Wasserheissmachen –, und obendrauf sassn Mädchen in roten, grünen, blauen und grauen Röcken. Na, da lachten natürlich alle: ‚Da kommt die Waschruppe!‘ Mich nannten sie ‚Waschtrogkommissarin‘. Erst

später waren meine Mädchen anständiger gekleidet, haben sich sozusagen ‚mit Klamotten versorgt‘.

Die Arbeit war sehr schwer. Wir kamen an, bekamen eine Hütte zugeteilt, ein Haus oder eine Erdhütte. Dort wuschen wir die Wäsche, und vorm Trocknen mussten wir sie mit einer speziellen Seife tränken, K-Seife, gegen die Läuse. Wir hatten auch Insektenpulver, aber das half nicht, wir benutzten die K-Seife, und die stank ganz furchtbar. In dem Raum, in dem wir wuschen, trockneten wir die Wäsche auch, und dort schliefen wir auch. Wir bekamen zwanzig, fünfundzwanzig Gramm Seife für jeden Soldaten. Die war schwarz wie Erde. Viele Mädchen holten sich vom Waschen, von der schweren Arbeit, von der Anstrengung einen Leistenbruch und Hautauschlag von der K-Seife, die Fingernägel lösten sich, wir dachten schon, sie würden nie wieder nachwachsen. Trotzdem gab es höchstens mal ein, zwei Tage zum Ausruhen, dann musste man wieder waschen.

Die Mädchen hörten auf mich.

Einmal kamen wir an einen Ort, wo Flieger stationiert waren, eine ganze Einheit. Stellen Sie sich vor, sie sahen uns, wir waren alle schmutzig, zerlumpt, und da sagten diese Burschen verächtlich: ‚Wer seid ihr schon, Wäscherinnen ...‘ Meine Mädchen haben fast geweint: ‚Sehen Sie, Politstellvertreter, sehen Sie ...‘

‚Macht nichts, wir werden uns rächen.‘

Wir hatten eine Idee. Am Abend zogen meine Mädchen ihre besten Sachen an und gingen auf die Wiese. Eine spielte Akkordeon, die anderen tanzten dazu. Wir hatten verabredet: Keine tanzt mit einem Flieger. Die Flieger kamen, aber kein Mädchen beachtete sie. Sie tanzten den ganzen Abend nur miteinander. Schliesslich klagten die Jungs: ‚Bloss weil ein Dummkopf was gesagt hat, seid ihr nun auf alle böse.‘

Eigentlich war es nicht erlaubt, Zivilangestellte in den Arrest zu sperren, aber was soll man machen bei hundert Mädchen? Bei uns war um elf Zapfenstreich, ohne Wenn und Aber. Sie sind immer

wieder abgehauen – na ja, Mädchen sind eben Mädchen. Ich sperrte sie in den Arrest. Einmal kam ein Vorgesetzter aus der Nachbareinheit, und bei mir sassen gerade zwei.

„Was soll das? Sie sperren Zivilangestellte in den Arrest?“, fragte er mich.

Ich antwortete seelenruhig: «Schreiben Sie von mir aus eine Meldung an den Stab, Genosse Oberst. Das ist Ihre Sache. Aber ich muss für Disziplin sorgen. Bei mir herrscht Ordnung.»

Damit fuhren sie wieder weg.

Es herrschte strenge Disziplin. Einmal traf ich einen Hauptmann – er lief an meinem Haus vorbei, und ich kam gerade heraus. Er blieb stehen: «Mein Gott! Da kommen Sie raus – wissen Sie denn, wer da wohnt?»

„Ja.“

„Hier wohnt die Politstellvertreterin. Wissen Sie, wie streng die ist?“

Ich darauf: das hätte ich noch nie gehört.

„Mein Gott! Sie lächelt nie, sie ist eine ganz Scharfe.“ „Möchten Sie sie kennenlernen?“

„Um Gottes willen! Nein!“

Na, da gab ich mich zu erkennen: «Also, machen wir uns bekannt, ich bin die Politstellvertreterin!»

„Das kann nicht sein! Ich habe gehört, sie ist ...“

Ich beschützte meine Mädchen. Wir hatten bei uns so eine Hübsche, Valja. Einmal musste ich für zehn Tage zum Stab. Als ich zurückkomme, erfahre ich, Valja ist die ganze Zeit jeden Abend spät gekommen, sie war mit einem Hauptmann zusammen. Na schön, war sie eben, die Sache war vorbei. Zwei Monate vergehen, und ich erfahre: Valja ist schwanger. Ich bestelle sie zu mir: „Wie konnte das passieren? Wo willst du denn nun hin? Deine Stiefmutter (sie hatte keine Mutter mehr, nur eine Stiefmutter) wohnt in einer Erdhütte.“ Sie weint: „Sie sind schuld, wären Sie nicht weggefahren, wäre nichts passiert.“ Ich war für sie wie eine Mutter oder eine ältere Schwester.

Sie besass nur ein leichtes Mäntelchen, aber es war schon kalt, und ich gab ihr meinen Uniformmantel. So verliess uns meine Valja...

Der achte März fünfundvierzig. Wir sitzen zusammen und feiern. Trinken Tee. Haben sogar irgendwoher Konfekt besorgt. Dann gehen meine Mädchen hinaus, auf einmal sehen sie: Aus dem Wald kommen zwei Deutsche. Schleifen ihre MP hinter sich her ... Verwundete... Meine Mädchen umzingeln sie. Na, und ich als Politstellvertreter schreibe natürlich in den Tagesrapport; Heute, am achten März, haben meine Mädchen zwei Deutsche gefangen genommen.

Am nächsten Tag war Sitzung der Kommandeure, und der Chef der Politabteilung verkündete als Erstes: ‚Nun, Genossen, ich habe eine freudige Mitteilung für euch: Der Krieg ist bald aus. Gestern haben die Wäscherinnen der ersten Wäscherei-Abteilung zwei Deutsche gefangen genommen ...‘

Alle klatschten ...

Während des Krieges bekamen wir keine Auszeichnungen, aber als er vorbei war, sagte man zu mir: ‚Sie können zwei Leute auszeichnen.‘ Ich war empört. Ich ergriff das Wort, erklärte, ich sei Politstellvertreter der Wäscherei und wie schwer die Arbeit der Wäscherinnen sei, dass viele von ihnen sich einen Leistenbruch geholt hätten, Ekzeme an den Händen und so weiter, das seien alles junge Mädchen, und sie hätten geschuftet wie Maschinen, wie Schwerarbeiter. Ich wurde gefragt: ‚Können Sie bis morgen Vorschläge einreichen? Wir zeichnen mehr aus.‘ Anschliessend sassen der Kommandeur und ich die ganze Nacht über den Listen. Viele Mädchen bekamen die Medaillen ‚Für Tapferkeit‘, ‚Für militärische Verdienste‘ eine sogar den Rotbannerorden. Die allerbeste Wäscherin, sie stand ununterbrochen am, Waschtrog. Selbst wenn sie schon keine Kraft mehr hatte, wusch sie immer noch weiter. Das war eine ältere Frau ...

Als ich meine Mädchen nach Hause entlassen musste, wollte ich ihnen etwas mitgeben. Sie stammten sämtlich aus der Ukraine und

aus Weissrussland, und dort war ja alles kaputt, zerstört. Wie konnte ich sie da mit leeren Händen wegschicken? Wir waren in einem deutschen Dorf stationiert, dort gab es eine Schneiderwerkstatt. Ich ging hin und sah sie mir an: Die Nähmaschinen standen noch da, zu meinem Glück alle unversehrt. Und so überreichten wir jedem Mädchen, das nach Hause fuhr, ein Geschenk. Das war alles, was ich für meine Mädchen tun konnte.

Alle wollten nach Hause, aber sie hatten auch Angst davor. Niemand wusste, was uns dort erwartete ...»

Valentina Kusminitschna Brattschikowa-Borschtscheivskaja
Leutnant, Politstellvertreterin einer Feldwäscherei

«Bei Woronesh wurden die deutschen Truppen gestoppt. Sie konnten die Stadt lange nicht einnehmen, sie bombardierten sie unablässig. Die Bomber flogen über unser Dorf Moskowka. Den Feind hatte ich noch nicht gesehen, nur seine Flugzeuge. Aber ich erfuhr sehr bald, was Krieg bedeutet...

Unserem Lazarett wurde gemeldet, direkt vor Woronesh sei ein Zug zerbombt worden, wir fuhren hin und sahen ... Ja, was sahen wir? Nur noch Hackfleisch ... Ich kann das gar nicht ausdrücken ... O Gott, o Gott! Unser Professor kam als Erster zu sich. Er rief laut: ‚Trage!‘ Ich war die Jüngste, gerade erst sechzehn, und alle sahen mich an, ob ich auch nicht in Ohnmacht fiel. Wir liefen die Gleise entlang, durchsuchten die Waggons. Wir fanden niemanden, der auf die Trage zu legen war. Die Waggons brannten, man hörte kein Stöhnen und keine Schreie. Es gab keine Menschen mehr. Ich presste die Hand aufs Herz, die Angst schloss mir die Augen. Zurück im Lazarett, fielen wir einfach um: am Tisch, auf Stühlen, wie es gerade kam, und schliefen ein.

Nach meiner Schicht ging ich nach Hause. Völlig verweint legte ich mich aufs Bett, und sowie ich die Augen schloss, sah ich wieder alles vor mir... Mama kam von der Arbeit, dann kam Onkel Mischa. Ich hörte Mama sagen: ‚Ich weiss nicht, was mit Lena werden soll.

Sieh dir nur an, wie sich ihr Gesicht verändert hat, seit sie im Lazarett arbeitet. Sie ist nicht mehr sie selbst, sie schweigt, redet mit keinem und schreit im Schlaf. Wo ist ihr Lächeln hin und ihr Lachen? Du weisst doch, wie fröhlich sie immer war. Jetzt ist sie nie mehr lustig.'

Ich hörte das, und mir liefen die Tränen.

Als Woronesch dreiundvierzig befreit wurde, ging ich zum kasernierten Wachschatz. Dort waren nur Mädchen. Alle zwischen siebzehn und zwanzig. Jung und hübsch, ich hatte noch nie so viele hübsche Mädchen gesehen. Die Erste, die ich kennenlernte, war Marussja Prochorowa, sie war mit Tanja Fjodorowa befreundet. Sie stammten aus demselben Dorf. Tanja war sehr ernst, liebte Ordnung und Sauberkeit. Marussja tanzte und sang gern. Sie sang freche Scherzverse. Am liebsten aber malte sie sich an, sass stundenlang vorm Spiegel. Tanja schimpfte mit ihr: ‚Statt dich aufzuputzen, solltest du lieber deine Uniform bügeln oder dein Bett anständig machens. Dann war da noch Pascha Litawrina, ein tollkühnes Mädchen. Sie war befreundet mit Schura Batischtschewa. Die war schüchtern und bescheiden, die Ruhigste von uns. Und Ljussja Lichatschowa, die drehte sich gern Locken, und dann griff sie zur Gitarre. Sie ging mit der Gitarre schlafen und stand damit auf. Die Älteste von uns war Polina Newerowa, ihr Mann war an der Front gefallen, und sie war immer traurig.

Wir trugen alle Militäruniform. Als Mama mich zum ersten Mal darin sah, wurde sie ganz weiss.

‚Du bist jetzt bei der Armee?‘

Ich beruhigte sie: ‚Nicht doch, Mama. Ich hab’ dir doch gesagt, ich bewache Brücken.‘

Mama weinte.

‚Bald ist der Krieg vorbei. Dann ziehst du sofort die Uniform aus.‘

Das dachte ich auch.

Zwei Tage, nachdem wir erfahren hatten, dass der Krieg aus ist,

wurde eine Versammlung einberufen. Unser Vorgesetzter Genosse Naumow hielt eine Ansprache.

„Meine lieben Kämpfer“, sagte er, „der Krieg ist aus. Aber gestern kam der Befehl, dass an der Weststrasse Leute vom kasernierten Wachschatz gebraucht werden“.

Aus dem Saal rief jemand: „Aber dort sind doch Bandera-Banden!“

Naumow verstummte, dann sagte er: „Ja, Mädels, da sind Bandera-Banden. Sie kämpfen gegen die Rote Armee. Aber Befehl ist Befehl. Wer fahren möchte, meldet sich bitte beim Chef der Wache. Es gehen nur Freiwillige!“

Wir gingen zurück in die Kaserne, legten uns aufs Bett. Es wurde ganz still. Niemand mochte Weggehen, so weit weg von zu Hause. Und niemand wollte nach dem Krieg sterben. Am nächsten Tag war wieder eine Versammlung. Ich sass im Präsidium, auf dem Tisch lag ein rotes Tuch. Ich dachte daran, dass ich nun zum letzten Mal an diesem Tisch sass.

Der Vorgesetzte hielt eine Rede.

„Ich wusste, dass du als Erste fahren würdest, Babina. Ihr alle seid prächtige Mädels, dass ihr keine Angst habt. Der Krieg ist aus, ihr könntet heimkehren, aber ihr geht eure Heimat schützen“.

Zwei Tage später fuhren wir los. Mit einem Güterzug, auf dem Boden lag Heu, es roch nach Gras.

Von der Stadt Stry hatte ich vorher noch nie gehört – das war nun unser Einsatzort. Die Stadt gefiel mir nicht – sie war klein und unheimlich, jeden Tag spielte Musik, weil jemand begraben wurde: ein Milizionär, ein Kommunist, ein Komsomolze. Wieder begegneten wir dem Tod. Ich freundete mich mit Galja Korobkina an. Sie wurde dort getötet. Und mit noch einem Mädchen... Auch sie wurde eines Nachts erstochen... Dort hörte ich endgültig auf, lustig zu sein und zu lachen ... Meine Seele war erstarrt...»

Jelena Iwanowna Babina

Angehörige des kasernierten Wachschatzes

Von verschmorten Kugellagern und russischen Flüchen

«Ich komme ganz nach meinem Vater ... Ich bin seine Tochter ...

Mein Vater Miron Lenkow ist im Bürgerkrieg vom Analphabeten zum Zugführer geworden. Er war ein echter Kommunist. Als er starb, blieben Mutter und ich in Leningrad wohnen, alles Beste in mir verdanke ich dieser Stadt. Meine Leidenschaft waren die Bücher. Ich heulte über den Romanen von Lidija Tscharskaja, verschlang Turgenjew. Liebte Gedichte ...

Im Sommer einundvierzig, Ende Juni, fuhren wir zu Grossmutter an den Don. Der Krieg überraschte uns unterwegs. Über die Steppe ritten – in scharfem Galopp – Boten mit Einberufungsbefehlen. Singend, trinkend und schluchzend verabschiedeten die Kosakenfrauen ihre Männer in den Krieg. Ich ging in Bokowskaja ins Bezirkswehrkomitee. Man sagte mir kurz und knapp: ‚Kinder nehmen wir nicht für die Front. Du bist Komsomolzin? Sehr schön. Dann hilf im Kolchos.‘

Wir wendeten das Getreide in den Mieten, damit es nicht verbrannte. Dann ernteten wir Gemüse. Die Blasen an den Händen wurden bald hart, die Lippen sprangen auf, das Gesicht war von der Steppensonne verbrannt. Von den Steppenmädchen unterschied mich nur noch, dass ich viele Gedichte kannte, die ich den ganzen langen Heimweg vom Feld zitierte.

Doch der Krieg kam immer näher. Am siebzehnten Oktober besetzten die Faschisten Taganrog. Die Menschen gingen in die Evakuierung. Grossmutter blieb, schickte aber meine Schwester und mich fort: ‚Ihr seid noch jung. Rettet euch.‘ Wir liefen fünf Tage bis zur Bahnstation Obliwskaja. Die Sandalen konnten wir wegwerfen, wir kamen barfuss an. Der Bahnvorsteher sagte: ‚Wartet nicht erst auf geschlossene Waggons, setzt euch auf die Ladefläche. Wir kupeln gleich eine Lok an und schicken euch nach Stalingrad.‘ Wir hatten Glück – wir kletterten in einen Waggon mit Hafer. Wir steckten die nackten Füsse in das Getreide, deckten uns mit einem Tuch

zu... Eng aneinandergeschmiegt, schliefen wir ein... Unser Brot war längst alle, der Honig auch. In den letzten Tagen hatten Kosakenfrauen uns durchgefüttert. Wir genierten uns, etwas anzunehmen, wir konnten es ja nicht bezahlen, aber sie redeten uns zu: ‚Esst nur, ihr Armen. Allen geht es jetzt schlecht, da müssen wir uns gegenseitig helfen. Ich habe mir geschworen, diese menschliche Güte nie zu vergessen. Niemals! Auf keinen Fall! Und das habe ich auch nicht.

Aus Stalingrad ging es weiter mit einem Dampfer, dann wieder mit dem Zug; um zwei Uhr nachts erreichten wir die Bahnstation Medwedizkoje. Die Menschenwelle spülte uns hinaus auf den Bahnsteig. Steifgefroren wie Eiszapfen, konnten wir uns nicht bewegen, wir standen da und stützten uns gegenseitig, um nicht umzufallen. Um nicht in Eissplitter zu zerfallen, wie ich es einmal bei einer Kröte gesehen hatte, die aus flüssigem Sauerstoff genommen und auf den Boden geworfen wurde. Zum Glück erinnerte sich jemand, der mit uns im Zug gesessen hatte, an uns. Ein überfüllter Pferdewagen hielt neben uns, wir wurden hinten angebunden. Bekamen Wattejacken angezogen. Sie sagten: ‚Ihr müsst laufen, sonst erfriert ihr. Sonst werdet ihr nicht warm. Ihr dürft nicht fahren. Erst fielen wir dauernd hin, aber dann rannten wir. Ganze sechzehn Kilometer...

Das Dorf Frank – Kolchos ‚i. Mai‘. Der Kolchosvorsitzende freute sich sehr, als er erfuhr, dass ich schon neun Klassen absolviert hatte.

‚Sehr schön. Du wirst mir hier helfen. Als Buchhalterin‘.

Im ersten Moment freute ich mich sogar. Aber dann sah ich hinter dem Vorsitzenden ein Plakat hängen: ‚Mädchen, ans Lenkrad!‘

‚Ich werde nicht im Büro sitzen‘, sagte ich. ‚Wenn man es mir beibringt, kann ich Traktor fahren‘

Die Traktoren waren völlig eingeschneit. Wir buddelten sie aus und bauten sie auseinander; wir verbrannten uns die Hände am Me-

tall, Hautfetzen blieben daran hängen. Die durchgerosteten, fest angezogenen Bolzen und Schrauben waren wie festgeschweisst. Wenn es nicht gelang, sie gegen den Uhrzeigersinn zu lösen, drehten wir in die andere Richtung. Und ausgerechnet ... Genau in dem Moment... Wie aus dem Erdboden gestampft, stand plötzlich der Brigadier Iwan Iwanowitsch Nikitin vor uns, der einzige richtige Traktorist, unser Ausbilder. Er griff sich an den Kopf und konnte sich das Fluchen nicht verkneifen. Ach, du! Verdammte... Sein Schimpfen klang wie Stöhnen... Aber trotzdem fing ich einmal sogar an zu weinen ...

Ich fuhr im Rückwärtsgang aufs Feld: Die meisten Zahnräder im Getriebe meines STS 3 waren zahnlos. Ich dachte mir einfach: Nach zwanzig Kilometern geht sowieso irgendein Traktor kaputt, und dann wird dessen Getriebe in meinen eingebaut. So kam es auch. Genau so eine Traktoristin wie ich, Sarotschka Gosenbuk, hatte nicht bemerkt, dass ihr Kühler Wasser verlor, und der Motor hatte sich festgefressen. Ach, du! Verdammte...

Vorm Krieg hatte ich nicht mal Radfahren gelernt, und nun – gleich ein Traktor. Wir wärmten die Motoren gegen alle Regeln lange vor – mit offenem Feuer. Ich lernte mit einem überdrehten Anlasser umgehen. Und wie man den Traktor trotzdem wieder zum Laufen bringt – eine ganze Umdrehung schafft man nicht, mit einer halben springt er nicht an... Schmieröl und Kraftstoff waren nach Kriegsnormen rationiert. Für jeden Tropfen haftete man mit seinem Kopf, genauso wie für ein verschmortes Kugellager. Ach, du! Verdammte ... Für jeden Tropfen...

Einmal drehte ich, bevor ich aufs Feld fuhr, den Ölhahn auf, das Öl überprüfen. Es rann eine geronnene Flüssigkeit raus. Ich schrie den Brigadier an, dass Öl nachgefüllt werden muss, er kommt ran, zerreibt einen Tropfen in der Hand, riecht daran und sagt: ‚Keine Bange! Einen Tag geht das noch.‘ Ich widerspreche: ‚Nein, Sie haben doch selber gesagt ...‘ Er ist gleich auf hundertachtzig: ‚Da hab‘

ich mir was Schönes eingebrockt mit euch. Stadtpüppchen! Klugscheisser. Ach, du! Verdammte... Fahr los, zum Kuckuck ...' Ich fahre also. Es ist heiss, der Traktor dampft, ich kriege kaum Luft, aber das ist egal, Hauptsache: Was ist mit den Kugellagern? Mir scheint, sie klopfen. Ich halte an – nein. Aber sowie ich wieder Gas gebe – klopf es! Und auf einmal höre ich direkt unter meinem Sitz: Poch, poch, poch!

Ich stelle den Motor ab, sehe nach – zwei Pleuellager sind total verschmort! Ich gehe in die Knie, umarme das Rad und weine – das zweite Mal während des ganzen Krieges. Selber schuld: Ich hab' doch gesehen, wie das Öl aussah! Bin vor dem Fluchen erschrocken. Ich hätte zurückfluchen sollen, aber nein – verweichlichte Intelligenzlerin!

Ich drehe mich um, weil ich Geräusche höre. Na bitte! Der Kolchosvorsitzende, der Direktor der MTS, der Chef der Politabteilung und natürlich unser Brigadier. Alles seinetwegen!

Er steht da und rührt sich nicht. Begreift alles. Schweigt. Ach, du! Verdammte...

Der MTS-Direktor begreift auch sofort: ‚Wie viele?‘
‚Zwei‘, sage ich.

Nach den Kriegsgesetzen bedeutete das Gericht. Paragraf: Schlamperei und Sabotage.

Der Chef der Politabteilung dreht sich zum Brigadier um: ‚Warum passt du nicht auf deine Mädchen auf? Ich kann doch dieses Kind nicht vor Gericht stellen!‘

Irgendwie ging alles noch mal gut. Mit Aussprachen. Der Brigadier fluchte von da an nicht mehr in meiner Gegenwart. Aber ich lernte es... Ach, du! Verdammte... Saftige Kraftausdrücke ...

Dann geschah ein grosses Glück: Unsere Mutter fand sich an. Sie kam zu uns, und wir waren wieder eine Familie. Plötzlich sagte Mama: ‚Ich finde, du musst in die Schule gehen.‘

Ich begriff nicht gleich: ‚Wohin?‘

‚Wer soll denn für dich die zehnte Klasse machen?‘

Nach allem, was ich erlebt hatte, war es seltsam, wieder in der Schulbank zu sitzen, Matheaufgaben zu lösen, Aufsätze zu schreiben, deutsche Verben zu pauken, anstatt die Faschisten zu schlagen. Und das, als der Feind an der Wolga stand!

Aber ich musste nicht mehr lange warten: In vier Monaten wurde ich siebzehn. Zwar noch keine achtzehn, aber immerhin siebzehn. Dann würde niemand mich mehr nach Hause schicken! Niemand! Im Kreiskomitee ging alles glatt, im Wehrkomitee aber musste ich kämpfen. Wegen meines Alters und wegen meiner Augen. Aber das Erste kam dem Zweiten zu Hilfe ... Als die Sprache auf mein Alter kam, beschimpfte ich den Wehrbeauftragten als Bürokraten ... Und trat in den Hungerstreik ... Ich setzte mich neben ihn und rührte mich zwei Tage lang nicht von der Stelle, schob das Stück Brot und den Becher heisses Wasser, die er mir anbot, immer wieder beiseite. Ich drohte, ich würde verhungern, aber vorher einen Brief schreiben, wer schuld ist an meinem Tod. Ich glaube zwar nicht, dass ihm das einen Schreck einjagte, aber er schickte mich jedenfalls zur Musterung. Die fand im selben Zimmer statt. Als die Ärztin, nachdem sie meine Sehkraft getestet hatte, die Achseln zuckte, lachte der Wehrbeauftragte und sagte, ich hätte umsonst gehungert. Doch ich erwiderte prompt, ich würde wegen des Hungerstreiks schlecht sehen. Ich ging zum Fenster, näher ran an die unglückselige Tafel, und fing an zu heulen. Ich heulte lange... Sehr lange... Bis ich die unterste Zeile auswendig konnte. Dann wischte ich mir die Tränen ab und sagte, ich sei bereit, den Sehtest zu wiederholen. Diesmal bestand ich ihn.

Am zehnten November einundvierzig kletterten wir (etwa fünf- undzwanzig Mädchen), wie befohlen mit Proviant für zehn Tage versorgt, auf die Ladefläche eines klapprigen Lkw und sangen ein populäres Bürgerkriegslied, wobei wir die Worte ‚in den Bürgerkrieg ziehn wir‘ ersetzten durch ‚das Vaterland verteidigen wir‘. Von Kamyschino aus, wo wir den Fahneneid leisteten, marschierten wir zu Fuss am linken Wolgaufer entlang bis Kapustin Jar. Dort war

ein Reserveregiment stationiert. Zwischen den Tausenden Männern gingen wir dort irgendwie unter. ‚Käufer‘ aus verschiedenen Einheiten reisten an, Verstärkung aussuchen. Uns ignorierten sie geflissentlich. Sie gingen die ganze Zeit vorbei...

Unterwegs hatte ich mich mit Annuschka Rakschenko und Assja Bassina angefreundet. Beide waren ohne jede Ausbildung, und ich hielt meine für unmilitärisch. Darum traten wir, egal, wonach verlangt wurde, immer drei Schritte vor, denn wir glaubten, alles Nötige würden wir uns vor Ort rasch aneignen. Aber wir wurden übergangen.

Doch als das Kommando lautete: ‚Kraftfahrer, Traktoristen, Autoschlosser – drei Schritte vor!‘, kam der ‚Käufer‘, ein junger Oberleutnant, nicht an uns vorbei. Ich war nicht drei, sondern gleich fünf Schritte vorgetreten, und er blieb stehen.

‚Warum nehmen Sie nur Männer? Ich bin auch Traktoristin!‘

Er staunte.

‚Das kann nicht sein. Na los – die Funktionsweise eines Traktormotors!‘

‚Eins, drei, vier, zwei.‘

‚Schon mal Kugellager verschmort?‘

Ich gestand ehrlich, dass ich zwei Pleuellager zunichtegemacht hatte.

‚Gut. Ich nehme dich. Für deine Ehrlichkeit.‘ Er nickte und ging weiter.

Meine Freundinnen stellten sich neben mich. Der Oberleutnant tat, als wäre das in Ordnung. Ach, du! Verdammte ...

Als der Kommandeur der Einheit die Neuen inspizierte, fragte er den Oberleutnant: ‚Warum hast du diese Mädchen mitgebracht?‘

Er antwortete verlegen, wir hätten ihm leidgetan: Wenn sie irgendwo anders hinkommen, werden sie doch abgeschossen wie Moorbühner.

Der Kommandeur seufzte.

„Gut. Eine in die Küche, eine ins Lager, und die Gebildetste in den Stab, als Schreibern Nach einer Pause setzte er hinzu: „Schade, sie sind so hübsch.“

Am gebildetstem war ich – aber Schreiber! Und was tat unsere Schönheit zur Sache? Ich vergass alle militärische Disziplin und schnaubte empört: „Wir sind Freiwillige! Wir wollen die Heimat verteidigen. Wir gehen nur in eine Kampfseinheit ...“

Erstaunlicherweise gab der Oberst sofort nach: „Zwei in die fliegende Halle, an die Drehmaschine, und die hier, die mit der grossen Klappe – zur Motormontagen

So begann unser Dienst in der vierundvierzigsten mobilen Kfz- und Panzerreparaturwerkstatt. Wir waren ein Betrieb auf Rädern. In den Autos, die fliegende Werkhallen genannt wurden, standen die Maschinen: Fräs-, Bohr- und Schleifmaschinen, Drehbänke; Kraftwerk, Giesserei, Vulkanisierwerkstatt. An den Maschinen arbeiteten je zwei Personen. Je zwölf Stunden, ohne eine einzige Minute Pause. Zum Mittag, Abendbrot und Frühstück wurde man von seinem zweiten Mann abgelöst. Wenn einer der beiden mit Wachdienst dran war, dann arbeitete der andere eben vierundzwanzig Stunden. Wir arbeiteten in Schnee und Schlamm. Im Bombenhagel. Nun nannte niemand uns mehr hübsch. Trotzdem – mit hübschen Mädchen hatte man im Krieg mehr Mitleid, das stimmt. Es tat allen leid, sie zu begraben ... Oder eine Todesnachricht an die Mutter zu schreiben... Ach, du! Verdammte...

Ich träume oft von ihnen ... Träume vom Krieg... Je älter ich werde, desto häufiger. Im Traum passt in eine Sekunde, was im Leben Jahre dauert. Manchmal weiss ich nicht mehr, was Traum ist und was real... Ich glaube, es war in Simowniki, ich wollte mich nur für ein paar Stunden hinlegen, da begann ein Bombenangriff. Ach, du! Verdammte... Ich wollte lieber umkommen, als mir den Genuss von zwei Stunden Schlaf nehmen zu lassen ... Beim Einschlafen dachte ich: Ich will von Mama träumen. Obwohl ich im Krieg nie

geträumt habe. Irgendwo ganz in der Nähe krachte es heftig. Das Haus schwankte. Aber ich schlief trotzdem ein...

Angst hatte ich nicht, dieses Gefühl kannte ich nicht. Glauben Sie mir, Ehrenwort! Nur nach den allerschlimmsten Luftangriffen tat mir der Zahn weh, der ein Loch hatte. Aber nicht lange. Ich würde mich bis heute für schrecklich tapfer halten, hätte ich nicht ein paar Jahre nach dem Krieg wegen ständiger, unerträglicher und völlig unerklärlicher Schmerzen an den verschiedensten Stellen meines Körpers diverse Spezialisten aufsuchen müssen. Ein erfahrener Neurologe fragte mich, wie alt ich sei, und staunte: ‚Mit vierundzwanzig schon ein so zerrüttetes vegetatives Nervensystem! Wie wollen Sie damit leben?‘

Ich erwiderte, gut wolle ich leben. Ich lebe! Ja, ich war am Leben, aber meine Gelenke waren angeschwollen, mein rechter Arm versagte den Dienst und tat schrecklich weh, meine Augen waren noch schlechter geworden, eine Niere hatte sich gesenkt, die Leber verschoben, und, wie gesagt, mein vegetatives Nervensystem war total zerrüttet. Aber ich hatte den ganzen Krieg davon geträumt, zu studieren. Das Studium wurde mein zweites Stalingrad. Ich beendete es ein Jahr vorfristig, sonst hätte meine Kraft nicht ausgereicht. Vier Jahre lang in Uniformmantel – im Winter, im Frühjahr und im Herbst – und ausgebleichener, fast weisser Feldbluse ... Ach, du! Verdammte...»

Antonina Mironowna Lenkowa
Autoschlosserin in einer mobilen
Kfz- und Panzerreparaturwerkstatt

«Gebraucht wurden Soldaten ... Aber wir wollten auch noch schön sein ...»

Ich habe bereits Hunderte Berichte aufgeschrieben – auf meinen Bücherregalen stehen geordnet Hunderte Kassetten und Tausende Manuskriptseiten. Ich höre zu und lese.

In der Intonation meiner Gesprächspartnerinnen liegt etwas Hilfloses und noch immer Jugendliches, das vermutlich noch von dort stammt, aus ihrer Zeit, in der Gulag, der Sieg und ihr aufrichtiger Glaube nebeneinander existierten. Nur reine Herzen konnten das alles miteinander verbinden. Unverdorbene Seelen voller Vertrauen. Wenn sie heute zurückdenken, erinnern sie sich, egal, worüber sie reden an ihre Schönheit (ja!), denn sie gehörte zu ihrem Leben. «Als sie im Sarg lag, war sie so schön ... Wie eine Braut...» (*A. Strozewa*^ Infanteristin) oder: «Ich sollte eine Medaille bekommen, aber ich hatte nur eine alte Soldatenbluse. Da habe ich einen Kragen aus Mull drangenäht. Der war wenigstens weiss ... Ich fand mich damit so schön. Aber ich hatte keinen Spiegel, ich konnte mich nicht sehen. Beim Bombenangriff war ja alles zerstört worden ...» (*N. Jermakowa*, Funkerin).

Fröhlich und gern erzählten sie von ihren naiven Mädchentricks, von ihren kleinen Geheimnissen, von den unsichtbaren Zeichen, wie sie im «männlichen» Alltag und im «männlichen» Geschäft des Krieges doch sie selbst bleiben wollten. Ihrer Natur treu. Frauen verstehen es wohl in jeder Situation, auch in der allerschlimmsten, ihr eigenes, verborgenes Leben zu führen. Ihr eigenes weibliches Leben überwindet jedes Hindernis, es ist für sie stets wichtiger. Vielleicht haben sie darum überlebt, sich ihre lebendige Seele bewahrt. Sich selbst.

In jeder Erzählung taucht etwas auf, das ich weibliches Geheimnis nennen möchte. Sie erzählen von naiven mädchenhaften Tricks, von kleinen Geheimnissen, die zeigen, wie sie sich im «männlichen» Alltag des Krieges bemühten, sie selbst zu bleiben. Ihr inneres Terrain zu schützen. Ich will einige Geschichten auswählen, in denen es vor allem darum geht – um das Weibliche. Um weibliche Freuden und Sehnsüchte im Krieg. Auch über Jahre hinweg hat ihr Gedächtnis eine Vielzahl von Einzelheiten des Kriegsalltags bewahrt. Details und Nuancen. Farben und Geräusche. Denn Frauen leben sinnlicher und detaillierter, das liegt in ihrer Natur. In ihrer Welt verschmelzen Sein und Alltag, das Sein ist ein Wert an sich, deshalb erinnern sie den Krieg als Lebenszeit. «Schade, dass ich im Krieg schön war. Das waren meine besten Jahre. Sie sind verbrannt. Danach bin ich schnell gealtert...» (*Anna Galai*, MP-Schützin).

Und dann... Aus der Distanz von vielen Jahren werden manche Ereignisse grösser, andere kleiner. Vergrössert wird das Menschliche, Intime. Und auch das ist interessant: Was vergessen wird, aus dem Gedächtnis verschwindet, sich selbst begräbt, und was nach wie vor wichtig und berührend bleibt. Worauf die Seele auch nach Jahrzehnten noch reagiert. «Hab' keine Angst vor meinen Tränen. Du musst mich nicht bedauern. Auch wenn es mir wehtut, ich bin dir dankbar, dass du mir die Möglichkeit gibst, mir selbst zu begegnen. Meiner Jugend ...» (*K.S. Tichonowisch*, Unterfeldwebel, Flak-Soldatin).

Das menschliche Leben wird zu Geschichte, und die Geschichte zerfällt in einzelne Menschenleben. Sie haben geschossen und sind gestorben, sie haben geglaubt und Enttäuschungen erlebt, aber zugleich wollten sie sich die Wimpern tuschen, wenigstens nachts in einer hübschen Frauenbluse schlafen ... Nicht vergessen, wie man lächelt... Manchmal haben sie sogar getanzt ...

Von Männerstiefeln und Damenhüten

«Wir lebten in der Erde – wie die Maulwürfe. Aber ein paar Kleinigkeiten bewahrten wir uns. Im Frühjahr stellst du einen grünen Zweig ins Wasser. Du siehst ihn an und denkst: Schon morgen lebst du vielleicht nicht mehr. Und du prägst ihn dir ein. Ein Mädchen bekam von zu Hause* ein Wollkleid geschickt. Wir beneideten sie alle, obwohl es verboten war, eigene Kleider zu tragen. Der Hauptfeldwebel, das war ja ein Mann, knurrte: ‚Sie hätten dir lieber ein Bettlaken schicken sollen. Das wäre nützlichere Wir hatten keine Laken, auch keine Kopfkissen. Wir schliefen auf Reisig. Aber ich besass heimlich Ohringe.

Nach meiner ersten Kopfverletzung konnte ich nicht mehr hören und sprechen. Ich sagte mir: Wenn die Stimme nicht wiederkommt, dann werfe ich mich unter den Zug. Ich konnte so gut singen, und auf einmal war die Stimme weg. Aber sie kam wieder...

Überrauscht steckte ich mir die Ohringe an. Ich trat meinen Wachdienst an und schrie vor Freude: ‚Genosse Oberleutnant, Wachhabende ...‘

‚Was ist denn das?‘

‚Was?‘

‚Raus!‘

‚Was ist denn?‘

‚Sofort die Ohringe raus! Was ist denn das für ein Soldat?‘

Der Oberleutnant sah sehr gut aus. Wir Mädchen waren alle ein bisschen in ihn verliebt. Er sagte immer zu uns, im Krieg würden Soldaten gebraucht, nur Soldaten. Ja, gebraucht wurden Soldaten – aber wir wollten auch noch schön sein... Ich hatte den ganzen Krieg Angst davor, dass meine Beine verstümmelt werden. Ich hatte schöne Beine. Ein Mann, der hat nicht solche Angst, selbst wenn er ein Bein verliert. Er ist ein Held. Ein Mann zum Heiraten. Aber wenn

das einer Frau passiert, dann ist ihr Schicksal besiegelt. Ihr Schicksal als Frau ...»

Maria Nikolajewna Schtscholokowa

Unterfeldwebel, Kommandeurin einer Nachrichteneinheit

«Ich habe den ganzen Krieg gelächelt... Ich fand, ich müsse so oft wie möglich lächeln, eine Frau sollte leuchten. Vor der Abreise an die Front sagte ein alter Professor zu uns: ‚Ihr müsst jedem Verwundeten sagen, dass ihr ihn liebt. Eure stärkste Medizin ist die Liebe. Die Liebe erhält, sie gibt Kraft zum Überlebens Da liegt ein Verwundeter, er hat so grosse Schmerzen, dass er weint, und du sagst zu ihm: ‚Nicht doch, mein Lieber. Nicht doch, mein Guter ...‘ – ‚Liebst du mich, Schwesterchen?‘ (Uns junge Mädchen nannten sie alle ‚Schwesterchen‘.) ‚Natürlich liebe ich dich. Werde nur bald gesund.‘ Sie durften gekränkt sein, schimpfen, wir dagegen nie. Für ein einziges grobes Wort wurden wir hart bestraft, bis zum Arrest.

Es war schwer. Natürlich war es schwer. Sogar im Rock in ein Auto klettern, wenn lauter Männer um dich sind. Die Lkws waren ja hoch, spezielle Sanitätswagen. Und da mussten wir raufklettern! Das versuch mal...»

Vera Wladimirowna Schewaldyschewa

Oberleutnant, Chirurgin

«Wir bekamen Waggons zugeteilt – Güterwaggons. Wir waren zwölf Mädchen, der Rest alles Männer. Alle zehn, fünfzehn Kilometer blieb der Zug stehen. Dann wieder zehn, fünfzehn Kilometer Fahrt, und wieder auf ein Abstellgleis. Kein Wasser, keine Toilette... Verstehen Sie?

Die Männer machten bei einem Halt Feuer, schüttelten sich die Läuse aus den Sachen, trockneten sich. Aber wir? Wir liefen hinter irgendeine Deckung, dort zogen wir uns aus. Ich trug einen Strick-

pullover, da sassen die Läuse auf jedem Millimeter, in jeder Masche. Allein bei dem Anblick wurde mir schlecht. Aber ich konnte schliesslich nicht mit den Männern zusammen meine Läuse versengen. Das war doch peinlich. Ich warf den Pullover weg und behielt nur mein Kleid an. Auf einer Bahnstation brachte eine fremde Frau mir eine Jacke und alte Schuhe. Wir fuhren lange, dann liefen wir noch lange zu Fuss. Es war Frost. Ich sah beim Laufen ständig in den Spiegel: ob ich auch keine Erfrierungen hatte. Gegen Abend entdeckte ich, dass meine Wangen erfroren waren. Ich war ja so dumm... Ich hatte gehört, wenn man sich die Wangen erfriert, dann werden sie ganz weiss. Aber meine waren ganz rot. Ich dachte, von mir aus können meine Wangen immer erfroren sein. Doch am nächsten Tag waren sie ganz schwarz.»

Nadeshda Wassiljewna Alexejewa
Soldatin, Telegrafistin

«Bei uns gab es viele hübsche Mädchen... Wir gingen in die Banja, und dort gab es auch einen Friseur. Na, wir sahen uns an und färbten uns die Augenbrauen. Das gab einen Heidenärger vom Kommandeur! ‚Seid ihr zum Kämpfen gekommen oder auf einen Ball?‘ Die ganze Nacht haben wir geweint und die Farbe ausgerieben. Am Morgen lief er rum und erklärte jeder Einzelnen: ‚Ich brauche Soldaten, keine Damen. Damen überleben im Krieg nicht.‘ Ein sehr strenger Kommandeur. Vor dem Krieg war er Mathelehrer gewesen...»

Anastassija Petrowna Scheleg
Unteroffizier bei den Ballontruppen

«Mir kommt es vor, als hätte ich zwei Leben gelebt – ein Männerleben und ein Frauenleben...

Als ich an die Schule kam, herrschte dort sofort militärische Disziplin: bei der Ausbildung, beim Antreten, in der Kaserne – alles

streng nach Dienstvorschrift. Ohne die geringsten Abstriche für uns Mädchen. Dauernd hiess es: ‚Schluss mit dem Schwatzen!‘ – ‚Kein Geplapper!‘ Abends wollten wir am liebsten dasitzen und sticken... Na ja, irgendetwas Weibliches tun ... Das war strikt untersagt. Aber so ohne Zuhause und ohne Hausarbeit fühlten wir uns unwohl. Wir hatten nur eine Stunde Freizeit: Da sassen wir im Lenin-Zimmer und schrieben Briefe, wir durften auch ungezwungen zusammenstehen und miteinander reden. Aber kein Lachen, kein lautes Schreien – das war nicht erlaubt.»

«Durfte man singen?»

«Nein, auch nicht.»

«Und warum nicht?»

«Es war eben nicht erlaubt. Nur im Glied durfte man singen, auf Befehl. Auf den Befehl: ‚Ein Lied, drei, vier!‘

«Und sonst nicht?»

«Nein. Das ist gegen die Dienstvorschriften.»

«Fiel es schwer, sich daran zu gewöhnen?»

«Mir scheint, ich habe mich überhaupt nicht daran gewöhnt. Kaum war man eingeschlafen, hiess es schon: «Aufstehen!» Dann hiess es, blitzschnell raus aus dem Bett. Anziehen – und Frauen haben ja mehr anzuziehen als Männer, mal fällt einem das eine aus der Hand, mal das andere. Endlich das Koppel in die Hand, und im Laufschrift zu den Kleiderhaken. Mantel schnappen und weiter in die Waffenkammer. Den Spaten in die Schutzhülle und ans Koppel, dann die Patronentasche aufgesteckt, hastig das Koppelschloss eingehakt. Das Gewehr geschnappt, im Laufen den Gewehrverschluss verriegelt, und dann vom dritten Stock die Treppe runtergerast. Im Glied bringst du dich einigermaßen in Ordnung. Und für das Ganze hast du nur ein paar Minuten.

Und später an der Front... Die Stiefel waren mir drei Nummern zu gross und schon ganz krumm, in den Ritzen hatte sich der Staub festgefressen. Einmal brachte unsere Wirtin mir zwei Eier: ‚Hier,

auf den Weg, du bist so dünn, du brichst ja bald durch.' Ich hab' heimlich, dass sie es nicht sah, die beiden Eier aufgeschlagen, sie waren sehr klein, und meine Stiefel damit geputzt. Natürlich war ich hungrig, aber das Weibliche siegte – schön sein. Sie haben keine Ahnung, wie so ein Uniformmantel scheuert, wie schwer das alles ist, wie männlich – das Koppel und alles. Besonders schlimm fand ich, dass der Mantel den Hals so aufscheuerte, und dann noch diese Stiefel. Der Gang veränderte sich, alles veränderte sich...

Ich erinnere mich, dass wir immer traurig waren. Die ganze Zeit traurig...»

Stanislawa Petrowna Wolkowa

Unterleutnant, Zugführerin eines Scharfschützenzuges

«Es war nicht leicht, aus uns Soldaten zu machen – gar nicht so einfach... Wir bekamen unsere Uniformen. Der Hauptfeldwebel liess uns antreten.

„Die Stiefelspitzen ausrichten.“

Wir tun das. Die Stiefelspitzen stehen in Reih und Glied, aber wir selber wie Kraut und Rüben dahinter, denn die Stiefel sind Schuhgrösse vierzig, einundvierzig. Er: „Die Spitzen, die Spitzen!“

Und dann: „Schülerinnen, ausrichten nach der Brust des vierten Mannes!“

Das funktioniert natürlich nicht, und er brüllt aus vollem Hals: „Was habt ihr euch da in die Brusttaschen gestopft?“

Wir lachen.

„Lachen einstellen!“, brüllt der Hauptfeldwebel.

Damit wir das exakte Grüssen lernten, mussten wir alles grüssen – vom Stuhl bis zum Plakat an der Wand. Ach, er hatte schon seine liebe Not mit uns.

In einer Stadt marschierten wir in Reih und Glied in die Banja. Die Männer in die Männerabteilung, wir in die Frauenabteilung. Die Frauen darin schrien los, bedeckten ihre Blösse: „Soldaten!“ War

ja nicht zu erkennen, ob wir Mädchen waren oder Jungs: kurze Haare, Uniform. Ein andermal gingen wir in eine Toilette, da holten die Frauen einen Milizionär. Wir fragten ihn: ‚Wo sollen wir denn sonst hin?‘

Da brüllte er die Frauen an: ‚Das sind doch Mädchen!‘

‚Von wegen Mädchen, das sind Soldaten ...‘

Maria Nikolajewna Stepanowna

Nachrichtenchefin in einem Bataillon eines Schützenkorps

«Ich erinnere mich an Märsche... Märsche... Mal vorwärts, mal zurück ...

Als wir bei der Zweiten Weissrussischen Front ankamen, da wollten sie uns in der Division lassen, von wegen, ihr seid Frauen, was wollt ihr an der vordersten Linie? Aber wir: ‚Nein, wir sind Scharfschützen, schickt uns dahin, wo wir hingehören.‘ Da sagten sie zu uns: ‚Wir schicken euch in ein Regiment, da ist ein netter Oberst, der schon die Mädchen.‘ Die Kommandeure waren verschieden. Das hatte man uns gleich gesagt.

Dieser Oberst begrüßte uns mit den Worten: ‚Passt auf, Mädchen, ihr seid zum Kämpfen hergekommen, also kämpft, und sonst nichts. Hier sind lauter Männer und keine Frauen. Verdammt, wie soll ich euch das erklären? Es ist Krieg, Mädchen ...‘ Ihm war klar, dass wir noch halbe Kinder waren.

In einem deutschen Dorf wurden wir für die Nacht in einem Schloss untergebracht. Viele Zimmer, ganze Säle. Und was für Säle! Die Schränke hingen voller schöner Kleider. Wir Mädchen suchten uns jede ein Kleid aus. Mir gefiel ein gelbes besonders und ein Schlafrock, nicht zu beschreiben, wie schön der war – ganz lang und leicht... Wie eine Feder! Es war schon Schlafenszeit, wir waren alle furchtbar müde. Wir zogen die Kleider an und legten uns schlafen. In den Sachen, die uns am meisten gefielen, schliefen wir ein. Ich im Kleid und mit dem Schlafrock darüber...

Ein andermal suchten wir uns in einer verlassenen Hutmacherwerkstatt jede einen Hut aus, und um ihn wenigstens eine Zeit lang zu tragen, schliefen wir die ganze Nacht im Sitzen. Am Morgen standen wir auf – sahen noch einmal in den Spiegel... Und setzten den Hut wieder ab, zogen wieder unsere Feldblusen und Hosen an. Wir nahmen nichts mit. Auf dem Marsch ist selbst eine Nadel schwer. Ein Löffel im Stiefelschaft, das war alles...»

Bella Issaakowna Eptschtejn
Unterefeldwebel, Scharfschützin

«Die Männer – die sind anders... Sie haben uns nicht immer verstanden.

Aber unseren Oberst Ptizyn, den liebten wir sehr. Wir nannten ihn ‚Papa‘. Er hatte Verständnis für unsere weibliche Seele. Bei Moskau, schon auf dem Rückzug, in der allerschlimmsten Zeit, da sagte er zu uns: ‚Mädchen, Moskau ist nicht weit. Ich hole euch einen Friseur her. Lasst euch die Augenbrauen färben, Locken eindrehen. Das ist zwar nicht erlaubt, aber ich will, dass ihr schön seid. Der Krieg ist noch lang – er ist nicht so bald zu Ende ...‘

Und er holte eine Friseurin. Wir liessen uns Locken eindrehen und färben. Und waren so glücklich...»

Sinaida Prokofjewna Gomarewa
Telegrafistin

«Wir marschierten über das Eis des Ladogasees – zum Angriff. Wir gerieten unter starken Beschuss. Ringsum Wasser, wer verwundet wurde, ging sofort auf Grund. Ich kroch herum, verband Verwundete, dann kam ich zu einem, dessen Beine waren zerschmettert, er war kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren, stiess mich aber weg und langte in seinen Rucksack. Suchte seine ‚eiserne Ration. Essen – wenigstens vor dem Tod ... Wir hatten vor dem Marsch Verpfle-

gung bekommen. Ich will ihn verbinden, aber er langt in seinen Rucksack und lässt mich nicht ran. Die Männer haben den Hunger schwer ertragen. Der Hunger war für sie schlimmer als der Tod ...

Von mir weiss ich noch... Erst hast du Angst vorm Tod... Empfindest Staunen und Neugier. Doch dann vergeht beides, vor Erschöpfung. Die ganze Zeit bist du am Ende deiner Kräfte. Und darüber hinaus. Nur eine Angst bleibt: nach dem Tod hässlich zu sein. Eine weibliche Angst... Bloss nicht von einer Granate in Stücke gerissen werden ... Ich weiss, was das heisst... Ich habe das selbst eingesammelt...»

Sofja Konstantinowna Dubnjakowa
Sanitätsinstrukteurin

«Es regnete und regnete... Wir laufen durch Schlamm, die Menschen fallen in den Schlamm. Verwundete, Tote. In diesem Sumpf möchte man nicht sterben. Im schwarzen Sumpf. Nein, als junges Mädchen da liegen... Aber ein andermal, das war schon in den Wäldern bei Orscha, da standen kleine Traubenkirschensträucher. Und überall Blausternchen. Die ganze Lichtung war blau ... Inmitten solcher Blumen sterben! Hier liegen – ich war noch ein Dummchen, gerade siebzehn –, so stellte ich mir den Tod vor...

Ich dachte, sterben, das ist wie irgendwohin fliegen. Aber dafür brauchte ich diese Schönheit... Etwas Blaues ... Himmelblau ...»

Ljubow Iwanowna Osmolowskaja
Soldatin, Aufklärerin

«Unser Regiment war ein reines Frauenregiment. Im Mai zweiundvierzig flogen wir an die Front.

Wir hatten eine PO-2 bekommen. Ein kleines, leises Flugzeug. Es flog nur in geringer Höhe, häufig im Tiefflug. Ganz dicht über

der Erde! Vor dem Krieg hatten damit junge Leute in Fliegerklubs Fliegen gelernt, niemand hätte gedacht, dass man es mal zu Kriegszwecken einsetzen würde. Es war aus Holz gebaut, ganz und gar aus Sperrholz, und mit Stoff bespannt. Mit einer Art Mull. Ein Treffer, und es brannte wie Zunder, verbrannte, ohne die Erde zu erreichen. Wie ein Streichholz. Das einzige solide Bauteil aus Metall war der Motor M-2. Später dann, gegen Kriegsende, bekamen wir Fallschirme und ein Maschinengewehr in die Kanzel, aber bis dahin waren wir völlig unbewaffnet, vier Bombenträger unten dran, und das war's. Kamikaze-Flieger, würde man heute sagen... Vielleicht waren wir das auch. Ja! Das waren wir! Aber der Sieg war uns mehr wert als unser Leben. Der Sieg!

Sie fragen, wie wir das ausgehalten haben? Das kann ich Ihnen beantworten...

Bevor ich in Pension ging, machte mich ein Gedanke ganz krank: Wie soll das gehen, nicht mehr arbeiten? Wozu habe ich mit über fünfzig noch studiert? Geschichte. Davor war ich mein ganzes Leben Geologin gewesen. Aber ein richtiger Geologe ist immer unterwegs, und dazu hatte ich keine Kraft mehr. Ein Arzt untersuchte mich, fragte: ‚Hatten Sie mal einen Herzinfarkt?‘

‚Wieso einen Infarkt?‘

‚Ihr Herz ist voller Narben.‘

Diese Narben, die stammen wahrscheinlich aus dem Krieg. Wenn du dein Ziel anfliegst, zitterst du am ganzen Leib. Der ganze Körper zittert, denn da unten ist die Hölle los: Jagdflugzeuge feuern, die Flak schießt auf Flugzeuge ... Ein paar Mädchen mussten das Regiment verlassen, sie hielten das nicht aus. Wir flogen meist nachts. Eine Zeit lang wurde versucht, uns auch tagsüber einzusetzen, aber das wurde sofort wieder aufgegeben. Unsere PO-2 konnte man mit einem simplen Gewehr abschießen ...

Wir flogen bis zu zwölf Einsätze pro Nacht. Ich habe das berühmte Flieger-Ass Pokryschkin gesehen, als er von einem Kampf-

einsatz kam. Das war ein kräftiger Mann, keine zwanzig mehr und auch keine dreiundzwanzig wie wir: Während das Flugzeug aufgetankt wurde, zog der Bordmechaniker ihm das Hemd aus und wrang es aus. Es war tropfnass, als wäre er in einen Regenguss gekommen. Sie können sich also vorstellen, wie es uns ging. Wenn wir zurückkamen, konnten wir nicht mal aus der Kabine steigen, wir mussten rausgezerrt werden. Nicht mal die Karte konnten wir mehr tragen, wir schleiften sie am Boden hinter uns her.

Und was unsere Waffenhelferinnen leisteten! Sie mussten vier Bomben – das sind vierhundert Kilo – per Hand an die Maschine hängen. Und das die ganze Nacht – ein Flugzeug startete, das nächste landete. Der Organismus veränderte sich so, dass wir den ganzen Krieg keine Frauen waren... Die Frauensachen blieben einfach aus ... Die Regel... Na, Sie wissen schon ... Und nach dem Krieg konnten viele von uns keine Kinder mehr bekommen ...

Wir rauchten alle. Auch ich, das beruhigte irgendwie. Wenn man zurückkam und am ganzen Leib zitterte, dann rauchte man eine und beruhigte sich. Wir trugen Lederjacke, Hose, Feldbluse, im Winter noch eine Pelzjacke. Unwillkürlich bekamen unser Gang, unsere Bewegungen etwas Männliches. Als der Krieg aus war, bekamen wir Khakikleider geschneidert. Da spürten wir plötzlich, dass wir Mädchen waren ...»

Alexandra Semjonowna Popowa
Gardeleutnant, Kopilotin

«Kürzlich wurde mir eine Medaille verliehen. Vom Roten Kreuz. Die internationale Florence-Nightingale-Medaille in Gold. Alle gratulierten mir und staunten: ‚Wie haben Sie das geschafft, hundertsiebenundvierzig Verwundete zu retten? Sie sind auf den Fotos ein so zierliches Mädchen.‘ Dabei habe ich vielleicht zweihundert gerettet, wer hat damals schon gezählt? Das wäre mir nie in den

Sinn gekommen, das war uns fremd. Während des Gefechts, wenn Menschen verbluten, sich hinsetzen und aufschreiben. Ich habe nie gewartet, bis der Angriff zu Ende war, ich bin während des Gefechts losgekrochen und habe Verwundete eingesammelt. Wenn einer eine Splitterwunde hat und ich komme erst in ein, zwei Stunden, dann ist es zu spät, dann ist er verblutet.

Ich war dreimal verwundet und hatte drei Kopfverletzungen. Im Krieg hatte jeder so seinen Traum: Der eine träumte davon, nach Hause zurückzukehren, der Nächste wollte bis Berlin kommen... Ich hatte nur einen Wunsch – noch meinen achtzehnten Geburtstag zu erleben. Irgendwie hatte ich Angst zu sterben, bevor ich achtzehn wurde. Ich lief in Hosen und mit Käppi rum, immer zerlumpt, weil ich ja die ganze Zeit auf den Knien kroch und dabei auch noch Verwundete schleppte. Ich konnte nicht glauben, dass ich eines Tages aufstehen und aufrecht gehen würde, nicht mehr kriechen. Das war ein Traum. Einmal kam der Divisionskommandeur, sah mich und fragte: ‚Wer ist denn dieser Junge? Wieso behaltet ihr ihn hier? Er sollte in die Schule gehen.‘

Ich erinnere mich, das Verbandszeug reichte nie – bei den schrecklichen Schusswunden brauchte man oft ein ganzes Verbandspäckchen. Ich zerriss meine Unterwäsche und bat auch die Jungs: ‚Zieht eure Unterhosen aus und die Unterhemden, sonst sterben mir die Leute.‘ Sie zogen sich aus, rissen die Wäsche in Streifen. Ich genierte mich vor ihnen nicht, sie waren für mich wie Brüder, ich lebte wie ein Junge unter ihnen. Bei Fussmärschen liefen wir immer zu dritt, Hand in Hand, der in der Mitte schlief ein, zwei Stunden, dann wurde gewechselt.

Wenn ich irgendwo ein Massengrab sehe, knie ich davor nieder. Vor jedem Massengrab ... Immer auf den Knien...»

Sofja Adamowna Kunzewitsch

Hauptfeldweibel, Sanitätsinstrukteurin einer Schützenkompanie

Von Mädchendiskant und Matrosenberglauben

«Man hat mir Sachen hinterhergerufen ... Worte ... Schwer wie Steine ... So was wie: Das war doch ein männlicher Wunsch – in den Krieg zu ziehen. Ihr wart doch irgendwie nicht normal. Keine richtigen Frauen. Nicht ganz vollwertig... Nein! Nein, das war ein menschlicher Wunsch. Es war Krieg, ich lebte ein ganz normales Leben ... Ein Mädchenleben... Doch dann bekam die Nachbarin einen Brief – ihr Mann sei verwundet, liege im Lazarett. Ich dachte: Er ist verwundet, und wer ersetzt ihn? Ein anderer kam mit nur einem Arm zurück – wer ersetzte ihn? Der Nächste mit nur einem Bein – wer ersetzte ihn? Ich schrieb Gesuche, bat und flehte, mich zur Armee zu holen. Wir waren so erzogen, dass nichts in unserem Land ohne uns ging. Man hatte uns beigebracht, unser Land zu lieben. Und da nun Krieg war, mussten wir ihm helfen. Wurden Krankenschwestern gebraucht, mussten wir eben Krankenschwestern werden. Wurden Flak-Soldaten gebraucht, mussten wir Flak-Soldaten werden.

Ob wir an der Front sein wollten wie die Männer? Die erste Zeit sogar sehr: Wir liessen uns die Haare ganz kurz schneiden, veränderten sogar unseren Gang. Aber dann nicht mehr, o nein! Dann wollten wir uns schminken, sparten uns den Zucker vom Mund ab und benutzten ihn lieber als Haarfestiger. Wir waren glücklich, wenn wir einen Kessel Wasser auftreiben konnten zum Haarewaschen. Bei langen Fussmärschen suchten wir uns weiches Gras. Wir haben es ausgerissen und uns die Beine damit... Na ja, verstehen Sie, wir haben sie damit abgerieben... Uns mit dem Gras gewaschen. Wir hatten schon unsere Eigenheiten, wir Mädchen ... Unsere Beine waren ganz grün ... Gut, wenn der Hauptfeldwebel ein älterer Mann war und Verständnis hatte, der nahm uns zusätzliche Wäsche nicht weg, aber ein junger, der duldet nichts Überflüssiges. Dabei – was heisst hier überflüssig für Mädchen, die sich

manchmal zweimal am Tag umziehen möchten. Wir rissen die Ärmel von den Unterhemden ab, aber wir hatten ja nur zwei davon. Das waren nur vier Ärmel ...»

Klara Semjonowna Tichonowitsch
Feldweibel bei der Flak

«Vor dem Krieg schwärmte ich für alles Militärische ... Männliche ... Ich schrieb an die Fliegerschule, sie sollten mir die Aufnahmebedingungen schicken. Die Uniform stand mir. Ich mochte Gleichschritt, Exaktheit, die knappen Kommandos. Von der Schule kam die Antwort: ‚Beenden Sie erst einmal die zehnte Klasse.‘

Als der Krieg ausbrach, konnte ich mit meiner Einstellung natürlich nicht zu Hause hocken. Aber an die Front wurde ich nicht genommen. Da führte kein Weg rein, denn ich war erst sechzehn. Der Wehrbeauftragte meinte, was solle denn der Feind von uns denken, wenn wir, kaum dass der Krieg angefangen hat, schon minderjährige Mädchen an die Front schickten.

‚Der Feind muss doch geschlagen werdens
‚Das wird er auch ohne Sie.‘

Ich redete auf ihn ein, ich sei doch gross, ich würde nie für sechzehn gehalten, sondern immer für älter. Ich stand in seinem Büro und ging nicht weg. ‚Schreiben Sie achtzehn, nicht sechzehn‘ – ‚Das sagst du jetzt, und was wirst du mir später vorwerfen?‘

Nach dem Krieg wollte ich, nein, konnte ich keinen militärischen Beruf mehr ergreifen. Nur schnell raus aus den Tarnfarben! Gegen Hosen habe ich noch heute eine Abneigung. Nicht einmal zum Pilze- oder Beerensammeln im Wald ziehe ich welche an. Ich wollte etwas Normales, Weibliches anziehen...»

Klara Wassiljewna Gontscharowa
Flak-Soldatin

«Der Krieg erreichte uns sofort... Wir waren gerade mit der Ausbildung fertig, und am selben Tag kamen schon die ‚Käufer‘, Sie wissen ja, die kamen aus verschiedenen Einheiten und suchten neue Leute. Das waren immer Männer, und wir bemerkten, dass sie Mitleid mit uns hatten. Wir betrachteten sie mit unseren Augen und sie uns mit ganz anderen: Wir stürmten vor, wollten möglichst schnell genommen werden, uns möglichst schnell beweisen; sie dagegen schauten uns erschöpft an, denn sie wussten, wohin sie uns schickten.

Es war ein Männerregiment, nur zweiundzwanzig Frauen. Das achthundertsiebzigste Langstreckenbomberregiment. Wir hatten von zu Hause zwei, drei Garnituren Wäsche mitgenommen, viel war ja nicht möglich. Dann wurden wir bombardiert und besaßen nur noch, was wir auf dem Leib trugen, worin wir weggelaufen waren. Die Männer gingen zum Durchgangspunkt, dort wurden sie neu eingekleidet. Für uns aber war nichts da. Sie gaben uns Fusslappen, und wir nähten uns daraus Höschen und BHs. Der Kommandeur schimpfte, als er das erfuhr.

Aber wir brauchten noch mehr ... Da sahen wir, die Soldaten hatten ihre Unterhemden im Gebüsch aufgehängt. Wir rissen ein paar runter ... Hinterher ahnten sie, was los war, und lachten: ‚Hauptfeldwebel, gib uns neue Wäsche ... Die Mädchen haben uns unsere geklaut ...‘

Ein halbes Jahr später... Durch die starke Belastung hörten wir auf, Frauen zu sein ... Wir hatten keine... Der biologische Zyklus geriet durcheinander... Klar? Das war sehr schlimm! Der Gedanke, dass du nie mehr eine Frau sein wirst...»

Maria Nesterowa Kusmenko
Feldwebel, Waffenmeisterin

«Wir gaben uns Mühe... Wir wollten nicht, dass man sagte: ‚Ach, diese Frauen!‘ Wir strengten uns mehr an als die Männer, wir mussten ja zeigen, dass wir nicht schlechter waren als sie.

Wir wurden lange ziemlich hochmütig, herablassend behandelt: ‚Was die Weiber schon so zusammenkämpfen ...‘

Auf dem Marsch ... Etwa zweihundert Mädchen, hinter uns rund zweihundert Männer. Glühende Hitze. Sommer. Fünfundzwanzig Kilometer am Tag. Wir hinterlassen rote Flecken im Sand... Na ja, Frauengeschichten... Wie soll man das verbergen? Die Soldaten laufen hinter uns und tun, als bemerkten sie nichts. Aber wie uns zumute war! Wir bekamen ja nichts... Watte und Binden reichten nicht einmal für die Verwundeten. Geschweige denn für uns ... Frauenwäsche, die gab es erst nach zwei Jahren. Wir liefen in Männerunterwäsche rum... Na, wir marschieren also. Wir müssen schnell zur Überfahrt, dort warten schon Fähren. Wir kommen an, da werden wir bombardiert. Ein furchtbarer Bombenangriff, die Männer gehen alle in Deckung. Doch wir hören die Bomben gar nicht, wir nur schnell rein in den Fluss, und da sitzen wir, bis wir ganz durchgeweicht sind ... Wir waren überglücklich ... Der Bombenangriff war für uns nicht so schlimm wie der Umstand, wie wir aussahen. Vor den Männern ... Einige Mädchen kamen um. Direkt im Fluss – durch Splitter... Das ist Frauenleben im Krieg ...

Und dann – der Sieg. Die erste Zeit, da ging ich durch die Straßen und konnte nicht glauben, dass der Sieg gekommen war. Ich setzte mich an den Tisch – und konnte nicht glauben, dass der Sieg gekommen war. Sieg! Unser Sieg...»

Maria Semjonowna Kaliberda

Unterfeldwebel bei den Nachrichtentruppen

«Wir hatten schon Lettland befreit – wir lagen vor Daugaspils. Es war Nacht, ich wollte mich gerade hinlegen. Da hörte ich jemanden rufen: ‚Halt! Wer da?‘ Zehn Minuten später wurde ich zum Kommandeur bestellt. Ich kam in den Unterstand, da sassen unsere Soldaten und ein Mann in Zivil. An diesen Mann kann ich mich noch sehr gut erinnern. Die ganzen Jahre hatte ich nur Männer in Uniform

gesehen, in Khaki, er aber trug einen schwarzen Mantel mit Plüschkragen.

„Wir brauchen Ihre Hilfe“, sagte der Mann zu mir. „Zwei Kilometer von hier bekommt meine Frau ein Kind. Sie ist allein, es ist niemand sonst im Haus.“

Der Kommandeur sagte zu mir: „Das ist Niemandsland. Sie wissen selbst, das ist nicht ungefährliche

„Eine Frau liegt in den Wehen. Ich muss ihr helfen.“

Sie gaben mir fünf MP-Schützen mit. Ich packte eine Tasche mit Verbandszeug, und vor Kurzem hatte ich neue Fusslappen aus Flanell bekommen, die nahm ich auch mit. Wir gingen los. Die ganze Zeit wurden wir beschossen – mal schlug es vor uns ein, mal hinter uns. Der Wald war so dunkel, dass man nicht einmal den Mond sah. Endlich tauchten vor uns die Umrisse eines Gebäudes auf. Ein Vorwerk. Als wir das Haus betraten, sah ich die Frau. Sie lag auf dem Boden, in Lumpen gehüllt. Ihr Mann verhängte sofort die Fenster. Zwei MP-Schützen postierten sich auf dem Hof, zwei an der Tür, einer leuchtete mir mit der Taschenlampe. Die Frau konnte das Stöhnen kaum unterdrücken, sie hatte grosse Schmerzen.

Ich bat sie die ganze Zeit: „Halten Sie aus, meine Gute. Nicht schreien. Halten Sie aus.“

Wir waren schliesslich im Niemandsland. Wenn der Feind irgendetwas bemerkte, dann würde er uns mit Granaten bombardieren. Doch als die Soldaten hörten, dass das Kind geboren war, riefen sie: „Hurra! Hurra!“ Ganz leise, fast flüsternd. An der vordersten Linie war ein Kind geboren worden!

Sie brachten Wasser. Eine Feuerstelle gab es nicht, also rieb ich das Kind mit kaltem Wasser ab. Dann wickelte ich es in meine Fusslappen. Im Haus fand sich nichts, nur die alten Lumpen, auf denen die Mutter lag.

Ich schlich noch, einige Nächte zu diesem Vorwerk. Beim letzten Mal, in der Nacht vor unserem Angriff, verabschiedete ich mich: „Ich kann jetzt nicht mehr kommen. Ich gehe weg.“

Die Frau fragte ihren Mann etwas auf Lettisch. Er übersetzte es mir: ‚Meine Frau fragt, wie Sie heissen.‘

‚Anna.‘

Die Frau sagte wieder etwas. Und der Mann übersetzte es mir wieder: ‚Sie sagt, das ist ein sehr schöner Name. Ihnen zu Ehren werden wir unsere Tochter Anna nennen.‘

Die Frau richtete sich ein Stück auf – aufstehen konnte sie noch nicht – und gab mir eine wunderschöne Perlmutter-Puderdose. Offensichtlich ihr wertvollster Besitz. Ich öffnete die Puderdose, und dieser Puderduft mitten in der Nacht, wo überall geschossen wurde, Granaten explodierten... Das war etwas so ... Ich muss heute noch weinen ... Der Puderduft, dieser Perlmutterdeckel ... Das kleine Kind ... Ein Mädchen... Das war etwas so Anheimelndes, etwas aus dem wirklichen Frauenleben...»

Anna Nikolajewna Chrolowitsch
Gardeleutnant, Feldscherin

«Eine Frau bei der Marine – das war etwas Verbotenes, regelrecht unnatürlich. Es hiess, eine Frau auf dem Schiff bringe Unglück. Ich stamme aus Fastow, in unserem Dorf neckten die Frauen meine Mutter immer: Was hast du da eigentlich geboren, ein Mädchen oder einen Jungen? Ich schrieb an Woroschilow höchstpersönlich, weil ich an die Leningrader Artillerieschule wollte. Nur auf seine persönliche Weisung hin wurde ich aufgenommen. Als einziges Mädchen.

Nach der Schule wollten sie mich trotzdem auf dem Festland lassen. Da sagte ich niemandem mehr, dass ich eine Frau war. Sehr hilfreich war dabei mein neutraler ukrainischer Familienname Rudenko. Aber einmal verriet ich mich doch. Ich scheuerte das Deck, da hörte ich einen schrecklichen Krach und drehte mich um: Ein Matrose jagte eine Katze, keiner wusste, wie die an Bord gekommen war, schliesslich besagte ein vermutlich noch von den ersten Seefahrern überlieferter Aberglaube, dass Katzen und Frauen auf

See Unglück bringen. Die Katze wollte nicht runter vom Schiff und vollführte Täuschungsmanöver, um die jeder Weltklasse-Fussballer sie beneidet hätte. Auf dem Schiff lachte alles. Aber als die Katze beinahe ins Wasser gefallen wäre, bekam ich einen Schreck und schrie auf. Offensichtlich in hohem Mädchendiskant, so dass das Männerlachen schlagartig verstummte. Es wurde totenstill.

Dann hörte ich den Kommandeur fragen: ‚Wachmann, hat eine Frau das Schiff betreten?‘

‚Nein, Genosse Kommandeure

Da brach die nächste Panik los – eine Frau auf dem Schiff!

Ich war der erste weibliche Berufsoffizier bei der Kriegsmarine. Im Krieg habe ich Schiffe und Marineinfanterie mit Waffen ausgerüstet. Damals schrieb die englische Presse, bei der russischen Marine kämpfte ein merkwürdiges Wesen – nicht Mann, nicht Frau. Und dass kein Mann diese ‚Lady mit dem Dolch‘ heiraten würde. So, mich würde keiner heiraten?! O nein, du irrst, mein Herr, und ob mich einer heiraten wird, und zwar der allerschönste Offizier ...

Ich war eine glückliche Ehefrau und bin noch heute eine glückliche Mutter und Grossmutter. Es ist nicht meine Schuld, dass mein Mann im Krieg gefallen ist. Und die Marine habe ich mein Leben lang geliebt und liebe sie noch ...»

Taissija Petrowna Rudenko-Scheweljowa

Hauptmann, Kompaniechefin einer Moskauer Marineeinheit,
heute Oberstleutnant im Ruhestand

«Ich war Hilfsarbeiterin – im Kettenwerk in unserem Dorf Michaltshikowo im Kreis Kstowsk im Gebiet Gorki. Als die Männer einberufen und an die Front geschickt wurden, musste ich an die Maschinen, Männerarbeit machen. Dann wurde ich in die Schmiedehalle versetzt, wo Schiffsketten geschmiedet wurden.

Ich wollte an die Front, aber die Werkleitung behielt mich unter verschiedenen Vorwänden im Betrieb. Da schrieb ich ans Komso-molkreiskomitee, und im März zweiundvierzig bekam ich die Einberufung. Wir waren mehrere Mädchen, zu unserer Verabschiedung erschien das ganze Dorf. Die dreissig Kilometer bis Gorki liefen wir zu Fuss, dort wurden wir verschiedenen Einheiten zugeteilt. Ich kam ins siebenhundertvierundachtzigste Flak-Artillerieregiment mittleren Kalibers.

Bald wurde ich zum ersten Richtkanonier ernannt. Aber das reichte mir nicht, ich wollte Ladekanonier sein. Allerdings galt das als reine Männerarbeit: Man musste die Sechzehn-Kilo-Granaten heben und alle fünf Sekunden abfeuern. Doch ich hatte schliesslich nicht umsonst in der Schmiede gearbeitet. Nach einem Jahr wurde ich zum Unteroffizier befördert und zum Geschützführer am zweiten Geschütz ernannt, das von zwei Mädchen und vier Männern bedient wurde. Vom intensiven Feuer wurde der Lauf rotglühend, und das Schiessen wurde gefährlich, wir mussten das Geschütz gegen alle Regeln mit nassen Decken abkühlen. Die Geschütze waren der Belastung nicht gewachsen, im Gegensatz zu den Menschen. Ich bin ein zähes, starkes Mädchen, aber ich weiss, dass ich im Krieg viel mehr bewältigte als im friedlichen Leben. Sogar rein körperlich. Von irgendwoher kamen ungeahnte Kräfte ...

Als ich im Radio die Siegesmeldung hörte, gab ich Gefechtsalarm und erteilte mein letztes Kommando: ‚Azimut fünfzehn null null. Höhenwinkel zehn null. Zünder hundertzwanzig, Geschwindigkeit zehn!‘

Ich stellte mich selbst an den Verschluss und gab vier Salutschüsse ab. Zu Ehren unseres Sieges nach vier Jahren Krieg.

Auf die Schüsse hin kamen alle herausgelaufen, die in der Batterie waren, auch der Bataillonskommandeur Slatwinski. Für meine Eigenmächtigkeit verurteilte er mich zu Arrest, nahm diesen Befehl aber wieder zurück. Dann schossen wir gemeinsam Salut, nun jeder

aus seiner persönlichen Waffe, umarmten und küssten uns. Anschliessend weinten wir die ganze Nacht und den ganzen Tag...»

Klawdija Wassiljewna Konowalowa
Unteroffizier, Flak-Geschützführerin

«Ich trug das leichte MG auf den Schultern ... Ich hätte nie gesagt, dass es mir zu schwer ist. Wer hätte mich dann als zweiten Schützen behalten? Dann hätte es geheissen: Sie ist kein vollwertiger Kämpfer, sie muss ersetzt werden. Sie hätten mich womöglich in die Küche versetzt. Das wäre eine Schande gewesen. Den ganzen Krieg in der Küche – um Gottes willen! Ich hätte geweint...»

«Wurden Frauen genauso zu Aufträgen geschickt wie Männer?»

«Sie versuchten, uns zu schonen. Das musste man sich erbetteln oder verdienen. Sich irgendwie hervortun. Man brauchte Mut und Entschlossenheit. Und das besitzt ja nicht jedes Mädchen. Wir hatten in der Küche ein Mädchen, Valja. Eine ganz Sanfte, Schüchterne, die konnte man sich nicht mit einem Gewehr in der Hand vorstellen. Im äussersten Notfall hätte sie natürlich geschossen, aber um Partisanengänge hat sie sich nicht gerissen. Ich dagegen wollte Rache, ich riss mich darum ...

Früher hätte ich mir das nicht vorstellen können. Ich war eine Leseratte. Ein behütetes Kind ...»

Galina Jaroslawowna Dubowik
Partisanin der zwölften Kavallerie-Partisanenbrigade «Stalin»

«Ich bekam den Befehl: Binnen vierundzwanzig Stunden vor Ort eintreffen. Beim mobilen Feldlazarett siebenhundertdreizehn ...

Ich erinnere mich, ich erschien im Lazarett in einem schwarzen Tüllkleid und Sandaletten, darüber trug ich den Regenumhang von

meinem Mann. Ich erhielt sofort eine Militäruniform, aber ich nahm sie nicht: Alles war mir drei, vier Nummern zu gross. Dem Leiter des Lazarets wurde gemeldet, dass ich mich der militärischen Disziplin widersetze. Er bestrafte mich nicht – er meinte: Abwarten, in ein paar Tagen zieht sie die Uniform von selber an.

Nach ein paar Tagen fuhren wir an einen anderen Ort und wurden heftig bombardiert. Wir suchten Deckung in einem Kartoffelacker, und zuvor hatte es geregnet. Können Sie sich vorstellen, wie mein Tüllkleid und meine Sandaletten aussahen? Am nächsten Tag zog ich Soldatenkleidung an. Die komplette Uniform...

So begann mein schrecklicher Weg ... Bis Deutschland ...

In den ersten Januartagen zweiundvierzig kamen wir in das Dorf Afonewka im Gebiet Kursk. Es herrschte strenger Frost. Zwei Schulgebäude waren voll mit Verwundeten: Sie lagen auf Tragen, auf dem Fussboden, auf Stroh. Es gab nicht genug Autos und Benzin, um sie alle ins Hinterland zu bringen. Der Leiter des Lazarets beschloss, einen Pferdetrass aus Afonewka und den umliegenden Dörfern zu organisieren. Am nächsten Morgen traf der Trass ein. Nur Frauen. Auf den Schlitten lagen selbst gewebte Decken, Mäntel, Kissen, auf manchen sogar Federbetten. Noch heute kann ich nicht ohne Tränen daran denken, wie das damals war... Dieses Bild ... Jede Frau suchte sich einen Verwundeten, machte ihn reisefertig und redete dabei auf ihn ein: ‚Mein Sohn, mein Lieber!‘, ‚Na, komm, mein Lieber‘, ‚Komm, mein Guter du!‘ Jede hatte von zu Hause etwas zu essen mitgebracht, manche sogar warme Kartoffeln. Sie wickelten die Verwundeten in die von zu Hause mitgebrachten Sachen und verstauten sie vorsichtig auf den Schlitten. Noch heute höre ich dieses Gebet, das leise Murmeln der Frauen: ‚Na, komm, mein Lieber‘, ‚Na, mein Guter...‘ Schade, ich habe ein richtig schlechtes Gewissen, dass wir diese Frauen damals nicht nach ihren Namen gefragt haben.

Dann erinnere ich mich noch, wie wir durch das befreite Weisssrussland zogen und in den Dörfern überhaupt keine Männer antrafen. Uns empfingen nur Frauen. Als wären überall nur noch Frauen übrig...»

Jelena Iwanowna Warjuchina
Krankenschwester

Von der Sprachlosigkeit des Lebens und der Schönheit der Fantasie

«Wie soll ich dafür Worte finden? Wie ich geschossen habe, davon kann ich erzählen. Aber davon, wie ich geweint habe, davon nicht. Das bleibt unausgesprochen.

Sie sind Schriftstellerin. Denken Sie sich selbst etwas aus. Irgendwas Schönes... Das nicht so schrecklich ist wie das Leben ...»

Anastassija Iwanowna Medwedkowa
Soldatin, MG-Schützin

«Dafür reichen meine Worte nicht. Einfache Worte. Darüber muss man in Versen schreiben... Da braucht es einen Dichter...»

Anna Petrowna Kaljagina
Unterfeldwebel, Sanitätsinstrukteurin

«Manchmal höre ich Musik... Oder ein Lied... Eine Frauenstimme ... Und darin finde ich wieder, was ich damals gefühlt habe. Etwas Ähnliches. Aber wenn ich einen Film über den Krieg sehe – das ist alles nicht wahr, oder wenn ich ein Buch darüber lese – alles nicht wahr. Nicht ganz wahr, nicht ganz so, wie es war. Und wenn ich selber darüber rede – dann stimmt es auch nicht. Ist nicht das Wah-

re. Nicht so schrecklich und nicht so schön. Wissen Sie, wie schön ein Morgen im Krieg sein kann ... Vor dem Gefecht... Du schaust dich um und weisst: Es könnte dein letzter Morgen sein... Und die Welt ist so schön ... So schön...»

Olga Nikititschna Sabelina
Militärchirurgin

«Ich? Ich will nicht reden ... Ich will schweigen...»

Irina Moissejewna Lepizkaja
Soldatin, Schützin

«Ich erinnere mich nur an eins – an die Rufe: ‚Sieg!‘ Den ganzen Tag wurde das gerufen... Sieg! Sieg! Und wir waren glücklich! Glückliche!!»

«Junge Damen! Ein Zugführer bei den Pionieren überlebt nur zwei Monate ...»

Wonach frage ich am meisten? Was will ich vor allem verstehen?

Am meisten frage ich wohl nach dem Tod. Nach ihrem Verhältnis zum Tod – er war ja ständig in ihrer Nähe. Genauso nah wie das Leben. Ich versuche zu verstehen, wie sie inmitten dieses endlosen Sterbens unversehrt bleiben konnten.

Kann man darüber sprechen? Wenn ja – wie, wenn nein – warum nicht? Was ist unseren Worten und unseren Gefühlen zugänglich?

Manchmal komme ich nach einer Begegnung nach Hause und denke: Leid, das ist Einsamkeit. Totale Isolation. Ein andermal scheint mir, Leid – das ist eine besondere Art von Wissen. Von lebenswichtiger Information. Leiden hat für uns etwas Religiöses, fast Künstlerisches. Wir sind eine besondere Zivilisation. Eine Zivilisation der Tränen. Aber darin offenbart sich nicht nur Niederes, sondern auch Erhabenes. Trotz allem besteht der Mensch. Erhebt sich. Ist trotz allem schön.

«An die Front führen wir schon als Offiziere... Als Unterleutnants ... Dort begrüßte man uns: ‚Prima, Mädels! Schön, dass ihr da seid, Mädels. Aber wir schicken euch nirgends hin. Ihr bleibt hier bei uns im Stab.‘ So wurden wir im Stab der Pioniertruppen empfangen. Wir machten auf dem Absatz kehrt und gingen den Oberkommandierenden der Front Malinowski suchen. Während wir unterwegs waren, hatte sich im Dorf verbreitet, dass zwei Mädchen auf der Su-

che nach dem Oberkommandierenden sind. Ein Offizier forderte uns auf: ‚Ihre Papiere bitte.‘

Er sah sie sich an.

‚Warum suchen Sie den Oberkommandierenden, Sie sollen sich doch im Stab der Pioniertruppen melden?‘

Wir klagten ihm unser Leid: ‚Wir wurden als Pionier-Zugführer hergeschickt, und nun will man uns im Stab behalten. Aber wir werden uns durchsetzen, wir wollen Zugführer sein, und zwar an vorderster Front.‘

Der Offizier führte uns zurück zum Stab. Lange wurde dort geredet und geredet, die ganze Hütte war voller Menschen, jeder gab uns gute Ratschläge, mancher lachte uns auch aus. Doch wir blieben stur, wir beharrten auf unserem Willen: Wir haben einen Einsatzbefehl, und zwar als Zugführer bei den Pionieren. Da wurde der Offizier, der uns hergeführt hatte, auf einmal wütend: Junge Damen! Wisst ihr denn, wie lange ein Zugführer bei den Pionieren lebt? Ein Zugführer bei den Pionieren überlebt nur zwei Monate ...‘

Wir wiederholten: ‚Das wissen wir, deshalb wollen wir ja an die vorderste Linie.‘

Da war nichts zu machen – sie bestätigten unseren Einsatzbefehl.

‚Na schön, wir schicken euch in die fünfte Angriffsarmee. Was eine Angriffsarmee ist, wisst ihr wahrscheinlich, das sagt ja schon der Name. Das ist immer vorderste Linie.‘

Sie wollten uns richtig Angst machen. Aber wir freuten uns: ‚Einverstanden!‘

Wir kamen in den Stab der fünften Angriffsarmee, da sass ein gebildeter Hauptmann, der empfing uns sehr kultiviert; doch als er hörte, dass wir unbedingt Zugführer bei den Pionieren sein wollten, griff er sich an den Kopf: ‚Nein, nein! Nicht doch! Wir finden hier was für euch, im Stab. Nein, wirklich, macht ihr Witze – da sind doch nur Männer, und dann eine Frau als Kommandeur – das ist Wahnsinn. Nein, nein!‘

Zwei Tage wurden wir dort bearbeitet. Wieder! Aber wir liessen nicht locker: Zugführer bei den Pionieren, nichts anderes. Da blieben wir stur. Aber das ist noch immer nicht alles. Endlich ... Endlich bekamen wir den Einsatzbefehl. Ich wurde zu meinem Zug geführt... Die Soldaten sahen mich an, manche spöttisch, manche sogar böse, mancher zuckte die Achseln – alles klar. Als der Kommandeur mich vorstellte, also, das ist euer neuer Zugführer, heulten alle los: ‚Bu-u-uh!‘ Einer spuckte sogar aus.

Aber ein Jahr später, als ich den Orden Roter Stern bekam, da trugen dieselben Jungs, diejenigen, die noch am Leben waren, mich auf ihren Schultern in meinen Unterstand. Sie waren stolz auf mich.

Wenn Sie mich fragen, welche Farbe der Krieg hat, dann sage ich: erdfarben. Für einen Pionier jedenfalls. Schwarz, gelb, rotbraun wie die Erde ...

Wir laufen ... Übernachten im Wald. Machen ein Feuer, das Feuer brennt, und alle sitzen ganz still da, einige schlafen schon. Ich bin am Einschlafen, blicke ins Feuer, ich schlafe mit offenen Augen: Motten, Insekten fliegen ins Feuer, fliegen die ganze Nacht, lautlos, stumm verschwinden sie in der riesigen Kerze. Andere kommen angefliegen ... Genau wie wir. Wir laufen und laufen. Ein endloser Strom...

Nach zwei Monaten wurde ich nicht getötet, nach zwei Monaten wurde ich verwundet. Beim ersten Mal nur leicht. Von da an dachte ich nicht mehr an den Tod ...»

Stanislawa Petrowna Wolkowa
Unterleutnant, Pionier-Zugführerin

«In der Kindheit... Ich fange mit meiner Kindheit an... Im Krieg habe ich mich davor am meisten gefürchtet. Vor Kindheitserinnerungen. An das Zarteste darf man im Krieg nicht denken ... An Zartes nicht... Das ist tabu.

Also... Als ich klein war, schor mein Vater mir die Haare mit der Maschine immer ganz kurz. Daran musste ich denken, als man uns die Haare geschoren hatte und wir Mädchen plötzlich junge Soldaten waren. Einige Mädchen bekamen einen Schreck... Ich gewöhnte mich schnell daran. Ich war ganz in meinem Element. Nicht umsonst seufzte Vater früher immer: ‚Das ist doch kein Mädchen, das ist ein Junge.‘ Daran war vor allem eine Leidenschaft von mir schuld, die mir so manchen Ärger mit den Eltern einbrachte. Im Winter sprang ich gern vom Steilufer auf den verschneiten und zugefrorenen Ob. Nach der Schule zog ich Vaters alte Wattehose an, band sie über den Filzstiefeln zu, stopfte die Wattejacke in die Hose und verschnürte das Ganze fest mit einem Gürtel. Auf dem Kopf trug ich eine Ohrenklappenmütze, unterm Kinn zugebunden. In diesem Aufzug tapste ich wie ein Bär zum Fluss. Ich nahm mit voller Kraft Anlauf und sprang hinunter...

Ach! Was für ein Gefühl, wenn du so in den Abgrund fliegst und bis über den Kopf im Schnee versinkst! Atemberaubend! Auch andere Mädchen versuchten das, aber bei ihnen ging es nie glatt: Die eine verstauchte sich den Fuss, die andere schlug sich im harten Schnee die Nase auf oder noch irgendwas. Ich aber war geschickter als die Jungen.

Ich habe mit meiner Kindheit angefangen ... Weil ich nicht gleich von Blut reden will...

Im September zweiundvierzig kamen wir in Moskau an. Eine ganze Woche lang fuhren wir auf dem Eisenbahnring herum. Wir hielten in Kunzewo, Perowo, Otschakowo, und überall stiegen Mädchen aus. Es kamen, wie man so sagt, ‚Käufer‘, Kommandeure aus verschiedenen Einheiten und von verschiedenen Waffengattungen, warben uns als Scharfschützen, Sanitätsinstruktoren, Funker... Das alles reizte mich nicht. Schliesslich waren vom ganzen Zug nur noch dreizehn Mädchen übrig. Wir wurden alle in einem Waggon untergebracht. Auf dem Abstellgleis standen nur zwei Waggons:

unser und der vom Stab. Zwei Tage kam niemand. Wir lachten und sangen: ‚Vergessen, verlassen ...‘ Am zweiten Tag gegen Abend sahen wir zwei Offiziere zusammen mit dem Zugchef auf unsere Waggonen zukommen.

‚Käufer!‘ Grosse, schlanke Männer, straffe Schulterriemen. Die Uniformmäntel nagelneu, die Stiefel blank geputzt und mit Sporen. Ja, das war was! Solche sahen wir zum ersten Mal. Sie gingen in den Stabswaggon, und wir pressten unser Ohr an die Wand, um zu hören, worüber sie redeten. Der Zugchef zeigte unsere Listen und sagte zu jeder ein paar Worte: wer, woher, welche Bildung. Schliesslich vernahmen wir: ‚Sie sind alle geeignete

Der Chef stieg aus und liess uns antreten. Wir wurden gefragt: ‚Wollt ihr die Kriegskunst lernen?‘ Na, und ob wir das wollten, natürlich wollten wir. Sehr sogar! Das war unser Traum! Wir fragten nicht einmal, wo und was wir lernen sollten. Dann kam der Befehl: ‚Oberleutnant Mitropolski, bringen Sie die Mädchen in die Schule.‘ Wir schulterten den Rucksack, traten in Zweierreihen an, und der Offizier führte uns durch die Strassen Moskaus. Unser geliebtes Moskau ... Unsere Hauptstadt... Selbst in dieser schweren Zeit war sie schön ... Vertraut... Der Offizier lief zügig, mit grossen Schritten, wir kamen kaum hinterher. Erst bei der Feier des dreissigsten Jahrestags des Sieges in Moskau gestand Sergej Mitropolski uns, den ehemaligen Offiziersschülerinnen der Moskauer Militärtechnischen Fachschule, wie sehr er sich damals geniert habe, uns durch Moskau zu führen. Er versuchte, uns auf Abstand zu halten, um nicht aufzufallen. Mit dieser Mädchenhorde ... Aber das ahnten wir ja nicht, wir rannten ihm buchstäblich hinterher. Wir waren bestimmt ein schöner Anblick!

Also... Gleich in den ersten Tagen der Ausbildung bekam ich zwei Dienste ausser der Reihe aufgebrummt: Mal passte mir die Kälte im Unterrichtsraum nicht, mal etwas anderes. Alte Schulgewohnheit, wissen Sie. Na, ich bekam, was ich verdiente – einen

Strafdienst, noch einen. Wieder und wieder. Wenn die anderen Offiziersschüler mich draussen sahen, spotteten sie: ‚Unsere Dauer diensthabendem Sie hatten gut lachen, ich aber versäumte den Unterricht und schlief nächtelang nicht. Tagsüber musste ich den ganzen Tag an der Tür Wache stehen, nachts den Fussboden in der Kaserne bohnen. Wie man das damals machte? Das erkläre ich Ihnen gern... In allen Details... Das war nicht so wie heute, heute gibt’s ja allerlei Bürsten, Bohnermaschinen und so was. Aber damals... Nach dem Zapfenstreich zog ich die Stiefel aus, um sie nicht mit Bohnerwachs zu beschmieren, wickelte mir Fetzen aus einem alten Uniformmantel um die Füsse wie eine Art Schuhe und band sie fest. Dann wirft man das Bohnerwachs auf den Boden, verreibt es mit einer Bürste, und die war nicht aus Nylon, sondern aus Borsten, ständig blieben büschelweise Borsten auf dem Boden kleben, und den Rest macht man mit den Füssen. Spiegelblank polieren. Da tanzt man sich in einer Nacht die Füsse wund! Die Füsse brennen und sind ganz taub, der Rücken krumm und steif, Schweiss rinnt über die Augen. Am Morgen hast du nicht mal die Kraft, deine Kompanie anständig zu wecken. Und tagsüber kommst du auch nicht zum Ausruhen, der Diensthabende muss die ganze Zeit stehen. Einmal ist mir dabei was passiert. Das war komisch... Ich stehe also Wache, bin gerade mit dem Säubern in der Kaserne fertig. Ich bin so todmüde, dass ich merke – gleich falle ich um. Ich stütze mich mit den Ellbogen auf ein Schränkchen und döse ein. Plötzlich höre ich, wie die Tür aufgeht und jemand reinkommt, ich richte mich hastig auf – vor mir steht der Bataillonsdiensthabende. Ich reisse die Hand an die Mütze und melde: ‚Genosse Oberleutnant, die Kompanie hat Freizeit.‘ Er starrt mich mit grossen Augen an und kann sich das Lachen kaum verbeissen. Da kapiere ich: Weil ich Linkshänderin bin, habe ich in der Eile die Linke an die Mütze gelegt. Ich will das noch rasch korrigieren, aber zu spät: Wieder eine Strafe ...

Ich konnte lange nicht begreifen, dass das kein Spiel war und auch nicht mehr Schule, sondern eben eine militärische Anstalt. Vorbereitung auf den Krieg. Der Befehl des Kommandeurs ist für den Untergebenen Gesetz.

Ich erinnere mich noch an die letzte Frage bei der letzten Prüfung:

„Wie oft im Leben irrt sich ein Pionier?“

„Ein Pionier irrt sich nur einmal.“

„Genau so ist es, Mädchen ...“

Danach das Übliche: „Sie können gehen, Offiziersschülerin Bairak.“

Und dann – der Krieg. Richtiger Krieg ...

Ich kam zu meinem Zug. Auf mein Kommando „Zug, Achtung!“ denkt der Zug gar nicht daran, aufzustehen. Einer liegt, der andere sitzt da und raucht, ein anderer reckt sich, dass die Knochen knacken: „A-ah!“ Jedenfalls, sie taten, als bemerkten sie mich gar nicht. Sie ärgerten sich, dass sie, erfahrene Aufklärer, Männer, sich einem zwanzigjährigen Mädchen unterordnen sollten. Das konnte ich gut verstehen, also sagte ich notgedrungen: „Rührt euch!“

Da begann der Beschuss. Ich sprang in einen Graben, aber mein Mantel war noch neu, also legte ich mich nicht nach unten, in den Schmutz, sondern seitlich in den Schnee. So ist das manchmal in der Jugend – da ist einem der Mantel wichtiger als das Leben. Ein Mädchen eben, ein kleines Dummchen! Na, meine Soldaten lachten...

Also ... Was ist technische Aufklärung, die wir machten? In der Nacht gruben Soldaten im Niemandsland eine Zweiergrube. Vor Morgengrauen kroch ich mit einem weiteren Kommandeur zu diesem Schützenloch, und die Soldaten tarnten uns. Darin blieben wir den ganzen Tag liegen, wagten kaum, uns zu rühren. Nach ein, zwei Stunden sind Hände und Füße eiskalt, trotz Filzstiefeln und Halbpelz. Du wirst zum Eisblock. Im Winter. Im Schnee ... Im Sommer liegt man in Bruthitze oder im Regen. Den ganzen Tag beobachte-

ten wir alles ganz genau und zeichneten eine Karte der vordersten Linie. Darauf wurde jede Veränderung an der Erdoberfläche vermerkt. Wenn wir Hügel entdeckten oder Erdbrocken, schmutzigen Schnee, zertrampeltes Gras oder dass der Tau vom Gras abgewischt war, dann war das genau das, was wir suchten... Unser Ziel... Klar: Da hatten deutsche Pioniere Minenfelder gelegt. Wenn sie einen Drahtverhau errichtet hatten, mussten wir dessen Länge und Breite herausfinden. Und welche Minen sie benutzt hatten – Infanterieminen, Panzerminen oder Überraschungsminen. Wir orteten die Geschützpositionen des Gegners ...

Vor einem Angriff unserer Truppen arbeiteten wir nachts. Zentimeter für Zentimeter tasteten wir den Boden ab. Wir sorgten für minenfreie Korridore. Die ganze Zeit krochen wir über den Boden. Ich kroch wie ein Weberschiffchen von einer Abteilung zur anderen. ‚Meine‘ Minen waren die meisten ...

Ich habe so manches erlebt... Genug für einen ganzen Film... Für einen Mehrteiler...

Einmal hatten die Offiziere mich zum Frühstück eingeladen. Ich nahm an, denn Pioniere bekommen nicht immer warmes Essen, wir lebten meist von Büchsenahrung. Als alle am Küchentisch versammelt waren, bemerkte ich den russischen Ofen, der mit einer Klappe verschlossen war. Ich ging hin und schaute mir die Klappe näher an. Die Offiziere witzelten: Eine Frau sieht sogar in Töpfen Minen. Ich witzelte mit, dann entdeckte ich ganz unten links ein kleines Loch. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich einen dünnen Draht, der zum Ofen führte. Ich drehte mich rasch zu den Männern am Tisch um: ‚Das Haus ist vermint, bitte alle den Raum verlassen. Die Offiziere verstummten und starrten mich ungläubig an, keiner mochte aufstehen. Es duftete nach Fleisch, nach Bratkartoffeln ... Ich wiederholte: ‚Bitte unverzüglich den Raum verlassen. Ich ging mit meinen Pionieren an die Arbeit. Als Erstes entfernten wir die Ofenklappe. Kappten mit einer Schere den Draht... Na, und da drin ... Da drin ...

Im Ofen lagen mehrere zusammengebundene emaillierte Literbecher. Der Traum jedes Soldaten! Besser als ein Kochgeschirr. Und tief drin im Ofen, in schwarzes Papier eingewickelt, zwei grosse Päckchen. Rund zwanzig Kilo Sprengstoff. Von wegen Töpfe...

Wir waren auf dem Marsch durch die Ukraine, das war schon im Gebiet Stanislawsk, heute Iwano-Frankowsk. Unser Zug hatte den Auftrag, umgehend die Zuckerfabrik zu entminen. Jede Minute war kostbar: Niemand wusste, wie die Fabrik vermint worden war, wenn ein Zeitzünder installiert war, konnte das Ganze jeden Augenblick in die Luft fliegen. Wir rückten im Eiltempo aus. Es war warm, wir waren leicht angezogen. Als wir an den Stellungen der Artilleristen vorbeikamen, sprang plötzlich einer von ihnen aus dem Schützengraben und schrie: ‚Fliegeralarm! Eine Schwalbe!‘ Ich blickte zum Himmel, konnte aber kein Flugzeug entdecken. Ringsum alles still, kein Laut. Wo war denn das Flugzeug? Da bittet einer meiner Pioniere, aus dem Glied treten zu dürfen. Er geht zu dem Artilleristen und verpasst ihm eine Ohrfeige. Noch ehe ich begreife, was los ist, schreit der Artillerist: ‚Männer, ich werde verprügelt!‘ Andere Artilleristen springen aus dem Schützengraben und umringen unseren Pionier. Die Männer in meinem Zug überlegen nicht lange, werfen Minensuchgeräte und Rucksäcke ab und eilen ihm zu Hilfe. Es gibt eine Prügelei. Ich kapiere überhaupt nicht, was da vorgeht. Wieso prügelt sich mein Zug? Jede Minute ist kostbar, und nun auf einmal so was. Ich kommandiere: ‚Zug angetreten!‘ Keiner beachtet mich. Da ziehe ich meine Pistole und schiesse in die Luft. Offiziere kommen aus dem Unterstand angerannt. Es dauert eine ganze Weile, bis sich endlich alle beruhigt haben. Ein Hauptmann kommt zu meinem Zug und fragt: ‚Wer ist hier der Ranghöchste?‘ Ich mache Meldung. Er staunt und ist verwirrt. Dann fragt er: ‚Was geht hier vor?‘ Darauf habe ich keine Antwort, denn eigentlich weiss ich den Grund nicht. Da tritt mein stellvertretender Zugführer vor und erzählt, wie die Sache war.

Da erfahre ich, dass ‚Schwalbe‘ ein beleidigendes Wort für Frau ist. So was wie Schlampe. Ein Frontschimpfwort...

Wissen Sie ... Das ist ja hier ein aufrichtiges Gespräch... Ich habe mich bemüht, im Krieg weder an die Liebe noch an die Kindheit zu denken. Auch nicht an den Tod. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, ich hatte viele Tabus, um zu überleben. Besonders alles Zarte und Zärtliche untersagte ich mir. Sogar Gedanken daran. Erinnerungen. Ich erinnere mich, im befreiten Lwow bekamen wir zum ersten Mal ein paar freie Abende. Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn ... Im Kino der Stadt sah unser Bataillon einen Film. Zuerst war es ungewohnt – die weichen Sessel, die schöne Atmosphäre, so behaglich und still. Vor der Filmvorführung spielte ein Orchester, Schauspieler traten auf. Im Foyer wurde getanzt. Polka, Krakowiak, Quadrille und zum Schluss den obligatorischen Kasatschok. Besonderen Eindruck machte auf mich die Musik. Kaum zu glauben, dass irgendwo geschossen wurde und wir bald wieder an die vorderste Linie mussten. Dass ganz in der Nähe der Tod umging...

Doch schon zwei Tage später bekam mein Zug den Befehl, das Gelände zwischen Stadt und Bahnlinie zu durchkämmen. Dort waren mehrere Autos in die Luft geflogen. Minen... Es fiel ein kalter Nieselregen. Wir waren alle nass bis auf die Knochen. Die Stiefel waren vollgesogen und schwer, als wären die Sohlen aus Stein. Ich stopfte mir den Saum meines Uniformmantels unter das Koppel, damit er mir nicht vor den Füßen herumbaumelte. Vor mir lief an der Leine mein Hund Nelka. Wenn sie eine Granate oder eine Mine fand, setzte sie sich davor und wartete, bis sie entschärft war. Mein treuer Freund ... Nelka setzt sich hin... Wartet und winselt... Da wird eine Meldung durchgegeben: «Leutnant, zum General!» Ich drehe mich um: Auf dem Feldweg steht ein ‚Willis‘. Ich springe über den Strassengraben, zerre im Laufen den Mantel runter, rücke Koppel und Käppi zurecht. Trotzdem sehe ich ziemlich ramponiert aus.

Ich renne zum Wagen, reisse die Tür auf und mache Meldung:
,Genosse General, auf Ihren Befehl ...'

Er: ,Danke ...'

Ich stehe stramm. Der General dreht sich nicht einmal zu mir um, er blickt durchs Autofenster auf den Weg. Er ist nervös, sieht dauernd auf die Uhr. Ich stehe stramm. Er wendet sich an seine Ordonnanz: ,Wo bleibt denn der Kommandeur der Pioniere?'

Ich setzte wieder an zu meiner Meldung: ,Genosse General ...'

Schliesslich dreht er sich ärgerlich zu mir um: ,Dich kann ich nicht gebrauchen!'

Nun ist mir alles klar, ich muss beinahe lachen. Die Ordonnanz begreift zuerst: ,Genosse General, vielleicht ist sie ja der Zugführer?'

Der General starrt mich an.

,Wer bist du?'

,Pionier-Zugführer, Genosse General.'

,Du bist der Zugführer?' Er ist empört.

Jawohl, Genosse General!'

,Hör schon auf mit deinem General, General ...'

Er klettert aus dem Auto, läuft ein paar Schritte, dann dreht er sich zu mir um. Mustert mich von Kopf bis Fuss. Und sagt zu seiner Ordonnanz: ,Sieh dir das an!'

Mich fragt er: ,Wie alt bist du denn, Leutnant?'

«Zwanzig, Genosse General.'

«Woher kommst du?'

«Aus Sibiriens

Er fragte mich noch lange aus, schlug mir vor, in seine Panzerinheit zu wechseln. Er war empört, wie ich aussah: Das würde er nicht zulassen. Sie bräuchten dringend Pioniere. Dann führte er mich ein Stück weg und zeigte auf den Wald.

«Da drüben stehen meine Panzer. Ich will sie über die Bahnlinie schicken. Schienen und Schwellen sind demontiert, aber die Strecke

ist vielleicht vermint. Tu den Panzersoldaten einen Gefallen, überprüf die Strecke. Hier kommen wir bequemer und schneller zur Frontlinie. Weisst du, was ein Überraschungsangriff ist?’

„Ja, Genosse General.“

„Na dann, mach’s gut, Leutnant. Bleib unbedingt am Leben bis zum Sieg, er ist nicht mehr weit. Verstehst du!“

Die Bahnstrecke war tatsächlich vermint. Wir beräumten sie.

Alle wollten den Sieg noch erleben ...

Im Oktober vierundvierzig überschritt unser Bataillon, das zur zweihundertzehnten Minenlegereinheit gehörte, zusammen mit den Truppen der Vierten Ukrainischen Front die Grenze zur Tschechoslowakei. Wir wurden überall freudig empfangen. Dass ein Mädchen einen Männerzug befehligte und sogar selber Minen legte und entschärfte, war eine Sensation. Ich trug einen Jungenhaarschnitt, lief in Hosen und Uniformjacke rum, hatte männliche Manieren entwickelt – kurz, ich wirkte wie ein junger Bursche. Manchmal ritt ich auf einem Pferd in ein Dorf ein, dann war es besonders schwer festzustellen, wer da auf dem Pferd sass, doch die Frauen spürten es immer und betrachteten mich genauer. Weibliche Intuition... Es war lustig. Sehr lustig, wenn ich in ein Quartier kam, wo ich untergebracht war, und die Hausherren feststellten, dass ihre Einquartierung zwar Offizier war, aber kein Mann. Sie rissen den Mund auf vor Staunen ... Wie im Stummfilm ... Das ist nicht übertrieben‘.. Ich gebe zu, das gefiel mir. Es gefiel mir, auf diese Weise zu verblüffen. Das passierte mir auch in Polen. Ich erinnere mich, in einem kleinen Dorf strich eine alte Oma mir über den Kopf. Ich ahnte, was sie wollte: ‚Will die Pani wissen, ob ich Hörner hab?‘ Sie wurde verlegen und sagte, nein, nicht doch, sie habe nur Mitleid mit mir, ‚einer so jungen kleinen Pani‘.

Minen gab es auf Schritt und Tritt. Sehr viele. Einmal kamen wir in ein Haus, irgendjemand entdeckte die chromledernen Stiefel,

die an auffälliger Stelle standen. Er wollte schon die Hand danach ausstrecken. Ich rief: ‚Nicht anfassen!‘ Ich sah sie mir genauer an und stellte fest, dass sie vermint waren. Wir fanden vermint Sessel, Kommoden, Anrichten, Puppen, Lampen ... Die Einwohner baten uns, Beete mit Tomaten, Kartoffeln und Kohl zu entminen. Einmal mussten wir, bevor wir mit Teigtaschen bewirtet wurden, erst ein Weizenfeld entminen und sogar einen Dreschflügel, damit das Korn gedroschen werden konnte...

So war das ... Ich bin durch die Tschechoslowakei gekommen, durch Polen, Ungarn, Rumänien und Deutschland... Aber ich habe wenig davon behalten. Am ehesten erinnere ich mich daran, wie das Gelände aussah. Feldsteine ... Hohes Gras ... Ich weiss nicht, ob es wirklich so hoch war oder ob es uns nur so vorkam, weil wir da furchtbar schlecht durchkamen mit unseren Sucheisen und Geräten. Ausserdem erinnere ich mich an eine Menge Flüsschen und Schluchten. Ein Wäldchen, dichte Drahtverhaue mit morschen Pfählen, überwucherte Minenfelder. Verwahrloste Blumenrabatten ... Darin waren immer Minen versteckt, die Deutschen hatten eine Vorliebe für Blumenrabatten... Einmal buddelten Bauern auf dem Nachbarfeld Kartoffeln, während wir nebenan Minen ausgruben ...

In der rumänischen Stadt Dej war ich bei einer jungen Rumänin einquartiert, die gut Russisch sprach. Ihre Grossmutter war nämlich Russin. Die Frau hatte drei Kinder. Ihr Mann war an der Front gefallen, in einer rumänischen Freiwilligen-Division. Aber sie lachte gern, war gern fröhlich. Einmal lud sie mich ein, mit zum Tanz zu gehen. Sie gab mir Frauenkleider. Die Versuchung war gross. Ich wollte mich so gern einmal ablenken, mich als Frau fühlen. Ich zog Hose, Feldbluse und chromlederne Stiefel an und darüber rumänische Nationaltracht: eine lange bestickte Leinenbluse und einen engen karierten Wollrock. Ein schwarzer Gürtel von ihr um die Taille, ein buntes Tuch mit langen Fransen auf den Kopf. Hinzu kam, dass

ich beim Kriechen durchs Gebirge in diesem Sommer tiefbraun geworden war, nur an den Schläfen stach weissblondes Haar hervor und meine Nase pellte sich – also ich sah aus wie eine echte Rumänin. Ein rumänisches Mädchen.

Einen Klub gab es nicht, die jungen Leute trafen sich in einem Privathaus. Als wir ankamen, spielte bereits Musik und es wurde getanzt. Fast sämtliche Offiziere meines Bataillons waren dort. Erst fürchtete ich, sie könnten mich erkennen und entlarven, darum setzte ich mich weit ab, um nicht aufzufallen, zog mir sogar das Tuch halb ins Gesicht. Ich wollte wenigstens zusehen...

Doch nachdem mich einer unserer Offiziere mehrmals zum Tanz aufgefordert und mich mit den geschminkten Lippen und nachgezogenen Brauen nicht erkannt hatte, wurde ich ganz fröhlich und ausgelassen. Ich amüsierte mich königlich... Es gefiel mir, wenn sie mir sagten, ich sei schön. Ich bekam Komplimente ... Und tanzte und tanzte...

Als der Krieg aus war, entminten wir noch ein ganzes Jahr lang Felder, Seen und Flüsse. Im Krieg war alles ins Wasser geworfen worden, Hauptsache, durchkommen, rechtzeitig das Ziel erreichen. Aber nun musste man an anderes denken ... An das Leben... Für die Pioniere endete der Krieg erst einige Jahre nach dem Krieg, sie haben am längsten gekämpft. Und was das bedeutet, noch nach dem Sieg täglich auf Detonationen gefasst zu sein! Das kann ich gar nicht erzählen ... Nicht in Worte fassen ... Nein, nein! Der Tod nach dem Sieg war der schlimmste Tod. Der sinnloseste ... Unerträglich...

Also ... Zu Neujahr sechsundvierzig bekam ich zehn Meter roten Satin zugeteilt. Ich lachte: ‚Was soll ich denn damit? Höchstens, dass ich mir nach der Demobilisierung ein rotes Kleid daraus nähe. Ein Siegeskleid.‘ Als ob ich es geahnt hätte ... Bald bekam ich den Demobilisierungsbefehl. Wie es üblich ist, wurde eine grosse Abschiedsfeier für mich ausgerichtet. Die Offiziere überreichten mir als Geschenk ein grosses feingestricktes Tuch. Dieses Tuch musste

ich mir mit dem Lied vom blauen Tuch ersingen. Ich habe ihnen den ganzen Abend was vorgesungen.

Auf der Heimfahrt bekam ich Fieber. Mein Gesicht schwoll an, ich konnte den Mund nicht aufmachen. Die Weisheitszähne brachen durch ... Als ich zurückkehrte aus dem Krieg...»

Appolina Nikonowna Lizkewitsch-Bairak
Unterleutnant, Zugführerin eines Pionierzuges

«Ihn nur einmal sehen ...»

Hier wird von der Liebe die Rede sein.

Die Liebe ist das einzige persönliche Erlebnis eines Menschen im Krieg. Alles andere ist kollektiv. Selbst der Tod.

Was war für mich überraschend? Dass sie über die Liebe weniger offen sprachen als über den Tod. Die ganze Zeit Verschwiegen, verbargen sie etwas, um sich zu schützen und zu verteidigen. Klar, wogegen sie sich verteidigten – gegen die Kränkungen und Verleumdungen nach dem Krieg. Die hatte es reichlich gegeben! Wenn eine mal wagte, ganz aufrichtig zu sein, sich ein Geständnis entschlüpfen liess, dann bat sie hinterher immer: «Ändern Sie meinen Namen, ich will nicht erkannt werden.» Sie polierten das Bild ihrer Liebe im Krieg auf Hochglanz. So, dass es literarisch wurde. Ich erfuhr meist Romantisches und Tragisches. Schönes.

Natürlich ist das nicht das ganze Leben. Nicht die ganze Wahrheit. Aber es ist ihre Wahrheit. Die Geschichte enthält viele Seiten Schweigen, das uns ebenso berührt wie Worte.

Von einem Teufelsweib und Mairosen

«Der Krieg hat mir meine Liebe genommen ... Das Teuerste ...
Das Einzige...

Die Stadt wurde bombardiert, meine Schwester Nina kam ange-
laufen, um sich zu verabschieden. Wir dachten schon, wir würden

uns nicht wiedersehen. Sie sagte zu mir: ‚Ich will zu den Sanitätern, aber wo finde ich die?‘ Ich erinnere mich: Ich schaute sie an, es war Sommer, sie trug ein leichtes Kleid, und ich entdeckte auf ihrer linken Schulter, hier, direkt am Hals, ein Muttermal. Sie war meine leibliche Schwester, aber ich sah es zum ersten Mal. Ich sah es an und dachte: Ich werde dich überall erkennen.

Das war ein so heftiges Gefühl... Eine solche Liebe... Es zerriss mir das Herz...

Alle verliessen Minsk. Die Strassen wurden beschossen, die Menschen liefen durch den Wald. Ein kleines Mädchen schrie: ‚Mama, es ist Krieg!‘ Unsere Einheit war auf dem Rückzug. Wir fuhren über ein grosses, weites Feld, der Roggen wiegte sich im Wind, und am Wegesrand stand eine niedrige Bauernhütte. Das war schon bei Smolensk. Am Weg stand eine Frau, sie schien grösser zu sein als ihre Hütte, sie trug Leinenkleider, im russischen Stil bestickt. Sie kreuzte die Hände über der Brust und verneigte sich tief, die Soldaten zogen vorüber, und sie verneigte sich und sagte: ‚Möge Gott euch wieder nach Hause führen. Verstehen Sie, vor jedem verneigte sie sich mit diesen Worten. Allen traten Tränen in die Augen...‘

Ich habe sie den ganzen Krieg über nicht vergessen. Und etwas ganz anderes, das war in Deutschland, als wir die Deutschen zurücktrieben. Irgendein Ort... Im Hof sassen zwei deutsche Frauen mit Häubchen auf dem Kopf und tranken Kaffee. Als wäre überhaupt kein Krieg. Ich dachte: Mein Gott, bei uns ist alles in Trümmern, bei uns leben die Menschen in Erdhöhlen, essen Gras, und ihr sitzt hier und trinkt Kaffee. Unsere Autos fahren vorbei, unsere Soldaten, und sie trinken Kaffee ...

Dann fuhr ich durch unser Land ... Und was sah ich da? Wo mal ein Dorf war, steht nur noch ein Ofen. Davor sitzt ein alter Mann, hinter ihm stehen drei Enkel, offenbar hat er Sohn und Schwiegertochter verloren. Seine Alte sammelt Holzscheite, um den Ofen anzuheizen. Sie hat einen Mantel zum Trocknen aufgehängt, sie kom-

men also aus dem Wald. Im Ofen kocht kein Essen...

Das war ein so heftiges Gefühl... Eine solche Liebe ...

Ja, Hass, Kränkung – alles zusammen. Aber... Unser Zug musste halten. Ich weiss nicht mehr, warum – wegen Streckenarbeiten oder Lokwechsel. Ich sass zusammen mit einer Krankenschwester, und neben uns kochten zwei unserer Soldaten Grütze. Da kamen zwei deutsche Gefangene und baten um Essen. Wir hatten Brot. Wir teilten es und gaben ihnen davon. Die Soldaten, die gerade Grütze kochten, redeten darüber: ‚Sieh mal, wie viel Brot die Ärzte unserem Feind geben!‘ Und noch etwas von wegen, die kennen ja den richtigen Krieg gar nicht, haben die ganze Zeit im Lazarett gesessen, woher sollen die ...

Nach einer Weile kamen andere Gefangene und gingen zu den Soldaten, die Essen kochten. Der Soldat, der so über uns geschimpft hatte, sagte zu einem Deutschen: ‚Willst was zu fressen, ja?‘

Der Gefangene blieb stehen. Wartete. Der andere Soldat reichte seinem Kameraden ein Brot: ‚Na los, schneid ihm was ab.‘

Der schnitt ein Stück Brot ab. Die Deutschen nahmen das Brot und blieben stehen – sie sahen ja das Essen im Topf.

‚Na schön‘, sagte der eine Soldat, ‚gib ihnen Grütze.‘

‚Sie ist doch noch nicht fertige

Verstehen Sie?

Die Deutschen, als hätten sie ihn verstanden, blieben stehen. Warteten. Die Soldaten gaben noch Speck in die Grütze und füllten ihnen etwas in die Kochgeschirre.

So ist die Seele des russischen Soldaten. Uns haben sie beschimpft, und dann gaben sie ihnen selber Brot und obendrein noch Grütze, aber erst, als auch Speck dran war. Daran erinnere ich mich...

Ein so heftiges Gefühl... Nur Liebe ... Zu allen ...

Der Krieg war schon lange vorbei, und ich wollte in Urlaub fah-

ren. Das war während der Kubakrise. Wieder war es unruhig in der Welt. Ich packte meinen Koffer, Kleider und Blusen. Hatte ich auch nichts vergessen? Ich holte die Mappe mit meinen Papieren hervor und nahm meinen Wehrpass heraus. Ich dachte: Wenn was passiert, dann gehe ich gleich dort ins Wehrkomitee.

Schon dort im Urlaub, am Meer, erzählte ich beim Essen, dass ich meinen Wehrpass mitgenommen hätte. Nur so, ohne Hintergedanken, ohne mich damit brüsten zu wollen. Das hat einen Mann an unserem Tisch sehr beeindruckt: ‚Nein, das kann nur eine russische Frau, ihren Wehrpass in den Urlaub mitnehmen und denken, wenn was passiert, geht sie gleich ins Wehrkomitee.‘

Ich erinnere mich an seine Begeisterung. Seine Bewunderung.

Aber – reden wir von der Liebe. Von meiner Liebe ...

Mein Mann und ich gingen zusammen an die Front. Alle beide. Wir wollten uns nicht trennen.

Ich erinnere mich...

Nach einem Gefecht... Wir lagen auf abgemähtem Gras. Wir trauten der Stille nicht. Er streichelte das Gras, es war ganz weich ... Und er sah mich an ... Mit solchen Augen ...

Er ging mit einer Gruppe auf Erkundung. Wir warteten zwei Tage auf sie ... Zwei Tage schlief ich nicht... Dann schlief ich ein. Und erwachte davon, dass er neben mir sass und mich ansah. ‚Leg dich schlafen.‘ – ‚Ich mag nicht schlafen ...‘

Ein so heftiges Gefühl... Eine solche Liebe ... Es zerriss mir das Herz...

Ich habe vieles vergessen, fast alles habe ich vergessen. Ich erinnere mich nur an das Allerschlimmste, das hat alles andere verdrängt. Das Allerschlimmste ...

Wir zogen durch Ostpreussen, sprachen schon vom Sieg. Er fiel... Er war sofort tot. Ein Splitter. Ein schneller Tod. Sekunden-schnell. Ich erfuhr es, rannte hin ... Ich umarmte ihn, liess ihn nicht forttragen. Ihn nicht begraben. Im Krieg wurde schnell begraben:

Die Gefallenen vom Tag, wenn das Gefecht nicht lange dauerte, die wurden alle gleich eingesammelt, von überall zusammengeholt, dann wurde eine grosse Grube ausgehoben. Und zugeschüttet. Manchmal nur mit trockenem Sand. Wenn man diesen Sand lange ansah, dann meinte man, er bewegt sich. Zittert. Er bebt, dieser Sand. Darunter liegen ja lebendige Menschen, vor Kurzem haben sie noch gelebt... Ich erinnere mich an sie... Ich liess ihn also nicht sofort begraben. Ich wollte noch eine Nacht mit ihm verbringen... Noch mit ihm sprechen ... Ihn ansehen...

Am nächsten Morgen... Ich beschloss, ihn nach Hause zu bringen. Nach Weissrussland. Das waren dreitausend Kilometer. Ringsum war Krieg. Alle dachten, ich hätte vor Kummer den Verstand verloren. ‚Du musst dich beruhigen. Du musst schlafens Nein! Nein! Ich ging von General zu General, bis zu Rokossowski, dem Oberkommandierenden der Front. Erst lehnte er ab. Sie sind ja verrückt! Ich erreichte, dass ich ein zweites Mal zu ihm vorgelassen wurde.

‚Soll ich vor Ihnen auf die Knie fallen?’

‚Ich verstehe Sie ja. Aber er ist tot.’

‚Ich habe keine Kinder von ihm. Unser Haus ist verbrannt. Selbst die Fotos sind vernichtet. Ich habe nichts mehr. So hätte ich wenigstens ein Grab. Dann wüsste ich, wohin ich nach dem Krieg zurückkehren

Er schwieg. Lief in seinem Büro auf und ab.

‚Haben Sie jemals geliebt?’

Er schwieg.

‚Dann will ich auch hier sterben. Ja, sterben! Wozu soll ich ohne ihn weiterleben?’

Er schwieg lange. Dann trat er zu mir und küsste mir die Hand.

Ich bekam ein Sonderflugzeug für eine Nacht. Ich stieg ein... Umarmte den Sarg... Und verlor das Bewusstsein...»

Jefrossinja Grigorjewna Brëus
Hauptmann, Ärztin

«Der Krieg hat uns getrennt... Mein Mann war an der Front. Ich wurde erst nach Charkow evakuiert, dann nach Tatarien. Dort fand ich Arbeit. Eines Tages suchte jemand nach mir – mein Mädchenname ist Lissowskaja. Alle riefen: ‚Sowskaja! Sowskaja!‘ Ich meldete mich: ‚Das bin ich!‘ Sie sagten zu mir: ‚Gehen Sie ins NKWD, dort bekommen Sie einen Ausweis, damit fahren Sie nach Moskau. Warum? Niemand erklärte mir etwas, und ich wusste es nicht. Es war Krieg... Unterwegs überlegte ich: Vielleicht ist mein Mann verwundet, und ich werde zu ihm geholt. Ich hatte schon seit vier Monaten nichts von ihm gehört, keine Nachricht. Ich nahm mir vor, wenn ich ihn ohne Arme oder ohne Beine antreffe, als Krüppel, dann nehme ich ihn sofort mit nach Hause. Irgendwie würden wir schon damit leben.

In Moskau ging ich zur angegebenen Adresse. An der Tür stand: ‚ZK der KPW‘, also unsere weissrussische Regierung; dort warteten schon viele wie ich. Wir wollten wissen: ‚Was? Warum? Weshalb hat man uns zusammengeholt?‘ Sie sagten: ‚Ihr werdet es erfahren. Wir gingen hinein, und dort sassen unser ZK-Sekretär Genosse Ponomarenko und andere Funktionäre. Ich wurde gefragt: ‚Möchten Sie wieder dorthin, wo Sie herkommen?‘ Wo ich herkam, das war Weissrussland. Natürlich wollte ich. Ich wurde an eine Spezialschule geschickt. Zur Ausbildung für den Einsatz im feindlichen Hinterland.

Nach der Ausbildung wurden wir gleich am nächsten Tag mit Autos an die Frontlinie gebracht. Weiter gingen wir zu Fuss. Ich hatte keine Ahnung, verstand nichts von Front oder Niemandsland. Schliesslich kam das Kommando: ‚Achtung! Bereitschaft eins.‘ – ‚Bumm!‘, krachten Raketen. Der Schnee war ganz weiss, und da drauf ein dunkler Streifen Menschen, das waren wir, wir lagen in einer Reihe hintereinander. Wir waren viele. Die Rakete verlosch, und es wurde nicht geschossen. Auf das nächste Kommando: ‚Im Laufschrift, marsch!‘, rannten wir los. So drangen wir ins Hinterland ein ...

In der Partisanenabteilung bekam ich wie durch ein Wunder ei-

nen Brief von meinem Mann. Das war eine ungeheure Freude, eine grosse Überraschung – ich hatte zwei Jahre nichts von ihm gehört. Doch eines Tages brachte ein Flugzeug Lebensmittel, Munition... Und Post... Und bei dieser Post, in diesem Segeltuchsack lag ein Brief für mich. Daraufhin wandte ich mich schriftlich ans ZK. Ich schrieb, ich würde alles tun, um mit meinem Mann zusammen zu sein. Diesen Brief übergab ich heimlich, damit unser Kommandeur es nicht sah, dem Piloten. Kurz darauf erreichte uns per Funk die Nachricht: Nach Erfüllung des Auftrags wird unsere ganze Gruppe in Moskau erwartet. Unsere ganze Spezialgruppe. Wir würden an einen neuen Einsatzort geschickt. Es sollten alle mitfliegen, und Fedossenko auf jeden Fall.

Wir warteten auf das Flugzeug, es war Nacht, dunkel wie in einem Fass. Ein Flugzeug kreiste über uns, dann warf es plötzlich Bomben auf uns. Es war eine Messerschmitt, die Deutschen hatten uns entdeckt. Sie drehte eine Kurve, um uns erneut anzufliegen, da ging unser Flugzeug runter, eine Uz, genau über der Kiefer, neben der ich stand. Der Pilot setzte nur kurz auf und ging sofort wieder hoch, denn er wusste: Der Deutsche wendet nur, dann schießt er weiter. Ich klammerte mich an der Tragfläche fest und schrie: ‚Ich muss nach Moskau! Ich habe eine Genehmigung!‘ Er fluchte, dann: ‚Steig ein!‘ So flogen wir also zu zweit. Ohne die Verwundeten... Nur wir beide.

Im Mai lief ich in Moskau noch mit Filzstiefeln rum. Ich ging sogar in Filzstiefeln ins Theater. Es war grossartig. Ich schrieb meinem Mann: Wie können wir uns wiedersehen? Ich war einstweilen in Reserve ... Aber man versprach mir... Überallhin wandte ich mich mit der Bitte: Schicken Sie mich dorthin, wo mein Mann ist, geben Sie mir wenigstens zwei Tage, ich will ihn nur einmal sehen, dann komme ich zurück, dann schickt mich, wohin ihr wollt. Alle zuckten die Achseln. Doch ich bekam über die Feldpostnummer heraus, wo mein Mann war, und fuhr dorthin. Ich ging zuerst ins Gebietskomi-

tee der Partei, zeigte dort die Adresse meines Mannes, meine Papiere, dass ich seine Frau bin, und sagte, ich wolle ihn sehen. Man erklärte mir, das sei unmöglich, er sei an der vordersten Frontlinie: Fahren Sie zurück. Ich war so erschöpft, so hungrig – aber zurückfahren? Ich ging zum Wehrbeauftragten. Er warf einen Blick auf mich und ordnete an, mir etwas zum Anziehen zu bringen. Ich bekam eine Feldbluse und ein Koppel. Dann versuchte er, mir meine Idee auszureden: ‚Nein, wirklich, es ist sehr gefährlich dort, wo Ihr Mann ist ...‘

Ich sass da und heulte, da erbarmte er sich und stellte mir einen Passierschein aus.

‚Gehen Sie raus‘, sagte er, ‚auf die Chaussee, da steht ein Regulierer, der weist Ihnen den Weg.‘

Ich fand die Chaussee, fand auch den Regulierer, er setzte mich in ein Auto, und ich fuhr los. Als ich in der Einheit ankam, staunten alle, ringsum waren nur Militärs. ‚Wer sind Sie?‘, fragten sie mich. Ich traute mich nicht zu sagen – die Ehefrau. Das konnte ich irgendwie nicht, wo ringsum Bomben detonierten... Also sagte ich – die Schwester. ‚Warten Sie‘, sagten sie, ‚das sind noch sechs Kilometer zu Fuss.‘ Wartén, nachdem ich schon so weit gekommen war? Doch in dem Moment kamen Autos von dort, Essen holen, darin sass ein Hauptfeldwebel, ein rothaariger, sommersprossiger Bursche. Er sagte: ‚Oh, Fedossenko, den kenne ich. Aber das ist direkt im Schützengrabens

Na, ich überredete ihn. Er nahm mich mit, wir fuhren los, und nirgends war was zu sehen. Nur Wald. Ein Waldweg. Das war neu für mich: Vorderste Frontlinie, aber niemand zu sehen. Ab und zu wurde geschossen. Schliesslich waren wir am Ziel. Der Hauptfeldwebel fragte: ‚Wo ist Fedossenko?‘

Er bekam zur Antwort: ‚Sie sind gestern auf Erkundung gegangen, da wurden sie vom Morgengrauen überrascht, nun sitzen sie in Deckungs

Aber es gab bereits eine Nachrichtenverbindung zu ihm. Sie meldeten ihm, seine Schwester sei gekommen. Welche Schwes-

ter? ‚Die Rothaarige.‘ Seine Schwester hat aber schwarze Haare. Na, bei rothaarig wusste er sofort Bescheid, wer die Schwester war. Ich weiss nicht, wie er da rausgekrochen ist, jedenfalls erschien er bald darauf, und wir feierten unser Wiedersehen. Das war eine Freude ...

Ich blieb einen Tag, noch einen, dann entschied ich: ‚Geh in den Stab und mach Meldung. Ich bleibe hier bei dir.‘

Er ging zum Vorgesetzten, und ich hielt die Luft an: Was, wenn sie sagten, in vierundzwanzig Stunden muss sie weg sein? Das war schliesslich die Front, das war verständlich. Plötzlich sah ich die Chefs auf den Unterstand zukommen: ein Major, ein Oberst. Alle gaben mir die Hand. Dann setzten wir uns natürlich, tranken etwas, und jeder sagte ein paar Worte, in dem Sinne: Was für eine Frau, die ihren Mann im Schützengraben findet, und zwar die Ehefrau, mit Stempel. Das ist eine Frau! Diese Frau muss ich sehen! Solche Worte sagten sie, und alle weinten. Diesen Abend vergesse ich mein Lebtag nicht...

Ich blieb als Sanitäterin bei ihnen. Ging mit ihnen auf Erkundung. Ein Minenwerfer feuert, ich sehe, einer fällt. Ich denke: Tot oder verletzt? Renne hin, der Minenwerfer feuert weiter, und der Kommandeur brüllt: ‚Wo rennst du hin, du Teufelsweib!!‘ Ich krieche zu ihm – er lebt...

Am Dnepr bekam ich nachts bei Mondschein den Rotbannerorden. Mein Mann war verwundet, schwer. Wir waren zusammen gerannt, zusammen durch Sümpfe gelaufen, gekrochen. Das MG stand, glaube ich, rechts, wir krochen links davon durch den Sumpf, wir pressten uns fest an den Boden, und er wurde an der linken Hüfte verwundet. Ein Splittergeschoss – da leg mal einen Verband an, am Gesäss. Alles war zerfetzt. Schlamm und Erde, alles drang in die Wunde ein. Wir waren auf dem Weg aus der Umzingelung. Wir konnten die Verwundeten nirgends lassen, und Medikamente hatten wir auch nicht. Die einzige Hoffnung war, dass wir durchkamen. Als wir raus waren, begleitete ich meinen Mann bis ins Lazarett. Unter-

wegs hatte er eine Blutvergiftung bekommen. Es war Silvester... Er starb... Ich wusste, dass er stirbt. Er hatte viele Auszeichnungen, ich legte alle seine Orden neben ihn. Die Visite kam, und er schlief. Der Arzt trat heran.

„Sie müssen gehen. Er ist tot.“

Ich widersprach: „Leise, er lebt noch.“

Mein Mann öffnete die Augen und sagte: „Die Decke ist auf einmal ganz blau.“

Ich sah hin. „Nein, sie ist nicht blau. Die Decke ist weiss, Wassja.“ Aber ihm schien sie blau.

Sein Bett Nachbar sagte zu ihm: „Na, Fedossenko, wenn du am Leben bleibst, dann musst du deine Frau aber auf Händen tragen.“

„Das werde ich auch“, stimmte er zu.

Ich weiss nicht, wahrscheinlich spürte er, dass er stirbt, denn er nahm meine Hände, zog mich zu sich und küsste mich. Wie zum letzten Mal.

„Ljubotschka, das tut mir so leid, alle feiern Silvester, und wir beide ... Aber sei nicht traurig, wir haben alles noch vor uns ...“

Als er nur noch ein paar Stunden zu leben hatte, passierte ihm ein Malheur, sein Bettzeug musste gewechselt werden... Ich wechselte das Laken, verband sein Bein, und dann musste ich ihn hochziehen aufs Kissen, er war ja ein Mann, er war schwer; ich beuge mich also ganz tief runter zu ihm, und plötzlich spüre ich: Es ist zu Ende, noch ein, zwei Minuten, und er ist nicht mehr da ... Ich wäre am liebsten selbst gestorben ... Aber ich trug unser Kind unterm Herzen, und nur das hielt mich zurück. Irgendwie überstand ich diese Tage ... Ich begrub meinen Mann am ersten Januar, und acht- unddreissig Tage später wurde unser Sohn geboren, er ist Jahrgang vierundvierzig, hat selber schon Kinder. Mein Mann hiess Wassili, mein Sohn heisst Wassili Wassiljewitsch, und mein Enkel heisst auch Wass ja... Wassiljok...»

Ljubow Fominitschna Fedossenko
Soldatin, Sanitäterin

«Wir sahen die ganze Zeit dem Tod ins Auge ...

Es waren so viele Verwundete, und sie taten einem alle so leid, wenn man sah, man ist machtlos, der Mensch stirbt... Und du kannst nichts tun ... Ein junger, schöner Mann stirbt... Dann wollte man ihn wenigstens küssen. Irgendetwas Weibliches für ihn tun, wenn man ihm als Ärztin schon nicht helfen konnte. Ihn anlächeln...

Viele Jahre nach dem Krieg gestand mir ein Mann, dass er sich an mein Lächeln erinnert. Für mich war er ein ganz normaler Verwundeter gewesen, ich erinnerte mich nicht einmal an ihn. Er sagte, dieses Lächeln habe ihn ins Leben zurückgeholt, sozusagen aus dem Jenseits ... Ein Frauenlächeln ...»

Vera Wladimirowna Schewaldyschewa
Oberleutnant, Chirurgin

«Wir trafen an der Ersten Weissrussischen Front ein ... Siebenundzwanzig Mädchen. Die Männer bewunderten uns: ‚Keine Wäscherinnen, keine Telefonistinnen, nein, Scharfschützinnen. Solche Mädchen sehen wir zum ersten Mal. Was für Mädchen!‘ Der Stabsfeldwebel dichtete Verse für uns. Darin hiess es ungefähr, die Mädchen sollten rührend sein wie Mairosen und dass der Krieg ihre Seelen nicht beschädigen dürfe.

Als wir an die Front gingen, schworen wir uns alle: Keine Liebesgeschichten. Das kommt alles, wenn wir heil bleiben, nach dem Krieg. Vor dem Krieg aber hatten wir noch nicht einmal geküsst. Wir waren in diesen Dingen strenger als die jungen Leute heute. Sich küssen, das hiess für uns – Liebe fürs ganze Leben. Doch die Liebe war quasi verboten (wenn die Führung davon erfuhr, wurde in der Regel einer der beiden in eine andere Einheit versetzt, das Paar wurde einfach getrennt), doch wir hüteten und schützten sie.

Ich glaube, wenn ich mich im Krieg nicht verliebt hätte, hätte ich nicht überlebt. Oder zwar überlebt, aber mit einer anderen Seele.

Die Liebe war eine Rettung. Mich hat sie gerettet ...»

Sofja Kriegel
Feldweibel, Scharfschützin

«Sie fragen nach der Liebe? Ich habe keine Angst, die Wahrheit zu sagen... Ich war eine FF, eine sogenannte Feldfrau. Die Kriegsfrau. Die Zweitfrau. Die Aussereheliche.

Der erste Bataillonskommandeur...

Ich habe ihn nicht geliebt. Er war ein guter Mensch, aber geliebt habe ich ihn nicht. Nach ein paar Monaten ging ich zu ihm in den Unterstand. Was blieb mir übrig? Ringsum nur Männer, also lieber mit einem Zusammenleben, als vor allen Angst haben. Während des Gefechts war es nicht so schlimm wie danach, in Kampfpausen oder wenn wir umgegliedert wurden. Wenn geschossen wurde, auf dem Schlachtfeld, da riefen sie: ‚Schwester! Schwesterchen!‘, aber nach dem Gefecht lauerten sie einem dauernd auf. Nachts traute man sich gar nicht aus dem Unterstand ... Haben die anderen Mädchen Ihnen davon erzählt oder nicht? Sie haben sich geniert, nehme ich an... Und geschwiegen. Aus Stolz! Aber es war so. Keiner wollte sterben... Sterben ist schlimm, wenn man noch so jung ist... Na ja, und für die Männer war es schwer, vier Jahre ohne Frauen ... Bei unserer Armee gab es keine Bordelle, und die Soldaten bekamen auch keine Tabletten. Woanders hat man sich vielleicht darum gekümmert. Bei uns nicht... Nur die Kommandeure konnten sich manches erlauben, die einfachen Soldaten nicht. So etwas wurde geahndet. Aber das wird verschwiegen... Ich zum Beispiel war die einzige Frau im Bataillon, ich lebte im Gemeinschaftsunterstand. Zusammen mit den Männern. Sie hatten mir einen Extraplatz abgeteilt, aber was heisst das schon, wenn die ganze Hütte nur sechs Meter misst. Nachts wachte ich auf, weil ich mit den Armen fuchtelte – ich schlug in Gesichter, auf Hände, immer wieder. Als ich verwundet wurde und

im Lazarett lag, schlug ich auch dort um mich. Die Pflegerin weckte mich nachts: ‚Was hast du?‘ Wem kann man so etwas schon erzählen?

Der erste Bataillonskommandeur wurde von einem Minensplitter getötet.

Der zweite Bataillonskommandeur...

Ihn habe ich geliebt. Ich ging mit ihm ins Gefecht, nur, um bei ihm zu sein. Ich habe ihn geliebt, obwohl er eine Frau hatte, die er liebte, und zwei Kinder. Er zeigte mir Fotos von ihnen. Und ich wusste: Nach dem Krieg geht er zu ihnen zurück. Nach Kaluga. Na und? Wir hatten so glückliche Momente! Wir haben ein solches Glück erlebt! Wenn wir zum Beispiel zurückkamen ... Aus einer schrecklichen Schlacht... Und noch lebten ... So etwas wird er mit niemandem mehr erleben. Nicht erleben können. Ich wusste... Ich wusste, ohne mich würde er nicht glücklich sein. Würde es nicht können...

Gegen Kriegsende wurde ich schwanger. Ich hatte es mir so gewünscht... Aber ich habe unsere Tochter allein grossgezogen, er hat mich nicht unterstützt. Keinen Finger hat er krumm gemacht. Kein einziges Geschenk, kein Brief. Keine Karte. Als der Krieg aus war, war auch die Liebe aus. Wie ein Lied ... Er fuhr zu seiner rechtmässigen Ehefrau und seinen Kindern. Zur Erinnerung überliess er mir ein Foto... Ich wollte nicht, dass der Krieg zu Ende geht... Ich scheue mich, das einzugestehen ... Ich wollte es nicht... Ich war verrückt. Ich wusste, mit dem Krieg würde auch die Liebe enden ... Seine Liebe ... Trotzdem bin ich ihm dankbar für die Gefühle, die er mir geschenkt hat, die ich mit ihm kennengelernt habe. Ich habe ihn mein Leben lang geliebt, ich habe dieses Gefühl über Jahre bewahrt. Ich habe keinen Grund zu lügen. Ja, durchs ganze Leben! Ich bedaure nichts...

Meine Tochter macht mir Vorwürfe: ‚Mama, wofür liebst du ihn?‘ Aber ich liebe ihn eben ... Vor Kurzem habe ich erfahren, dass er gestorben ist. Ich habe viel geweint... Ich habe mich deswegen sogar mit meiner Tochter gestritten: ‚Warum weinst du? Er ist doch

für dich schon lange tot.' Sie versteht mich nicht, aber ich bin nun mal so. Ich liebe ihn noch immer.

Der Krieg, das war meine beste Zeit, weil ich dort geliebt habe. Weil ich glücklich war.

Aber schreiben Sie bitte meinen Namen nicht. Wegen meiner Tochter...»

Sofja K-itsch
Sanitätsinstrukteurin

«Woran erinnere ich mich? Im Krieg...

Ich kam in die Einheit... An die vorderste Linie... Der Kommandeur begrüßte mich mit den Worten: ‚Nehmen Sie bitte mal die Mütze ab.‘ Ich wunderte mich ... Nahm die Mütze ab ... Im Wehrkomitee hatte man uns einen Jungenhaarschnitt verpasst, aber dann das Ausbildungslager und der Weg an die Front – inzwischen waren meine Haare ein wenig nachgewachsen. Sie ringelten sich schon wieder, ich habe Locken. So kleine Schäfchenlößchen ... Heute ahnt man das nicht mehr... Er schaute mich lange an. ‚Ich habe seit zwei Jahren keine Frau mehr gesehen. Wenigstens ansehen...‘

Nach dem Krieg...

Ich lebte in einer Gemeinschaftswohnung. Die Nachbarinnen waren verheiratet, sie beleidigten mich. Sie schimpften: ‚Na, erzähl mal, du Schlampe, wie du da mit unseren Männern ...‘ Sie kippten mir Essig in meinen Topf mit Kartoffeln. Löffelweise Salz... Und lachten zufrieden ...

Als mein Kommandeur demobilisiert wurde, kam er zu mir. Wir heirateten. Doch nach einem Jahr ging er zu einer anderen Frau, sie leitete unsere Betriebskantine. ‚Sie duftet nach Parfüm, du dagegen riechst nach Stiefeln und Fusslappens

Nach dem Krieg war er ein ganz anderer Mensch als im Krieg. Im Krieg sind die Männer anders. Ohne Frauen sind sie anders ... Ohne Frauen und im Angesicht des Todes ... Der Kugeln...»

Jekaterina Nikititschna Sannikowa
Unterfeldwebel, Schützin

Von der sonderbaren Stille vor dem Himmel und einem verlorenen Ring

«Ich ging als neunzehnjähriges Mädchen aus Kasan an die Front.

Nach einem halben Jahr schrieb ich meiner Mutter, dass man mich auf fünfundzwanzig bis siebenundzwanzig schätzte. Jeden Tag in Angst, in Schrecken. Wenn ein Splitter angefliegen kommt, hast du das Gefühl, dir wird die Haut abgezogen. Und dauernd sterben Menschen. Sterben jeden Tag, jede Stunde. Ja, scheinbar jede Minute. Die Laken reichten nicht zum Zudecken. Die Verwundeten lagen in Unterwäsche da. In den Krankenzimmern herrschte eine schreckliche Stille. Solche Stille habe ich sonst nirgends erlebt. Wenn der Mensch stirbt, blickt er immer nach oben, nie sieht er zur Seite oder dich an, wenn du bei ihm bist. Nur nach oben ... Zur Decke ... Aber so, als schaue er zum Himmel...

Ich sagte mir, in dieser Hölle könnte ich kein Wort von Liebe hören. Ich würde es nicht glauben. Der Krieg dauerte so viele Jahre, aber ich kann mich nicht erinnern, je ein Lied gehört zu haben. Nicht mal das berühmte Lied vom Unterstand. Kein einziges ... Ich erinnere mich nur, als ich von zu Hause wegging an die Front, da blühten die Kirschbäume bei uns im Garten. Ich drehte mich mehrmals um: Vielleicht sehe ich zum letzten Mal die Kirschbäume blühen? Später habe ich unterwegs bestimmt auch Gärten gesehen. Sie blühten ja auch im Krieg. Aber ich erinnere mich nicht daran... In der Schule habe ich so viel gelacht, aber im Krieg habe ich nie gelächelt. Wenn ich sah, dass ein Mädchen sich die Brauen auszupfte oder sich die Lippen anmalte, war ich empört. Ich war entschieden dagegen: Wie kann sie nur, wie kann sie in dieser Zeit jemandem gefallen wollen?

Überall Verwundete, überall Stöhnen... Die Gesichter von Toten sind eigenartig gelbgrün. Wie kann man da an Freude denken? An

sein Glück? Ich wollte die Liebe nicht damit verbinden. Mit alldem ... Mir schien, hier in dieser Umgebung würde die Liebe sofort sterben. Was sollte das für eine Liebe sein, ohne Feste, ohne Schönheit? Nach dem Krieg, da kommt das schöne Leben. Und die Liebe. Aber hier... Hier nicht. Wenn ich sterbe, dann muss der, der mich liebt, nur leiden. Das tut mir so leid. So empfand ich ...

Mein jetziger Mann, der bemühte sich dort um mich, wir haben uns an der Front kennengelernt. Aber ich wollte nichts davon hören: ‚Nein, nein, wenn der Krieg aus ist, dann können wir darüber reden.‘ Ich werde nie vergessen, wie er einmal vom Gefecht zurückkam und mich bat: ‚Hast du nicht eine hübsche Bluse da? Zieh sie doch mal an. Ich will sehen, wie du in einer Frauenbluse aussiehst.‘ Aber ich hatte nichts dergleichen, nur meine Feldbluse.

Auch zu meiner Freundin, sie hat an der Front geheiratet, habe ich gesagt: ‚Er hat dir nie Blumen geschenkt. Sich nicht um dich bemüht. Und nun gleich heiraten. Ist das etwa Liebe?‘ Ich konnte ihre Gefühle nicht gutheissen ...

Dann war der Krieg vorbei. Wir sahen uns an und konnten nicht glauben, dass der Krieg aus war und wir noch am Leben waren. Jetzt würden wir anfangen zu leben ... Würden lieben ... Aber wir hatten alles vergessen, konnten es nicht mehr. Ich kam nach Hause und ging mit meiner Mutter in ein Schneideratelier, mir ein Kleid nähen lassen. Als ich dran war, wurde ich gefragt: ‚Was für einen Schnitt wünschen Sie?‘

‚Ich weiss nicht ...‘

‚Wie, Sie kommen ins Atelier und wissen nicht, was für ein Kleid Sie wollen?‘

‚Ich weiss nicht.‘

Ich hatte fünf Jahre kein Kleid gesehen. Ich hatte keine Ahnung mehr von Kleidern. Abnäher, Ausschnitt... Tiefe Taille, hohe Taille ... Das war mir völlig fremd. Ich kaufte mir Absatzschuhe, lief damit im Zimmer herum und zog sie wieder aus. Ich stellte sie

in die Ecke und dachte: Ich werde es nie lernen, darin zu laufen ...»

Maria Seliwestrowna Boshok

Krankenschwester

«Ich möchte mich erinnern... Ich will sagen, dass ich ein unheimlich schönes Gefühl aus dem Krieg mitgebracht habe. Ja, es lässt sich einfach nicht in Worte fassen, mit welcher Freude und Bewunderung die Männer uns behandelten. Ich lebte mit ihnen zusammen in einem Unterstand, schlief mit ihnen auf einem Hängeboden, erfüllte mit ihnen zusammen Partisanenaufträge, und wenn ich so fror, dass ich das Gefühl hatte, meine Milz fror ein, wenn mir die Zunge im Mund anfror und ich merkte, noch ein bisschen, und ich dachte, ich werde bewusstlos, dann bat ich: ‚Mischa, knöpf den Pelz auf, wärme mich.‘ Er wärmte mich, fragte: ‚Na, besser?‘ – ‚Besser.‘

So etwas habe ich später nie wieder erlebt. Aber an Privates konnten wir nicht denken, solange die Heimat in Gefahr war.»

«Aber.es gab Liebe?»

«Ja, es gab Liebe. So etwas habe ich gesehen... Aber entschuldigen Sie, vielleicht bin ich ja im Unrecht und das ist nicht ganz normal, aber ich habe diese Leute im Innern verurteilt. Ich fand, es sei nicht die Zeit für Liebe. Überall war Böses. Hass. Ich glaube, so dachte nicht nur ich, so dachten viele. Meine Freundinnen dachten alle so ...»

«Wie waren Sie vor dem Krieg?»

«Ich habe gern gesungen. Und gelacht. Ich wollte zu den Fliegern. Da dachte ich doch nicht an Liebe! Sie war für mich nicht das Wichtigste im Leben. Das Wichtigste war die Heimat. Wir sind anders, nicht so wie ihr. Wir haben geglaubt...»

Jelena Viktorowna Klenowskaja

Partisanin

«Im Lazarett... Sie waren alle glücklich. Sie waren glücklich, weil sie noch lebten. Ein zwanzigjähriger Leutnant war traurig, weil ihm ein Bein fehlte. Aber damals, bei all dem Kummer ringsum, kam einem auch das vor wie Glück – er lebte; dass ihm ein Bein fehlte, war halb so schlimm. Hauptsache, er war am Leben. Er würde lieben, eine Frau haben, alles. Heute, da ist es schlimm, ein Bein zu verlieren, aber damals, da sind sie auf einem Bein alle munter herumgesprungen, haben geraucht und gelacht. Sie sind Helden und überhaupt! Was denken Sie!»

«Haben Sie sich dort verliebt?»

«Natürlich, wir waren doch so jung. Immer, wenn neue Verwundete ankamen, haben wir uns sofort in einen davon verliebt. Meine Freundin verliebte sich in einen Oberleutnant, er war voller Wunden. Sie zeigte ihn mir – da liegt er. Na, ich beschloss natürlich, mich auch in ihn zu verlieben. Als er weggebracht wurde, bat er mich um ein Foto. Ich besass ein Foto, wir hatten uns auf der Bahnstation mal fotografieren lassen. Ich holte es, um es ihm zu geben, aber dann dachte ich: Vielleicht ist es ja gar keine Liebe, und ich schenke ihm einfach ein Foto? Er wurde schon fortgetragen, ich streckte ihm die Hand hin, ich hielt das Foto in der Faust, aber ich konnte mich nicht entschliessen, es ihm zu geben. Das war die ganze Liebe ...

Dann kam Pawlik, ein Leutnant. Er hatte heftige Schmerzen, und ich legte ihm eine Tafel Schokolade unters Kopfkissen. Als wir uns wiedertrafen, das war schon nach dem Krieg, nach zwanzig Jahren, da bedankte er sich bei meiner Freundin Lilja Drosdowa für die Schokolade. Lilja sagte: ‚Was für eine Schokolade?‘ Da gestand ich, dass ich das gewesen war. Und er küsste mich. Nach zwanzig Jahren hat er mich geküsst...»

Swetlana Nikolajewna Ljubitsch
Sanitätshelferin

«Einmal nach einem Konzert... In einem grossen Evakuierungslazarett... Da kam der Chefarzt zu mir und sagte: ‚Wir haben hier in einem Einzelzimmer einen schwer verwundeten Panzersoldaten liegen. Er reagiert kaum, vielleicht hilft ihm Ihr Gesangs Ich ging in das Krankenzimmer. Solange ich lebe, werde ich diesen Mann nicht vergessen, der wie durch ein Wunder aus einem brennenden Panzer herausgekommen und von Kopf bis Fuss verbrannt war. Steif ausgestreckt lag er auf dem Bett, das Gesicht ganz schwarz, ohne Augen. Es schnürte mir die Kehle zusammen, ich brauchte eine Weile, bis ich mich wieder in der Gewalt hatte. Dann begann ich leise zu singen ... Ich bemerkte, dass sich im Gesicht des Verwundeten etwas regte ... Er flüsterte etwas. Ich beugte mich zu ihm hinunter und hörte ihn sagen: ‚Singen Sie noch etwas .. .‘ Ich sang weiter und weiter, mein ganzes Repertoire, bis der Chefarzt sagte: ‚Ich glaube, er ist eingeschlafen ...‘»

Lilija Alexandrouma
Schauspielerin

«Unser Bataillonskommandeur und die Krankenschwester Ljuba Silina ... Sie haben sich so geliebt! So sehr! Das sahen alle. Wenn er ins Gefecht ging, wollte sie immer mit. Sie sagte, sie würde es sich nicht verzeihen, wenn er nicht vor ihren Augen fiel, wenn sie seinen Tod, seine letzte Minute nicht miterleben würde. ‚Am besten‘, wünschte sie sich, ‚wir werden zusammen getötet. Von derselben Granate getroffen‘. Sie wollten zusammen sterben oder zusammen überleben. Unsere Liebe unterschied nicht zwischen gestern und heute, sie kannte nur ein Heute. Jeder wusste: Ich liebe jetzt, im nächsten Augenblick kann der andere schon nicht mehr sein. Im Krieg herrscht eine andere Zeit. Die Zeit fliesst anders ...

Bei einem Gefecht wurde der Bataillonskommandeur schwer verwundet, Ljuba aber hatte nur einen leichten Streifschuss abbekommen. Er wurde ins Hinterland geschickt, sie blieb. Sie war

schon schwanger, und er hatte ihr einen Brief gegeben: ‚Fahr zu meinen Eltern. Egal, was mit mir passiert – du bist meine Frau. Und das Kind ist unser Sohn oder unsere Tochter.‘

Später schrieb mir Ljuba: Seine Eltern nahmen sie mit dem Kind nicht auf, sie warfen sie raus. Der Bataillonskommandeur war gestorben.

Ich beneidete sie trotzdem. Trotz allem war sie glücklich gewesen ...

Im Krieg geschieht alles schneller: Leben und Tod. Es ist eine andere Zeitrechnung. In wenigen Jahren haben wir ein ganzes Leben gelebt. Alle Gefühle durchlebt...»

Nina Leonidowna Michail
Feldweibel, Krankenschwester

«Tag des Sieges...

Wir versammelten uns zu unserem traditionellen Treffen. Ich komme aus dem Hotel, da sagen die Mädchen zu mir: ‚Wo warst du denn, Lilja? Wir haben so geweint.‘

Sie erzählen, ein Mann habe sie angesprochen, ein Kasache: ‚Woher seid ihr, Mädchen? Aus welchem Lazarett?‘

‚Wen suchen Sie denn?‘

‚Ich komme jedes Jahr her und suche eine Schwester. Sie hat mir das Leben gerettet. Ich habe sie geliebt. Ich will sie wiederfinden.‘

Meine Mädchen haben gelacht: ‚Na, die Schwester, die du suchst, die ist inzwischen eine alte Oma.‘

‚Nein ...‘

‚Du hast doch bestimmt schon eine Frau? Und Kinder?‘

‚Ich habe Enkel, Kinder und eine Frau. Aber meine Seele habe ich verloren. Ich habe keine Seele mehr ...‘

Das erzählten mir die Mädchen, und dann überlegten wir: Vielleicht war das mein Kasache?

Eines Tages wurde ein junger Kasache eingeliefert. Ein ganz

junger Kerl, ein halbes Kind. Wir operierten ihn. Er hatte sieben oder acht Risse im Darm. Er galt als hoffnungslos. Und er lag so teilnahmslos da, dass er mir sofort auffiel. In jeder freien Minute lief ich zu ihm: ‚Na, wie geht’s?‘ Ich hab’ ihm eigenhändig Spritzen gegeben und Fieber gemessen, und langsam rappelte er sich auf. Kam wieder zu Kräften. Wir behielten die Verwundeten nicht lange bei uns, wir waren ja direkt an der Front. Wir leisteten erste Nothilfe, entrissen sie dem Tod, dann schickten wir sie weiter. Eines Tages sollte auch er mit einem Transport wegfahren.

Er lag auf der Trage, und mir wurde ausgerichtet, dass er nach mir fragte.

‚Schwester, komm mal her.‘

‚Was ist? Was willst du? Es ist alles gut. Du wirst ins Hinterland geschickt. Alles wird gut. Du kannst sicher sein, du wirst leben.‘

Er bat: ‚Ich habe eine grosse Bitte, meine Eltern haben nur mich. Du hast mich gerettet.‘ Und er gibt mir einen Ring, einen winzig kleinen Ring.

Ich trug keine Ringe, ich mochte keine. Ich lehnte ab: ‚Ich kann nicht. Ich kann nicht.‘

Er bettelte. Die Verwundeten unterstützten ihn.

‚Nun nimm ihn schon, er meint es doch von Herzen.‘

‚Ich hab’ doch nur meine Pflicht getan, versteht ihr?‘

Schliesslich überredeten sie mich. Allerdings verlor ich den Ring später. Er war mir zu gross, und als ich mal im Auto eingeschlafen war, rutschte er mir bei der holprigen Fahrt vom Finger. Das hat mir sehr leidgetan.»

«Haben Sie den Mann wiedergefunden?»

«Nein, wir sind uns nicht begegnet. Wer weiss – vielleicht war er das ja? Die Mädchen und ich haben den ganzen Tag vergebens nach ihm gesucht‘

Sechsvierzig kam ich zurück nach Hause. Sie fragten mich: ‚Wirst du Uniform tragen oder Zivil?‘ – ‚Natürlich Uniform! Ich

denke gar nicht daran, sie auszuziehen.’ Am Abend ging ich zum Tanz ins Haus der Offiziere. Und jetzt werden Sie gleich hören, wie Mädchen in Uniform behandelt wurden.

Ich gab Stiefel und Uniformmantel an der Garderobe ab und zog Kleid und Schuhe an.

Ein Offizier forderte mich zum Tanz auf.

„Sie sind bestimmt nicht von hier“, sagte er. „So ein kultiviertes Mädchen.“

Er wich den ganzen Abend nicht von meiner Seite. Liess mich nicht los. Als der Tanz aus war, sagte er: „Geben Sie mir Ihre Garderobenmarken

Er ging vor. In der Garderobe gab man ihm die Stiefel und den Uniformmantel.

„Das gehört mir nicht ...“

Ich trat dazu.

„Nein, das gehört mir.“

„Aber Sie haben mir gar nicht gesagt, dass Sie an der Front waren“.

„Haben Sie mich denn danach gefragt?“

Er war verwirrt. Wagte nicht, mich anzusehen. Dabei war er selber gerade erst aus dem Krieg heimgekehrt.

„Warum wundert Sie das so?“

„Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Sie bei der Armee waren. Ein Frontmädchen, verstehen Sie ...“

„Sie wundern sich, dass ich allein bin, ja? Ohne Mann und nicht schwanger?“

Ich liess mich nicht von ihm nach Hause bringen.

Ich war immer stolz darauf, dass ich an der Front war. Dass ich die Heimat verteidigt habe...»

Lilija Michailouma Butko
Chirurgie-Schwester

«Mein erster Kuss...

Unterleutnant Nikolai Belochwostik... Ich dachte... Ich war überzeugt: Keiner in der Kompanie ahnt, dass ich in ihn verliebt bin. Bis über beide Ohren. Auch er selber nicht. Meine erste Liebe ...

Wir begruben ihn... Er lag auf einer Zeltplane, er war gerade erst getötet worden. Wir mussten uns beeilen. Die Deutschen schlossen uns ein. Bombardierten uns. Wir fanden einen Baum... Eine alte Birke, ein Stück abseits vom Weg. Ich bemühte mich, sie mir einzuprägen, um den Platz später wiederzufinden. Ihn nicht zu verlieren. Nein... Nicht... Ich wollte noch etwas sagen ... Ich hab's vergessen. Ich bin aufgeregt. Sehr aufgeregt...

Wir nahmen Abschied. Sie sagten zu mir: ‚Du zuerst!‘ Ich begriff... Alle wussten von meiner heimlichen Liebe. Vielleicht auch er. Da lag er nun... Aber er war nicht mehr... Trotzdem freute ich mich, dass er es vielleicht auch gewusst hatte. Und dass ich ihm auch gefiel. Mir fiel ein, wie er mir zu Neujahr eine Tafel deutsche Schokolade geschenkt hatte ...

Ich trat zu ihm und küsste ihn. Ich hatte noch nie einen Mann geküsst, den ich liebte. Er war der Erste ...»

Ljubow Michailowna Grosd
Sanitätsinstrukteurin

Von der Einsamkeit der Kugel und des Menschen

«Meine Geschichte ist ein Einzelfall... Die erzähle ich niemandem ... Was kann ich da schon erklären? Ich habe mein Schicksal selbst noch nicht entschlüsselt... Ich habe angefangen, an Gott zu glauben. Gebete erklären mir zwar nichts, aber sie trösten mich. Ich bete mit meinen eigenen Worten...

Ich erinnere mich an einen Ausspruch meiner Mutter. Sie sagte

immer: ‚Die Kugel ist dumm und das Schicksal böse.‘ Ihr Lieblingsausspruch für jedes Unglück. Die Kugel ist allein und der Mensch ist allein. Die Kugel fliegt, wohin sie will, und das Schicksal schleudert den Menschen, wohin es will. Hierhin und dorthin, hierhin und dorthin. Der Mensch ist eine Feder, eine Spatzenfeder. Er weiss nie, was die Zukunft bringt. Das ist uns nicht gegeben. Eine Zigeunerin hat mir geweissagt, als wir aus dem Krieg heimkehrten. Auf einer Bahnstation unterwegs ... Sie kam zu mir. Versprach mir eine grosse Liebe... Ich besass eine Uhr, die hab' ich ihr gegeben, für die grosse Liebe ... Ich habe ihr geglaubt...

Und heute kann ich nicht genug weinen über diese Liebe ...

Ich war fröhlich in den Krieg gezogen. Auf Komsomolzenart. Zusammen mit allen anderen. Ich absolvierte eine Scharfschützenausbildung. Ich hätte auch zu den Nachrichtentruppen gehen können, das ist ein nützlicher Beruf – für den Krieg und für den Frieden. Ein weiblicher Beruf. Aber es hiess, wir müssen schiessen, also lernte ich schiessen. Ich schoss gut. Ich habe zwei Ruhmesorden und vier Medaillen bekommen. In drei Jahren Krieg.

Heute kann ich das selbst nicht mehr glauben. Meine Hände zittern. Ich kriege keinen Faden mehr durchs Nadelöhr ...

Sie riefen uns zu: Sieg! Verkündeten: Sieg! Ich erinnere mich, mein erstes Gefühl war Freude. Und gleich darauf, im selben Moment – Angst! Panik! Panik! Wie weiterleben? Mein Vater ist bei Stalingrad gefallen. Meine beiden älteren Brüder sind zu Kriegsbeginn verschollen. Ich war allein mit meiner Mutter. Zwei Frauen. Was sollten wir tun? Das beschäftigte uns Mädchen sehr... Wir versammelten uns abends im Unterstand und schwiegen. Jede dachte an die Zukunft. Daran, dass unser Leben jetzt erst anfang... Das richtige Leben... Wir fühlten Freude und Angst. Früher hatten wir Angst vorm Tod, nun vor dem Leben. Diese Angst war genauso gross. Das bekenne ich ... Aufrichtig...

Würden wir heiraten oder nicht? Aus Liebe oder ohne Liebe? Wir zupften Blütenblätter aus ... Warfen Blumenkränze in den Fluss, gossen Orakel aus Kerzenwachs ... Ich weiss noch, in einem Dorf sagte man uns, da wohne eine Hexe. Wir liefen alle zu ihr, sogar unser Kommandeur. Und die Mädchen sowieso alle. Sie las die Zukunft aus Wasser ... Aus der Hand ... Ein andermal zogen wir bei einem Leierkastenmann Lose. Glückslose ...

Wie wurden wir in der Heimat empfangen? Das kann ich nicht ohne Tränen... Das ist jetzt vierzig Jahre her, aber mir brennen noch heute die Wangen. Die Männer schwiegen, aber die Frauen... Sie schrien uns an: ‚Wir wissen genau, was ihr dort gemacht habt! Ihr habt dort mit unseren Männern geschlafen. Frontschlampen! Soldatenflittchen ...‘ Sie beleidigten uns auf jede mögliche Art...

Einmal brachte mich ein junger Mann vom Tanz nach Hause, und plötzlich wurde mir schlecht, mein Herz machte schlapp. Mitten auf dem Weg setzte ich mich in eine Schneewehe. ‚Was ist mit dir?‘ – ‚Ach, nichts weiter. Zu viel getanzt.‘ Aber das war der Krieg. Meine beiden Verwundungen, eine davon schwer – die Kugel ging knapp am Herzen vorbei. Der Zufall hat mich gerettet. Ich habe mich genau in dem Moment ein Stück zur Seite bewegt. Ein paar Zentimeter... Zufall... Und meine Mutter hat für mich gebetet... Ich wollte gern schwach sein und zierlich, aber von den Stiefeln waren meine Füsse grob und breit geworden – Schuhgrösse vierzig. Es war ungewohnt, umarmt zu werden. Ich war gewöhnt, für mich selbst verantwortlich zu sein. Ich sehnte mich nach zärtlichen Worten ... Aber ich verstand sie nicht, sie kamen bei mir nicht an. An der Front, unter lauter Männern, herrschten deftige russische Flüche. Meine Freundin, sie war nicht im Krieg, sie arbeitete in der Bibliothek, riet mir: ‚Lies Gedichte. Lies Jessenin.‘

Heiraten... Ich habe schnell geheiratet. Nach einem Jahr. Einen Ingenieur aus unserem Betrieb. Seine Mutter wusste nicht, dass ich

an der Front war, das hielten wir vor ihr geheim. Ich träumte von Liebe. Von der grossen Liebe. Aber noch mehr wünschte ich mir Zärtlichkeit, zärtliche Worte. Ein Zuhause und eine Familie. Dass es im Haus nach Windeln roch. An den ersten Windeln habe ich dauernd gerochen, ich konnte mich daran gar nicht satt riechen. Der Geruch von Glück. Von Frauenglück. Drei Jahre hatte ich nur Fusslappen gerochen. Kunstlederstiefel. Im Krieg gibt es keine weiblichen Gerüche. Nur männliche. Der Krieg riecht männlich.

Ich habe zwei Kinder... Einen Jungen und ein Mädchen. Zuerst kam der Junge. Ein guter, kluger Junge. Er hat studiert, ist Architekt. Aber das Mädchen ... Mein Mädchen ... Sie lernte erst mit fünf laufen, ihr erstes Wort, ‚Mama‘, sagte sie mit sieben. Sie sagt noch heute nicht richtig ‚Mama‘, nur ‚Mumo‘, nicht ‚Papa‘, sondern ‚Puppo‘. Sie... Ich denke noch immer, das ist gar nicht wahr ... Ein Irrtum... Sie ist im Irrenhaus ... Seit vierzig Jahren... Ich gehe sie jeden Tag besuchen, wenn ich nicht krank bin, wenn ich es bis zum Bus schaffe. Meine Sünde ... Mein Mädchen ...

Jeden ersten September kaufe ich ihr eine neue Fibel. Mit Bildern. ‚Kauf mir eine Fi-i-i-bel. Ich geh in Schu-u-ule.‘ Ich kaufe sie ihr. Tagelang lesen wir in der Fibel. Manchmal, wenn ich von ihr nach Hause komme, denke ich, ich habe das Lesen und Schreiben verlernt. Das Sprechen. Und ich brauche das alles nicht.

Ich bin bestraft... Wofür? Vielleicht dafür, dass ich getötet habe? Manchmal denke ich das ... Alter, das ist, wenn man viel Zeit hat, mehr als früher. Ich grüble und grüble. Ich trage meine Sünde. Jeden Morgen liege ich auf den Knien, schaue aus dem Fenster. Und bitte Gott... Für alle bitte ich. Meinem Mann bin ich nicht mehr böse. Ich habe ihm verziehen. Als die Tochter geboren war ... Er schaute sie an ... Er blieb noch eine Weile bei uns und ging fort. Er verliess uns mit Vorwürfen: ‚Zieht eine normale Frau etwa in den Krieg? Lernt schiessen? Darum kannst du auch kein normales Kind zur Welt bringens Ich bete für ihn ...

Und wenn er recht hat?

Ich habe die Heimat mehr als alles auf der Welt geliebt. Geliebt... Wem kann ich das heute noch erzählen? Meinem Mädchen. Ich erzähle ihr vom Krieg, und sie denkt, ich erzähle ihr Märchen. Kindermärchen. Schaurige Kindermärchen...

Schreiben Sie nicht, wie ich heisse. Bitte ...»

Klawdija S-wa
Scharfschützin

«Von winzigen Kartoffeln...»

Es gab noch einen anderen Krieg – den Untergrund und den Partisanenkampf. Das war ein gigantischer Raum der Einsamkeit. Denn dieser Krieg verlangte vom Menschen doppelt Unmenschliches: nicht nur, selbst zu sterben, sondern auch, andere zu opfern – die eigene Mutter, das eigene Kind, seine ganze Familie, sein ganzes Dorf... Mut blieb dort ebenso wie Verrat häufig ohne Zeugen. Dieser Krieg kannte keine Feuerpause, keine Gesetze, keinen Anfang und kein Ende. Hier kämpften nicht Armeen – Fronten, Divisionen, Bataillone –, sondern das Volk – Partisanen und Untergrundkämpfer, und zwar jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick. Tolstoi nannte dieses vielgestaltige Aufbegehren den «Knüppel des Volkszorns» und «verborgene Wärme des Patriotismus», und Hitler beklagte sich bei seinen Generälen: «Russland hält sich nicht an die Regeln der Kriegsführung.»

Ich erinnere mich, dass in weissrussischen Dörfern am Tag des Sieges nicht gefeiert wird, sondern geweint. Viele weinen. Trauern. «Es war so schrecklich... Ich habe alle meine Angehörigen begraben, ich habe im Krieg meine Seele begraben» (*W.G. Androssik*, Untergrundkämpferin). Wenn sie mir etwas erzählen, sprechen sie erst ganz leise, am Ende aber schreien sie fast.

«Jeder konnte sich entscheiden... Aber es kam vor, dass man nach seiner Entscheidung nicht mehr weiterleben konnte. Nicht mehr konnte! Ich bin Zeuge ... Der Kommandeur unserer Partisanenabteilung... Deri Namen möchte ich nicht nennen, seine Angehörigen leben noch, und ich will ihnen nicht wehtun ...

Unsere Verbindungsleute meldeten, dass die Gestapo seine Familie abgeholt hatte – seine Frau und seine beiden Mädchen. Überall hingen Bekanntmachungen mit einem Ultimatum: Unser Kommandeur soll aus dem Wald kommen und sich den Deutschen stellen, sonst wird seine Familie erschossen. Zwei Tage Bedenkzeit. Achtundvierzig Stunden ... Die Polizisten fuhrten rum und agitierten die Leute: Die roten Kommissare haben nicht einmal mit den eigenen Kindern Mitleid ... Der Kommandeur wollte sich stellen, wollte sich erschiessen. Sich aufhängen. Er fand keinen Ausweg... Wir nahmen Verbindung mit Moskau auf. Beriefen in der Partisanenabteilung eine Parteiversammlung ein. Es wurde der Beschluss gefasst: Nicht auf die deutsche Provokation eingehen! Als Kommunist fügte er sich der Parteidisziplin. Dem Statut. Als Kommunist...

Die zwei Tage waren vorbei. Die achtundvierzig Stunden. Wir schickten Aufklärer in die Stadt. Sie erfuhren: Die Familie des Kommandeurs war erschossen worden. Auch die kleinen Mädchen. Im nächsten Gefecht fiel der Kommandeur... Fiel irgendwie unerklärlich. Zufällig. Ich denke, er wollte sterben ... Ich muss immer noch weinen, wenn ich davon erzähle ...»

V. Korotajewa
Partisanin

Was hat uns der Sieg gekostet? Welchen Preis haben wir dafür gezahlt?! Das werden wir nie ganz erfahren... Die Opfer schweigen, die Zeugen sind verstummt. Oft bekomme ich zu hören: «Ich habe nur Tränen, keine Worte.»

Ich habe nicht die Kraft, mir alles anzuhören. Aber sie müssen reden...

Von einem Korb mit einer Mine und einem Plüschtier und Ikonentüchern

«Ich hatte einen Auftrag erfüllt... Ich konnte nicht mehr im Dorf bleiben, ich ging in die Partisanenabteilung. Ein paar Tage später wurde meine Mutter von der Gestapo abgeholt. Mein Bruder konnte noch weglaufen, aber meine Mutter wurde mitgenommen. Sie wurde gefoltert und verhört, wo ihre Tochter sei. Zwei Jahre war sie dort. Zwei Jahre lang nahmen die Faschisten sie und andere Frauen bei ihren Operationen mit... Sie hatten Angst vor Partisanenminen und liessen deshalb immer Zivilisten vorangehen – waren dort Minen, dann traten die Einheimischen darauf, und die deutschen Soldaten blieben unversehrt. Lebendige Schutzschilde ... Zwei Jahre lang nahmen sie meine Mutter mit...

Oft habe ich erlebt: Wir sitzen im Hinterhalt, und plötzlich sehen wir Frauen auf uns zukommen, hinter ihnen Deutsche. Sie kommen näher, und du siehst, deine Mutter ist dabei. Das Schlimmste ist das Warten – auf den Schiessbefehl des Kommandeurs. Alle warten voller Angst auf diesen Befehl. Dann flüstert einer: ‚Da ist meine Mutter‘, ein anderer: ‚Und da ist meine Schwesters und wieder ein anderer entdeckt sein Kind... Meine Mutter trug immer ein weisses Kopftuch. Sie war gross, sie war immer als Erste zu erkennen. Selbst wenn ich sie noch nicht entdeckt hatte, hiess es schon: ‚Da läuft deine Mutter ...‘ Wenn der Schiessbefehl kommt, schiesst du. Du weisst selbst nicht, wohin, du hast nur eins im Kopf: Nicht das weisse Kopftuch aus den Augen verlieren – lebt sie, ist sie hingefallen? Das weisse Kopftuch ... Alle rennen auseinander, fallen hin, und du weisst nicht, ob deine Mutter tot ist oder nicht. Zwei Tage oder länger laufe ich rum wie betäubt, bis die Verbindungsleute aus dem Dorf kommen und sagen, dass sie lebt. Dann kannst du auch wieder leben. Bis zum nächsten Mal. Ich glaube, heute würde ich

das nicht mehr aushalten... Aber ich habe sie gehasst, und dieser Hass hat mir geholfen. Noch heute gellt in meinen Ohren der Schrei eines Kindes, das in einen Brunnen geworfen wurde. Haben Sie einen solchen Schrei jemals gehört? Das Kind fällt und schreit, und der Schrei klingt, als käme er aus der Erde, aus dem Jenseits. Das klingt nicht wie ein Kind, nicht wie ein Mensch. Oder der Anblick eines jungen Burschen, der zersägt wurde... Zersägt wie ein Baumstamm... Ein Partisan von uns ... Danach, beim nächsten Auftrag, verlangt deine Seele nur eins: Sie töten, so viele wie möglich töten, sie auf die brutalste Weise vernichten. Wenn ich gefangene Faschisten sah, wäre ich jedem von ihnen am liebsten an die Gurgel gegangen. Hätte sie am liebsten erwürgt. Mit eigenen Händen erwürgt, ihnen die Gurgel durchgebissen. Ich hätte sie nicht erschossen, das wäre ein viel zu leichter Tod für sie gewesen. Nicht mit der Waffe, nicht mit dem Gewehr ...

Kurz vor ihrem Rückzug, das war schon dreiundvierzig, haben die Faschisten meine Mutter erschossen... Meine Mutter, die war so – sie hat uns selbst ihren Segen gegeben: ‚Geht nur, Kinder, ihr müsst leben. Das ist besser, als einfach so zu sterben, besser, ihr sterbt nicht einfach so.‘

Meine Mutter machte keine grossen Worte, sie fand einfache Frauenworte. Sie wünschte sich, wir sollten leben und lernen, vor allem lernen.

Die Frauen, die mit ihr in einer Zelle sassen, haben mir erzählt, dass sie jedes Mal, wenn sie geholt wurde, bat: ‚Ach, Frauen, ich weine nur um eins: Wenn ich sterbe, helft meinen Kindern!‘

Nach dem Krieg nahm eine der Frauen mich bei sich auf, in ihre Familie, obwohl sie zwei kleine Kinder hatte. Unsere Hütte hatten die Faschisten niedergebrannt, mein jüngerer Bruder war bei den Partisanen umgekommen, meine Mutter erschossen, mein Vater an der Front. Er kam verwundet und krank heim. Er lebte nicht mehr lange, er starb bald. So war von unserer Familie nur noch ich übrig.

Diese Frau war selbst arm, und ausserdem hatte sie zwei Kinder zu versorgen. Ich wollte Weggehen, irgendwohin. Aber sie weinte und liess mich nicht weg.

Als ich erfuhr, dass sie meine Mutter erschossen hatten, wurde ich fast verrückt, fand keine Ruhe... Ich musste ... Ich musste sie unbedingt finden. Sie hatten sie erschossen und das Grab, einen grossen Panzergraben, mit Autos planiert. Man zeigte mir, wo der Panzergraben ungefähr gewesen war, und ich lief hin und fing an zu graben, wühlte zwischen den Leichen herum. Ich erkannte meine Mutter an ihrem Ring an der Hand... Als ich sie sah, schrie ich auf, an mehr kann ich mich nicht erinnern ... An nichts mehr. Irgendwelche Frauen zogen sie heraus, wuschen sie mit Wasser aus einer Konservendose und begruben sie. Diese Konservendose bewahre ich heute noch auf. Zusammen mit meinen Partisanenauszeichnungen...

Nachts liege ich manchmal wach und denke: Meine Mutter ist meinerwegen gestorben. Nein, nicht meinerwegen ... Wenn ich aus Angst um meine Angehörigen nicht zu den Partisanen gegangen wäre, und wenn noch einer und noch einer so gehandelt hätte, dann wäre es heute nicht, wie es ist. Aber sich zu sagen ... Vergessen ... Wie meine Mutter übers Feld lief... Dann der Schiessbefehl... Und ich schoss in die Richtung, aus der sie kam. Ihr weisses Tuch ... Sie werden nie erfahren, wie schwer es ist, damit zu leben. Je länger es her ist, desto schlimmer wird es. Manchmal hörst du in der Nacht junges Lachen oder eine Stimme unterm Fenster und zuckst zusammen, du denkst, da weint oder schreit ein Kind. Oder du wachst auf und spürst, dass du keine Luft mehr bekommst. Brandgeruch nimmt dir den Atem ... Sie wissen nicht, wie ein brennender menschlicher Körper riecht, besonders im Sommer. Irgendwie unheilvoll und süsslich. Noch heute, ich arbeite in der Kreisverwaltung, und wenn es irgendwo brennt, dann muss ich vor Ort fahren, den Fall dokumentieren, aber wenn es heisst, der Brand ist in einer Farm, da sind Tiere umgekommen, dann fahre ich da nie hin, das kann ich nicht,

das erinnert mich zu sehr... Wie im Krieg... Wie lebende Menschen brannten... Und dann wachst du mitten in der Nacht auf, holst Parfüm, aber auch in dem Parfüm riechst du diesen Geruch. Er lässt sich nicht vertreiben ... Aus der Erinnerung...

Ich habe mich lange gescheut zu heiraten. Hatte Angst, Kinder zu bekommen. Wenn plötzlich Krieg ist und ich gehe an die Front – was wird dann aus den Kindern? Manchmal denke ich: Ob ich meine Mutter wohl im Jenseits wiedersehe? Was wird sie mich fragen? Was werde ich ihr antworten?»

Antonina Alexejewna Kondraschowa
Aufklärerin bei den Partisanen der
Bytoschsker Partisanenbrigade

«Mein erster Eindruck ... Ich sah einen Deutschen ... Das war, als hätte mich jemand geschlagen, der ganze Körper tat weh, jede Zelle – wieso sind sie hier? Nach ein paar Tagen war von der, die ich vor dem Krieg war, nichts mehr übrig. Ich war ein anderer Mensch. Hass überkam uns, und dieser Hass war stärker als die Angst um die Angehörigen, um die, die man liebte, und stärker als die Angst vorm eigenen Tod. Natürlich dachten wir an unsere Familie... Aber wir hatten keine Wahl. Die Faschisten durften nicht auf unserem Boden bleiben.

Als zum Beispiel bekannt wurde, dass ich verhaftet werden sollte, ging ich in eine Partisanenabteilung. Ich hinterliess zu Hause meine fünfundsiebzigjährige Mutter, und zwar ganz allein. Wir verabredeten, sie solle sich blind und taub stellen, dann würde man sie nicht anrühren. Das redete ich mir jedenfalls zu meinem eigenen Trost ein.

Am nächsten Tag drangen Faschisten in unser Haus ein. Meine Mutter tat, als wäre sie blind und schwerhörig, wie wir es verabredet hatten. Sie schlugen sie brutal, sie wollten erfahren, wo ihre Tochter sei. Meine Mutter war danach lange krank ...»

Jadwiga Michailowna Sawizkaja
Untergrundkämpferin

«Ich dachte immer, ich sei Materialistin, und zwar eine ganz entschiedene. Aber in Wirklichkeit glaube ich an den Geist, daran, dass der Mensch vom Geist gelenkt wird. Diesen Glauben habe ich im Krieg gewonnen ...

Meine Freundin Katja Simakowa war Partisanenverbindungs-mann. Sie hatte zwei Mädchen, beide noch klein, wie alt mögen sie gewesen sein – so sechs, sieben. Sie nahm die beiden an die Hand, lief durch die Stadt und merkte sich, wo welche Technik stand. Wenn ein Posten sie anbrüllte, dann riss sie den Mund weit auf und tat, als wäre sie schwachsinnig. Und das mehrere Jahre lang... Eine Mutter riskierte das Leben ihrer Kinder...

Oder unsere Sasharskaja, die hatte eine Tochter, Valeria. Das Mädchen war sieben Jahre alt. Die Kantine sollte in die Luft gesprengt werden. Wir beschlossen, eine Mine in den Ofen zu legen, aber die musste man erst mal reinschmuggeln. Die Mutter erklärte, das würde ihre Tochter tun. Sie legte die Mine in einen Korb, darüber ein paar Kinderkleider, ein Plüschtier, zwei Dutzend Eier und Butter. So brachte das Mädchen die Mine in die Kantine. Es heisst: Der Mutterinstinkt ist stärker als alles andere. Nein, die Idee ist stärker. Und der Glaube. Wir haben gesiegt, weil wir geglaubt haben. Die Heimat und wir – das war eins. So bleibe ich bis ans Ende meiner Tage ...»

Alexandra Iwanowna Chromowa,
Sekretärin des illegalen Parteikreiskomitees von Antopol

«In unserer Abteilung waren die Brüder Tschimukin... Sie gerieten im Dorf in einen Hinterhalt, die Scheune, in der sie sassen, wurde angezündet. Sie leisteten bis zum letzten Moment Widerstand, schossen, dann kamen sie heraus, völlig verbrannt. Sie wurden auf einem Wagen herumgefahren und allen gezeigt, damit jemand sie erkannte und verriet, wer sie waren.

Das ganze Dorf stand da. Auch ihr Vater und ihre Mutter, doch

niemand sagte einen Ton. Was für ein Herz muss eine Mutter haben, um da nicht zu schreien... Nicht zu reagieren ... Aber sie wusste, wenn sie weint, dann wird das ganze Dorf niedergebrannt. Dann werden alle getötet. Das Dorf wird niedergebrannt als Partisanennest. Für alles gibt es Auszeichnungen, aber für diese Mutter wäre keine gut genug, nicht einmal die allerhöchste, der Stern des Helden ... Für ihr Schweigen...»

Polina Kasperowitsch
Partisanin

«Wir gingen alle beide. Zu den Partisanen ging ich zusammen mit meiner Mutter. Sie hat für alle Wäsche gewaschen und gekocht. Wenn nötig, stand sie auch Wache. Einmal war ich zu einem Auftrag unterwegs, und man teilte meiner Mutter mit, ich sei aufgehängt worden. Als ich nach ein paar Tagen zurückkam, erlitt sie einen Schock und verlor für einige Stunden die Sprache. Das alles musste man aushalten ...

Einmal fanden wir am Wegrand eine Frau, sie war bewusstlos. Sie konnte nicht laufen, sie kroch auf allen vieren und dachte, sie sei schon tot. Sie spürte, dass ihr Blut noch pulsierte, aber sie meinte, dass spüre sie schon im Jenseits, nicht mehr auf dieser Welt. Als wir sie einigermassen zu Bewusstsein gebracht hatten, erzählte sie ... Sie erzählte von ihrer Erschiessung ... Sie wurde zusammen mit ihren fünf Kindern zur Erschiessung geführt... Die Kinder töteten sie bereits unterwegs. Sie schossen sie ab und amüsierten sich dabei... Wie auf der Jagd ... Übrig blieb nur der Letzte, ein Säugling. Ein Faschist bedeutete ihr durch Gesten: Wirf ihn hoch, ich will ihn abschiessen. Die Mutter warf das Kind so, dass sie selbst es tötete. Ihr eigenes Kind. Bevor der Deutsche es erschiessen konnte ... Sie sagte zu uns, sie wolle nicht mehr leben. Nach alledem könne sie nicht mehr in dieser Welt sein, nur noch im Jenseits ...

Ich wollte nicht töten, ich bin nicht zum Töten geboren. Ich

wollte Lehrerin werden. Aber ich habe gesehen, wie ein Dorf niedergebrannt wurde ... Ich konnte nicht schreien, ich konnte nicht laut weinen: Wir waren auf einem Erkundungsgang auf dieses Dorf gestossen ... Ich konnte mir nur auf die Hände beißen, die Narben davon habe ich noch immer. Ich erinnere mich, wie die Menschen schrien. Wie die Kühe schrien, die Hühner. Mir schien, dass sie alle mit menschlicher Stimme schrien. Alles Lebendige. Brannte und schrie ...

Das erzähle nicht ich, das erzählt mein Kummer... Meine Liebe zu allem, was mir lieb ist...»

Valentina Michailowna Ilkewitsch,
Partisanenverbindungsfrau

«Wir mussten siegen...

Später dachten die Leute, mein Vater habe bleiben müssen, im Auftrag des Kreispartei Komitees. Aber das stimmte nicht, wir hatten keinen Auftrag. Wir hatten selbst entschieden zu kämpfen. Ich erinnere mich nicht, dass in unserer Familie Panik ausgebrochen wäre. Grosser Kummer, das ja, aber keine Panik. Alle glaubten an unseren Sieg. Am ersten Tag, als die Deutschen in unser Dorf einmarschierten, spielte mein Vater am Abend auf der Geige die Internationale. Er wollte irgendetwas tun. Als Protest...»

Valentina Pawlowna Koshemjakina
Partisanin

«Wie soll man das vergessen... Die Verwundeten löffelten Salz ... Wenn einer im Glied aufgerufen wurde und vortrat, fiel er häufig mit seinem Gewehr vor Schwäche in Ohnmacht. Vor Hunger.

Das Volk hat uns unterstützt. Ohne diese Hilfe hätte die Partisanenbewegung nicht existieren können. Das Volk kämpfte mit uns. Sie halfen uns, wenn auch manchmal unter Tränen.

‚Kinder, wir werden gemeinsam leiden. Und auf den Sieg warten.‘

Die letzten winzigen Kartoffeln teilten sie mit uns, gaben uns Brot. Sie packten Säcke für den Wald. Einer sagte: ‚Ich geb soundso viel‘, der Nächste: ‚So viel.‘ – ‚Und du, Iwan?‘ – ‚Und du, Maria?‘ – ‚Das Gleiche wie die anderen, aber ich hab’ ja Kinder.‘

Was wären wir ohne die Bevölkerung gewesen? Wir waren eine ganze Armee im Wald, aber ohne sie wären wir zu Grunde gegangen; sie haben gesät, gepflügt, haben ihre Kinder und uns durchgefüttert und den ganzen Krieg über eingekleidet. Auf dem Feld arbeiteten sie nachts, wenn nicht geschossen wurde. Ich weiss noch, einmal kamen wir in ein Dorf, dort wurde gerade ein alter Mann begraben. Er war in der Nacht getötet worden. Bei der Kornausaat... Er hielt noch Getreidekörner in der Hand, so fest umklammert, dass man die Faust nicht lösen konnte. Er wurde mit dem Korn in der Hand begraben ...

Wir hatten ja Waffen, wir konnten uns verteidigen. Aber sie? Wer einem Partisanen Brot gab, konnte dafür erschossen werden; ich übernachtete irgendwo und ging wieder, aber wenn jemand meldete, dass ich in dieser Hütte übernachtet hatte, wurden die Bewohner erschossen. Da war zum Beispiel eine Frau, allein, ohne Mann, mit drei kleinen Kindern. Aber sie jagte uns nicht fort, wenn wir kamen; sie heizte den Ofen, wusch unsere Sachen ... Gab uns das Letzte: ‚Esst nur, liebe Kinder.‘ Die Kartoffeln sind im Frühjahr winzig klein, wie Murmeln. Wir essen, und ihre Kinder sitzen auf dem Ofen und weinen. Diese Murmeln sind ihre letzten ...»

Alexandra Nikiforowna Sacharowa

Partisanenkommissarin des zweihundertfünfundzwanzigsten
Regiments des Gebiets Gornel

«Der erste Auftrag... Sie brachten mir Flugblätter. Ich nähte sie in mein Kopfkissen. Meine Mutter machte das Bett und fühlte etwas. Sie trennte das Kissen auf und entdeckte die Flugblätter. Sie fing an zu weinen. ‚Du wirst dich zu Grunde richten und mich auch.‘ Aber dann half sie mir.

Zu uns kamen oft Verbindungsleute von den Partisanen. Spann-ten ihr Pferd aus und kamen herein. Meinen Sie, die Nachbarn hät-ten das nicht gesehen? Sie haben es gesehen und etwas geahnt. Ich sagte, die Leute kämen von meinem Bruder, aus dem Dorf. Aber alle wussten sehr gut, dass ich keinen Bruder im Dorf hatte. Ich bin ihnen dankbar, ich muss mich vor unserer ganzen Strasse verneigen. Ein einziges Wort hätte genügt, und wir wären getötet worden, un-sere ganze Familie. Sie hätten nur mit dem Finger auf uns zeigen müssen. Aber keiner ... Nicht ein Einziger ... Im Krieg habe ich die Menschen so lieb gewonnen, diese Liebe wird nie enden ...

Nach der Befreiung... Ich ging die Strasse entlang und sah mich dauernd um: Ich hatte verlernt, keine Angst zu haben, ich konnte nicht mehr ruhig eine Strasse entlanggehen; Ich lief und zählte die Autos, am Bahnhof die Züge... Ich konnte und konnte nicht auftau-chen aus dem Untergrund ...»

Vera Grigorjewna Sedowa
Untergrundkämpferin

«Ich weine schon ... Ich habe nur Tränen, keine Worte ...

Wir kamen in eine Hütte, sie war vollkommen leer, nur zwei nackte Holzbänke und ein Tisch. Ich glaube, es war nicht einmal ein Becher da zum Wassertrinken. Alles hatte man diesen Menschen weggenommen. Nur eine Ikone hing noch in der Ecke und darüber ein Tuch.

In der Hütte sassen ein Grossvater und eine Grossmutter. Einer unserer Partisanen zog seine Stiefel aus, die Fusslappen waren so zerrissen, dass er sie nicht mehr richtig wickeln konnte. Draussen regnete es, es war schlammig, und die Stiefel waren löchrig.

Da ging die Grossmutter zur Ikone, nahm das Tuch ab und gab es ihm: ‚Hier, mein Junge, wie willst du sonst laufen?‘

Das war das Einzige, was sie noch hatten ...»

Vera Safronowna Dawydowa

Partisanin

«Jeder hatte seinen Krieg... Seinen eigenen Krieg ...

In den ersten Tagen sammelte ich hinterm Dorf zwei Verwundete auf. Der eine Soldat hatte eine Kopfwunde, der andere einen Splitter im Bein. Ich zog den Splitter raus und goss Petroleum auf die Wunde, etwas anderes war nicht da. Und das hatte ich irgendwo gelesen ... Das mit dem Petroleum...

Ich pflegte sie gesund, brachte sie wieder auf die Beine. Erst ging der eine in den Wald, dann auch der andere. Der Zweite, als der ging, fiel er vor mir auf die Knie. Er wollte mir die Füsse küssen: ‚Meine Schwester, meine Liebe! Du hast mir das Leben gerettet.‘

Wir wussten voneinander keinen Namen, nichts. Nur Bruder und Schwester.

Am Abend versammelten sich die Frauen bei mir in der Hütte.

‚Die Deutschen sagen, sie haben Moskau genomme → Niemals!!‘

Mit diesen Frauen habe ich nach der Befreiung den Kolchos wieder aufgebaut, mich machten sie zur Vorsitzenden. Ausserdem hatten wir noch vier Opas und fünf Halbwüchsige unter dreizehn. Das waren meine Pflüger. Wir besaßen zwanzig Pferde, sie hatten Grind und mussten behandelt werden. Das war alles, das war unsere ganze Wirtschaft. Wir hatten keine Räder und keine Joche. Mit Spaten gruben die Frauen die Erde um, vor die Egge spannten wir Kühe. Die Jungs waren den ganzen Tag auf dem Feld, abends schnürten sie ihr Bündel auf, und alle assen das Gleiche – Prasnaki. Sie wissen bestimmt nicht einmal, was das ist. Sauerampfersamen, Melde ... Das kennen Sie nicht? Ein Unkraut. Und Klee. Das alles

im Mörser zerstampft. Auch Eicheln. Daraus haben wir diese Pras-naki gebacken. Das war unser Brot...

Im Herbst kam eine Anordnung: Wir sollten fünfhundertachtzig Kubikmeter Holz schlagen. Wer? Ich nahm meinen zwölfjährigen Jungen und mein zehnjähriges Mädchen mit. Genauso machten es die anderen Frauen. Wir haben das Holz abgeliefert ...»

Vera Mitrofanowna Tolkatschowa,
Partisanenverbindungs-frau

Iossif Georgijewitsch Jassjukewitsch und seine Tochter Maria, im Krieg Verbindungsleute der Petrakow-Partisanenabteilung der Brigade Rokossowski, erzählen:

Iossif Georgijewitsch:

«Ich habe alles gegeben für den Sieg... Das Liebste ... Meine Söhne waren an der Front. Zwei Neffen wurden wegen Verbindung zu den Partisanen erschossen. Meine Schwester, ihre Mutter, haben die Faschisten verbrannt... In ihrem eigenen Haus ... Die Leute erzählten, solange der Rauch noch nicht alles vernebelte, sahen sie, wie sie kerzengerade dastand, mit einer Ikone in der Hand. Als der Krieg vorbei war... Wenn die Sonne untergeht, denke ich immer, es brennt...»

Maria:

«Ich war noch ein Kind, dreizehn Jahre alt. Ich wusste, dass Vater den Partisanen hilft. Das verstand ich. Nachts kamen irgendwelche Leute. Sie brachten und holten etwas. Vater nahm mich oft mit, setzte mich auf den Pferdewagen und sagte: ‚Bleib da sitzen, rühr dich nicht von der Stellen Wenn wir ankamen, holte er da Waffen oder Flugblätter raus.

Dann schickte er mich manchmal zur Bahnstation. Er brachte mir bei, was ich mir merken sollte. Ich schlich mich vorsichtig ins Gebüsch und blieb bis in die Nacht dort sitzen, zählte, wie viele Züge durchfuhren. Merkte mir, was sie geladen hatten, das sah man ja: Waffen, Panzer oder Soldaten. Zwei-, dreimal am Tag schossen die Deutschen auf das Gebüsch.»

«Hatten Sie keine Angst?»

«Ich war klein, ich kam immer so durch, dass mich keiner bemerkte. Aber an dem Tag... Ich erinnere mich noch genau ... Vater hatte zweimal versucht, das Vorwerk zu verlassen, wo wir wohnten. Am Waldrand warteten die Partisanen auf ihn. Zweimal fuhr er los, beide Male wurde er von Patrouillen zurückgeschickt. Es wurde schon dunkel. Er rief nach mir: ‚Marika!‘ Und Mutter: ‚Ich lasse das Kind nicht weg!‘ Sie zog mich weg vom Vater...

Aber ich lief durch den Wald, wie er es mir aufgetragen hatte. Ich kannte alle Wege dort in- und auswendig, allerdings fürchtete ich die Dunkelheit. Ich fand die Partisanen, sie warteten noch, und übermittelte ihnen alles, was Vater gesagt hatte. Auf dem Rückweg wurde es schon hell. Wie sollte ich an den deutschen Patrouillen vorbeikommen? Ich irrte im Wald herum, fiel in einen See, Vaters Jackett, die Stiefel – alles versank. Ich kroch aus dem Gestrüpp... Lief barfuss durch den Schnee... Ich wurde krank, und seitdem bin ich nicht wieder aufgestanden. Meine Beine sind gelähmt. Ärzte und Medikamente gab es damals nicht. Mutter hat mich mit Kräutersud behandelt. Mit heissem Lehm...

Nach dem Krieg gingen wir zu vielen Ärzten. Zehn Operationen ... Aber es war zu spät. Zu spät... Ich blieb liegen ... Ich kann auch sitzen, aber nicht lange... Ich liege da und schaue aus dem Fenster. Denke an den Krieg...»

Iossif Georgijewitsch:

«Ich trage sie auf den Armen ... Seit vierzig Jahren. Wie ein kleines Kind ... Vor zwei Jahren ist meine Frau gestorben. Alles, hat sie gesagt, hab' ich dir verziehen. Deine Jugendsünden. Alles. Aber Marika, die verzieh sie mir nicht. Das sah ich an ihren Augen. Ich habe Angst zu sterben. Dann ist Marika allein. Wer soll sie dann tragen? Sie zur Nacht bekreuzigen? Zu Gott bitten für sie ...»

Von Mamas und Papas

Das Dorf Ratynzy, Kreis Woloshin, Gebiet Minsk. Eine Stunde Fahrt von der Hauptstadt. Ein ganz normales weissrussisches Dorf – Holzhäuser, farbige Gartenzäune, Hähne und Gänse auf den Strassen. Kinder spielen im Sand. Alte Frauen sitzen auf Bänken. Ich bin mit einer von ihnen verabredet, doch die ganze Strasse hat sich versammelt. Sie erzählen. Klagen.

Jede über das Ihre und alle zusammen über dasselbe. Wie sie pflügte, säten, Brot buken für die Partisanen, wie sie ihre Kinder beschützten, zu Wahrsagerinnen und Hexen liefen, ihre Träume deuteten und Gott um Hilfe baten... Und warteten, dass ihre Männer aus dem Krieg heimkehrten ...

Ich schreibe mir ihre Namen auf: *Jelena Adamowna Welitschko, Justina Lukjanowna Grigorowitsch, Maria Fjodorowna Masuro.*

«Ach, mein Töchterchen! Mein Goldstück, ich kann den Tag des Sieges nicht leiden. Ich weine! Oh, wie ich weine! Wenn ich daran denke. Dann ist alles, alles wieder da ... Das Glück liegt hinter den Bergen, aber das Unglück schleppen wir mit uns rum ...

Die Deutschen haben uns niedergebrannt, uns alles weggenommen. Nur noch grauer Stein war übrig. Wir kamen zurück aus dem Wald, und nichts war mehr da. Nur noch ein paar Katzen. Was wir gegessen haben? Im Sommer hab' ich im Wald Beeren und Pilze gesammelt. Ich hatte die Hütte voller Kinder.

Als der Krieg aus war, gingen wir in den Kolchos. Ich hab' gemäht und gedroschen. Vor den Pflug spannten wir statt Pferde uns selber. Pferde hatten wir keine, die hatten sie auch getötet. Selbst die Hunde hatten sie abgeschossen. Meine Mutter sagte immer: ‚Wenn ich sterbe – was mit der Seele wird, das weiss ich nicht, aber meine Hände, die werden dann endlich ausruhen.‘ Meine Tochter war zehn Jahre alt, und sie ging mit mir zusammen Getreide mähen. Der Brigadier kam nachsehen, wie das geht, so klein noch und bis zum Abend die Norm schaffen. Wir mähten und mähten, die Sonne sank schon hinter den Wald, aber wir hätten sie am liebsten hochsteigen sehen. Der Tag war uns zu kurz. Wir schafften zwei Normen. Aber Lohn bekamen wir dafür nicht, nur Häkchen und Anrechnungseinheiten. Den ganzen Sommer auf dem Feld, aber im Herbst gab es dafür nicht einmal einen Sack Mehl. Wir haben die Kinder nur mit Kartoffeln grossgezogen.»

«Der Krieg, das Unheil... In meiner Hütte waren nur noch Kinder übrig. Nackt und bloss. Als mein Mädchen in die Schule kam, da habe ich ihr zum ersten Mal Schuhe gekauft. Sie ging sogar damit schlafen, wollte sie gar nicht ausziehen. So haben wir gelebt! Das Leben geht zu Ende, und es gibt nichts, woran man sich erinnern kann. Nur den Krieg...»

«Es kam das Gerücht auf, sie hätten unsere Gefangenen ins Städtchen gebracht, und wer einen Angehörigen findet, der kann ihn mitnehmen. Unsere Frauen liefen sofort los. Am Abend kamen sie zu-

rück, manche mit einem Angehörigen, andere mit einem Fremden, und sie erzählten Sachen, das konnte man gar nicht glauben: Die Menschen verfaulen bei lebendigem Leib, sterben vor Hunger, essen das Laub von den Bäumen ... Gras ... Graben Wurzeln aus der Erde ... Ich lief am nächsten Tag auch hin, einen Angehörigen fand ich nicht, aber ich dachte, dann rette ich eben irgendjemandes Sohn. Ein Schwarzhaariger gefiel mir, Saschko hiess er, so wie mein Enkel jetzt. Er war vielleicht achtzehn Jahre alt. Ich gab dem Deutschen Speck und Eier, schwor: ‚Er ist mein Bruder‘, bekreuzigte mich. Wir kamen nach Hause, und er konnte nicht einmal ein ganzes Ei essen, so schwach war er. Einen Monat lebten sie bei uns, und dann fand sich ein Schweinehund. Einer von uns, verheiratet, zwei Kinder ... Er ging in die Kommandantur und meldete, dass wir Fremde genommen hatten. Am nächsten Tag kamen die Deutschen auf Motorrädern. Wir haben gebettelt, sie auf Kniën angefleht, aber sie behaupteten, sie würden sie in die Gegend bringen, wo sie herkommen. Ich gab Saschko Opas Anzug... Ich dachte, er würde überleben ...

Aber sie brachten sie nur aus dem Dorf raus. Und schossen sie mit MPs nieder. Alle. Ohne Ausnahme. Sie waren doch noch so jung, so gut! Wir wollten sie begraben, wir neun, bei denen sie gelebt hatten. Fünf zogen sie aus der Grube, vier passten auf, ob auch keine Deutschen kamen. Anfassen konnten wir sie nicht, es war die schlimmste Hitze, und sie lagen schon vier Tage da ... Und mit Spaten hätten wir sie beschädigen können ... Wir legten sie auf ein Tischtuch und zogen sie raus. Wir banden uns die Nase zu, halfen uns mit Wasser. Damit wir selber nicht umfielen ... Im Wald gruben wir ein Grab, legten sie nebeneinander ... Deckten ihnen den Kopf mit Laken zu ... Die Füsse ...

Ein Jahr lang konnten wir uns nicht beruhigen, so lange beweinten wir sie. Und jede dachte: Wo ist wohl mein Mann, mein Sohn? Sind sie noch am Leben? Denn aus dem Krieg kommen sie zurück, aber aus der Erde nie mehr...»

«Mein Mann war gut, herzensgut. Wir haben nur anderthalb Jahre zusammengelebt. Als er ging, trug ich ein Kind unterm Herzen. Aber er hat das Mädchen nicht mehr gesehen, er war schon weg, als es geboren wurde. Er ging im Sommer, und im Herbst kam sie zur Welt.

Ich stillte sie noch, sie war noch kein Jahr alt. Ich sass gerade auf dem Bett und stillte, da klopfte jemand ans Fenster: ‚Lena, es ist ein Papier gekommen... Wegen deinem Mann...‘ (Die Frauen hatten den Postboten nicht reingelassen, sie wollten es mir selbst sagen.) Ich stand auf, das Kind auf dem Arm, und die Milch spritzte in hohem Bogen auf die Erde. Die Kleine fing an zu schreien – vor Schreck. Danach nahm sie die Brust nicht mehr. Es war Palmsonntag, als ich es erfuhr. April, die Sonne wärmte schon. In dem Papier stand, mein Iwan sei in Polen gefallen. Bei der Stadt Gdansk sei sein Grab. Am siebzehnten März fünfundvierzig... So ein kleines, dünnes Papier... Wir warteten schon auf den Sieg, bald würden unsere Männer heimkehren ... Die Gärten blühten...

Meine Kleine war nach diesem Schreck lange krank, bis sie in die Schule kam. Wenn eine Tür heftig zuschlug oder jemand laut schrie, dann war sie gleich krank. Sie weinte nachts. Ich hatte es lange sehr schwer mit ihr, sieben Jahre lang hab‘ ich keine Sonne gesehen, auch wenn sie schien. Vor meinen Augen war alles schwarz.

Dann hiess es: Sieg! Die Männer kehrten heim. Aber es kamen weniger zurück, als wir verabschiedet hatten. Nicht einmal die Hälfte. Mein Bruder Jusik kam als Erster. Allerdings als Krüppel. Er hatte eine kleine Tochter, so alt wie meine. Vier, fünf... Meine Tochter ging immer zu ihnen spielen, aber einmal kam sie weinend nach Hause gelaufen: ‚Da geh ich nicht mehr hin.‘ – ‚Aber warum weinst du denn?‘, fragte ich. ‚Oletschka (so hiess die Kleine) kann bei ihrem Papa auf den Knien sitzen, der hat sie lieb. Aber ich habe keinen Papa. Ich habe nur eine Mama.‘ Wir umarmten uns ...

So ging das zwei, drei Jahre. Einmal kam sie von draussen rein-gerannt: ‚Darf ich drinnen spielen? Wenn Papa kommt, und ich spiele draussen mit den anderen Kindern, dann erkennt er mich gar nicht. Er hat mich doch noch nie gesehene Ich konnte sie nicht überreden, rauszugehen zu den anderen Kindern. Tagelang sass sie zu Hause. Wartete auf ihren Papa. Aber unser Papa ist nicht zurückgekommen.›

«Als meiner an die Front ging, da hat er sehr geweint, weil er seine kleinen Kinder verlassen musste. Geweint und geklagt. Die Kinder waren noch ganz klein, sie begriffen noch gar nicht, dass sie einen Papa hatten. Es waren alles Jungen. Den Kleinsten trug ich noch auf dem Arm. Er nahm ihn, drückte ihn fest an sich. Ich lief hinterher, jemand rief schon: ‚In Marschkolonne antreten!‘ Aber er konnte sich nicht von dem Kind trennen. Stellte sich mit dem Kind auf dem Arm in die Kolonne. Der Offizier brüllte ihn an, und er machte mit seinen Tränen das Kind nass. Die ganzen Windeln. Ich lief mit den Kindern hinterher, raus aus dem Dorf, bestimmt fünf Kilometer. Andere Frauen auch. Meine Kinder stolperten, und ich konnte den Kleinen kaum noch tragen. Wolodja, mein Mann, drehte sich immer wieder um, und ich lief und lief... Als Letzte ... Die Kinder waren irgendwo unterwegs zurückgeblieben ... Ich lief allein weiter, mit dem Kleinen auf dem Arm ...

Nach einem Jahr kam ein Papier: Ihr Mann Wladimir Grigorowitsch ist in Deutschland gefallen, kurz vor Berlin. Ich kenne nicht einmal sein Grab. Ein Nachbar kam zurück, heil und gesund, ein anderer mit nur einem Bein. Da war ich so traurig: Wenn meiner doch auch wiederkäme, meinetwegen ohne Beine, aber am Leben. Ich würde ihn tragen ...›

«Ich war allein mit meinen drei kleinen Söhnen... Ich hab' Garben geschleppt, Holz aus dem Wald und Heu. Alles allein. Den Pflug hab' ich selber gezogen und die Egge. Was tun?! In jeder zweiten Hütte lebte eine Witwe oder eine Soldatenfrau. Wir waren alle ohne Männer. Ohne Pferde. Auch die Pferde hatten sie an die Front geholt. Nach dem Krieg, da musste die Frau, das sage ich Ihnen ganz ehrlich, Mann und Pferd ersetzen. Alles allein. Ich gehörte zu den Aktivisten. Zwei Ehrenurkunden hab' ich bekommen, und einmal sogar zehn Meter Batist. Das war eine Freude! Ich hab' meinen Jungs, allen dreien, Hemden daraus genäht.»

«Nach dem Krieg ... Die Söhne der Gefallenen wuchsen gerade erst heran. Mit dreizehn, vierzehn hielten die Jungs sich schon für erwachsen. Wollten heiraten. Männer gab es keine, dafür lauter junge Frauen...

Wenn man damals zu mir gesagt hätte: Gib deine Kuh her, dann gibt es keinen Krieg – ich hätte sie hergegeben! Damit meine Kinder nicht erleben müssen, was ich erlebt habe. Tag und Nacht spüre ich mein Unglück ...»

«Ich sehe aus dem Fenster, und mir ist, als sitzt er da ... Manchmal, gegen Abend, sehe ich etwas ... Ich bin schon alt, aber ihn sehe ich immer jung. So, wie er gegangen ist. Wenn ich von ihm träume, dann ist er immer jung. Und ich auch ...

Alle Frauen bekamen Gefallenenmeldungen, nur in meinem Papier stand: ‚verschollen‘. Mit schwarzer Tinte. Die ersten zehn Jahre habe ich jeden Tag gewartet. Ich warte noch heute. Solange der Mensch am Leben ist, kann man auf alles hoffen...»

«Wie soll eine Frau allein leben? Es fand sich ein Mann, doch egal, ob er mir eine Hilfe war oder nicht: Es war ein Unglück. Jeder fand ein verächtliches Wort... Nun haben die Menschen ausgetratscht, die Hunde ausgebellt... Aber mein Iwan sollte seine fünf Enkel sehen! Manchmal stelle ich mich vor sein Bild, zeige ihm Fotos. Und rede mit ihm...»

«Gleich nach dem Krieg hatte ich einen Traum: Ich gehe hinaus auf den Hof, und da läuft mein Mann... In Uniform... Und ruft, ruft nach mir. Ich sprang aus dem Bett, machte das Fenster auf... Es war ganz still. Nicht einmal die Vögel sangen. Alles schlief. Der Wind strich durch die Bäume ... Pfiff leise ...

Am nächsten Morgen ging ich mit einem Dutzend Eier zu einer Zigeunerin. ‚Er lebt nicht mehr‘, las sie aus den Karten. ‚Warte nicht vergebens. Das ist seine Seele, die ums Haus streicht.‘ Wir hatten aus Liebe geheiratet. Aus grosser Liebe ...»

«Eine Wahrsagerin hat mich gelehrt: ‚Wenn alle eingeschlafen sind, bind dir ein schwarzes Kopftuch um und setz dich vor einen grossen Spiegel. Da erscheint er dann... Berühren darfst du ihn nicht, auch nicht seine Kleidung. Nur mit ihm reden.‘ Ich sass die ganze Nacht vorm Spiegel... Gegen Morgen kam er... Er sagte nichts, er schwieg, und ihm liefen die Tränen. Dreimal kam er noch. Wenn ich ihn rief, kam er. Weinte. Da rief ich ihn nicht mehr. Er tat mir leid ...»

«Ich warte auch auf ein Wiedersehen... Tag und Nacht werde ich ihm erzählen. Ich will gar nichts von ihm, nur, dass er mir zuhört. Er ist dort bestimmt auch alt geworden. Genau wie ich.»

«Meine liebe Erde du ... Ich buddle Kartoffeln, Rüben ... Er ist irgendwo dort, und bald bin ich bei ihm... Meine Schwester sagt zu mir: ‚Schau nicht zur Erde, schau zum Himmel. Sie sind dort oben.‘

Da drüben ist meine Hütte... Gleich nebenan. Bleib doch über Nacht. Wenn du über Nacht bleibst, erfährst du mehr. Blut ist kein Wasser, es ist ein Jammer, es zu vergiessen, aber es wird trotzdem vergossen. Das sehe ich im Fernsehen... Es wird noch immer vergossen ...

Du brauchst gar nicht über uns zu schreiben ... Hauptsache, du vergisst uns nicht... Wie wir mit dir geredet haben. Und geweint. Wenn du gehst, dreh dich um nach uns und unseren Hütten. Nicht einmal, wie eine Fremde, sondern zweimal. Wie eine von uns. Mehr ist gar nicht nötig. Dreh dich nur um...»

Vom kleinen Leben und von der grossen Idee

«Ich habe immer geglaubt... Ich glaubte an Stalin... Glaubte den Kommunisten. Ich war selbst Kommunistin. Glaubte an den Kommunismus... Dafür habe ich gelebt und überlebt. Nach Chruschtschows Rede auf dem xx. Parteitag, wo er über die Fehler Stalins sprach, war ich richtig krank, musste mich ins Bett legen. Ich konnte nicht glauben, dass das die Wahrheit war. Eine so schreckliche Wahrheit... Ich habe im Krieg selbst gerufen: ‚Für die Heimat! Für Stalin!‘ Dazu hat mich niemand gezwungen ... Ich habe geglaubt... Das ist mein Leben...

Ja, mein Leben...

Bei den Partisanen war ich zwei Jahre. Im letzten Gefecht wurden meine Beine verwundet, ich verlor das Bewusstsein, es war strenger Frost, und als ich zu mir kam, spürte ich, dass meine Hände erfroren waren. Jetzt sind es lebendige, gute Hände, aber damals

waren sie ganz schwarz... Und die Füße waren natürlich auch erfroren. Wenn der Frost nicht gewesen wäre, hätte man die Beine vielleicht noch retten können, aber sie waren voller Blut, und ich lag lange in der Kälte. Als sie mich fanden, legten sie mich zu den anderen Verwundeten, sie brachten uns alle an einen Ort, wir waren viele, doch dann wurden wir wieder von den Deutschen umzingelt. Die Abteilung zog sich zurück ... Durchbrach die Umzingelung... Wir wurden wie Brennholz auf Schlitten geworfen. Keiner hatte Zeit, jemanden zu untersuchen, zu bedauern, wir wurden tiefer in den Wald gebracht. Versteckt. Immer weiter und weiter, und dann meldeten sie meine Verwundung nach Moskau. Ich war ja Abgeordnete des Obersten Sowjets. Eine wichtige Person, auf die man stolz war. Ich kam von ganz unten, eine einfache Bäuerin. Aus einer Bauernfamilie. Ich bin sehr früh in die Partei eingetreten...

Die Beine waren verloren ... Sie haben sie amputiert... Um mich zu retten, gleich dort, im Wald. Eine Operation unter primitivsten Bedingungen. Sie legten mich auf den OP-Tisch, es gab nicht einmal Jod, und sägten mir mit einer einfachen Säge die Beine ab, beide Beine... Sie legten mich auf den Tisch, und es war kein Jod da. Sie fuhren sechs Kilometer weit in eine andere Abteilung, um Jod zu holen, und ich lag da auf dem Tisch. Ohne Narkose. Ohne alles... Nichts war da, nur eine ganz normale Säge ... Ein Zimmermannssäge ...

Sie nahmen Verbindung auf mit Moskau, damit ein Flugzeug geschickt wurde. Das Flugzeug kam drei Mal, kreiste über uns, konnte aber nicht landen. Von allen Seiten wurde geschossen. Beim vierten Mal landete es, aber da waren meine Beine schon amputiert. Später wurde in Iwanowo, dann in Taschkent noch vier Mal nachamputiert, weil immer wieder Wundbrand einsetzte. Jedes Mal wurde nur ein Stück amputiert, und am Ende war es sehr viel. Die erste Zeit habe ich geweint... Geheult... Ich stellte mir vor, wie ich über die Erde kriechen würde, laufen konnte ich ja nicht mehr, also würde ich kriechen.

Ich weiss selbst nicht, was mir geholfen, was mich von finsternen Gedanken abgehalten hat. Wie ich sie mir ausredete. Natürlich habe ich gute Menschen getroffen. Viele gute Menschen. Wir hatten einen Chirurgen, er selbst hatte auch keine Beine mehr, und der sagte über mich, das weiss ich von anderen Ärzten: ‚Ich bewundere sie. Ich habe schon viele Männer operiert, aber so etwas habe ich noch nicht gesehen. Sie sagt keinen Mucks.‘ Ich hielt durch ...

Dann kam ich zurück nach Disna. In meine Heimatstadt. Auf Krücken. Jetzt kann ich nicht mehr so gut laufen, weil ich alt bin, aber damals bin ich zu Fuss durch die ganze Stadt gelaufen und überallhin. Mit meinen Prothesen. Ich fuhr sogar über Land. Ich wurde stellvertretende Vorsitzende der Kreisverwaltung. Ein hoher Posten. Ich sass nie in meinem Büro. Ich war immer unterwegs, in den Dörfern, auf den Feldern. Ich ärgerte mich sogar, wenn ich meinte, dass man mich bevorzugt behandelte. Es gab damals nur wenige gebildete Kolchosvorsitzende, und wenn eine wichtige Kampagne lief, wurden Vertreter aus dem Kreis vor Ort geschickt. Jeden Montag wurden wir ins Kreiskomitee geholt und bekamen unsere Aufträge, wer wohin fahren sollte. Wenn ich am Fenster sass und sah, alle liefen zum Kreiskomitee, aber mich rief keiner an, dann tat das irgendwie sehr weh. Ich wollte sein wie alle.

Wenn dann endlich das Telefon klingelte und der Erste Sekretär sagte: ‚Fjokla Fjodorowna, kommen Sie bitte zu mir‘, da war ich glücklich, obwohl mir diese Fahrten sehr schwerfielen – in zwanzig, dreissig Kilometer entfernte Dörfer. Mal mit dem Auto, manchmal aber auch zu Fuss. Es kam vor, dass ich irgendwo im Wald hinfiel und nicht mehr aufstehen konnte. Dann legte ich die Tasche weg, um mich abzustützen, oder zog mich an einem Baum hoch und ging weiter. Dabei bezog ich Rente, ich hätte für mich allein leben können, nur für mich. Aber ich wollte für andere da sein. Ich bin Kommunistin ...

Ich besitze nichts Eigenes. Nur meine Orden, Medaillen und Eh-

renurkunden. Das Haus hat der Staat gebaut. Ein grosses Haus, weil keine Kinder darin leben, darum wirkt es so gross. Und die Decken so hoch. Ich bewohne es mit meiner Schwester. Sie ist meine Schwester, meine Mutter und meine Pflegerin. Nun bin ich alt... Morgens komme ich nicht mehr allein aus dem Bett...

Wir leben hier zusammen, leben von der Vergangenheit. Wir haben eine schöne Vergangenheit... Es war schwer, aber wir haben schön gelebt und ehrlich, und ich empfinde keine Kränkung. Für mein Leben...»

Fjokla Fjodorowna Struj
Partisanin

«Die Zeit hat uns so gemacht, wie wir waren. Wir haben uns bewiesen. Eine solche Zeit wird es nicht mehr geben. Damals war unsere Idee noch jung, und auch wir waren jung. Lenin war noch nicht lange tot. Stalin lebte noch ... Wie stolz trug ich das rote Halstuch, das Komsomolabzeichen!

Dann kam der Krieg. Und wir waren so... Natürlich entstand bei uns in Shitomir sehr schnell eine Untergrundbewegung. Ich war sofort dabei, darüber wurde gar nicht diskutiert: mitmachen oder nicht, Angst oder nicht. Das wurde gar nicht diskutiert...

Nach ein paar Monaten wurden wir entdeckt. Ich wurde von der Gestapo verhaftet... Natürlich hatte ich Angst. Das war für mich schlimmer als sterben. Ich hatte Angst vor Folter. Wenn ich nun nicht aushielte? So dachten wir alle... Ich zum Beispiel konnte seit meiner Kindheit nur schwer Schmerz ertragen. Aber wir kannten uns noch nicht, wir wussten nicht, wie stark wir waren...

Beim letzten Verhör, nach dem ich zum dritten Mal auf die Erschiessungsliste gesetzt wurde, beim dritten Vernehmer, der erklärte, er sei studierter Historiker, war es so... Dieser Faschist wollte begreifen, warum wir so waren, warum uns unsere Ideen so wichtig

sind. ‚Das Leben steht über jeder Idee‘, sagte er. Ich widersprach ihm natürlich, er schrie mich an, schlug mich. ‚Was ist es? Was bringt euch dazu, so zu sein? Den Tod gelassen hinzunehmen? Warum glauben die Kommunisten, der Kommunismus müsse in der ganzen Welt siegen?‘, fragte er. Er sprach sehr gut Russisch. Ich beschloss, ihm alles zu sagen – ich wusste, sie würden mich sowieso töten, also sollte das wenigstens nicht umsonst gewesen sein, sollte er wissen, dass wir stark sind. Rund vier Stunden fragte er mich aus, und ich antwortete, wie ich es verstand, was ich vom Marxismus-Leninismus in der Schule und an der Uni gelernt hatte. Das war für ihn... Er griff sich an den Kopf, rannte im Zimmer auf und ab, blieb wie angewurzelt stehen und sah mich lange, lange an, aber zum ersten Mal schlug er mich nicht...

Ich stand vor ihm ... Die Haare zur Hälfte ausgerissen – früher hatte ich zwei dicke Zöpfe ... Halb verhungert... Anfangs träumte ich noch: nur ein winziges Stückchen Brot, dann: wenigstens ein Stück Brotrinde, und schliesslich: wenigstens ein paar Krumen... So stand ich also vor ihm ... Mit brennenden Augen... Er hörte mir lange zu. Hörte mir zu und schlug mich nicht. Nein, Angst bekam er noch nicht, es war ja erst das Jahr dreiundvierzig. Aber er spürte bereits etwas ... eine vage Gefahr. Er wollte wissen, was das war. Und das erfuhr er von mir. Doch als ich weg war, liess er mich auf die Erschiessungsliste setzen.

In der Nacht vor der Erschiessung rief ich mir noch einmal mein Leben in Erinnerung, mein kurzes Leben ...

Der glücklichste Tag in meinem Leben war der, als mein Vater und meine Mutter, nachdem wir während der Bombenangriffe einige Dutzend Kilometer von zu Hause weggefahren waren, beschlossen, zurückzukehren. Nicht wegzugehen. Zu Hause zu bleiben. Ich wusste – wir würden kämpfen. Wir glaubten, so würde der Sieg bald kommen. Auf jeden Fall! Das Erste, was wir taten – wir suchten und retteten Verwundete. Sie lagen auf dem Acker, im Gras, in Strassengräben, hatten sich in Ställen verkrochen. Einmal

ging ich morgens hinaus, Kartoffeln buddeln, da fand ich einen in unserem Gemüsegarten. Er lag im Sterben ... Ein junger Offizier, er hatte nicht einmal mehr die Kraft, mir seinen Namen zu sagen. Ich glaube, ich war nie so glücklich wie in diesen Tagen ... Meine Eltern wurden mir neu geschenkt. Bis dahin hatte ich gedacht, mein Vater stünde der Politik fern, aber er war ein parteiloser Bolschewik. Meine Mutter war eine ungebildete Bäuerin, sie glaubte an Gott. Sie betete den ganzen Krieg über. Aber wie? Sie fiel vor der Ikone auf die Knie: ‚Errette das Volk! Errette Stalin! Errette die kommunistische Partei von diesem Unhold Hitler.‘ Bei jedem Verhör bei der Gestapo rechnete ich damit, dass gleich die Tür aufgehen und meine Angehörigen hereinkommen würden. Vater und Mutter ... Ich wusste, wo ich mich befand, und war glücklich, dass ich niemanden verriet. Mehr als den Tod fürchteten wir, jemanden zu verraten. Als ich verhaftet wurde, war mir klar, dass nun die Zeit der Qualen gekommen war. Ich wusste, mein Geist war stark – aber mein Körper?

An das erste Verhör erinnere ich mich nicht. Oder kaum. Ich wurde nicht bewusstlos... Nur einmal kurz, als man mir mit einem Rad die Arme verdrehte. Ich glaube, ich habe nicht geschrien, obwohl man mir vorher demonstriert hatte, wie andere schreien. Bei den folgenden Verhören war mein Schmerzgefühl abgestumpft, der Körper wurde gefühllos. Wie ein Stück Holz. Erst wenn alles vorbei war, wenn sie mich wieder in die Zelle geschleift hatten, spürte ich den Schmerz, dann wurde ich zu einer einzigen Wunde. Zu einer einzigen grossen Wunde. Der ganze Körper... Doch ich dachte nur: Durchhalten! Durchhalten! Damit Mama erfährt, dass ich als Mensch sterbe, dass ich niemanden verraten habe. Mama!

Ich wurde geschlagen und aufgehängt. Immer vollkommen nackt. Sie fotografierten mich. Wenn sie mich fotografierten, empfand ich Schmerzen. Seltsam – das bereitete mir körperliche Schmerzen. Bei allem anderen blieb ich stumpf. Mit den Armen

konnte ich nur die Brust bedecken... Ich habe gesehen, wie Menschen verrückt wurden... Ich habe gesehen, wie der kleine Kolja, er war noch kein Jahr alt, wir sprachen ihm immer das Wort ‚Mama‘ vor, wie er, als seine Mutter abgeholt wurde, auf unerklärliche Weise begriff, dass er sie für immer verliert, und zum ersten Mal im Leben schrie: ‚Mama!‘ Das war nicht nur ein Wort, das war mehr als ein Wort... Ich möchte Ihnen erzählen... Alles erzählen... Ach, was für Menschen bin ich dort begegnet! Sie starben in den Kellern der Gestapo, und von ihrem Mut wissen nur die Wände. Noch heute, nach vierzig Jahren, knie ich in Gedanken vor ihnen nieder. ‚Sterben ist das Leichteste‘, sagten sie. Aber leben ... Wir wollten so gern leben! Wir glaubten: Der Sieg wird kommen. Nur an einem zweifelten wir – werden wir diesen grossen Tag noch erleben?

In unserer Zelle gab es ein kleines Fenster, nein, kein Fenster, ein Loch, wenn jemand dich auf die Schultern nahm, dann sahst du ein Stück Himmel, nein, nicht einmal, nur ein Stück Dach. Aber wir waren alle so schwach, wir konnten einander nicht hochheben. Doch unsere Anja, die Fallschirmspringerin... Sie wurde kurz nach dem Absprung aus dem Flugzeug gefangen genommen, die Gruppe war in einen Hinterhalt geraten. Und sie, von der Prügel blutüberströmt, bat uns: ‚Hebt mich hoch, ich will in die Freiheit sehen. Ich will dorthin!‘

Ich will – und aus. Mit vereinten Kräften hoben wir sie an, und sie rief: ‚Kinder, da steht eine Blume!‘ Da bat jede: ‚Ich auch ...‘, ‚Ich auch ...‘ Irgendwoher nahmen wir die Kraft und halfen einander. Es war ein Löwenzahn – unbegreiflich, wie er da aufs Dach gekommen war, wie er sich dort halten konnte. Jede von uns versuchte, aus seinen Blättern die Zukunft zu lesen. Heute denke ich, wahrscheinlich fragte sich jede, ob sie wohl lebend aus dieser Hölle rauskommen würde.

Früher habe ich den Frühling sehr geliebt. Ich liebte es, wenn die Kirschbäume blühten und es unter den Fliederbüschen süss nach Flieder duftete ... Wundern Sie sich nicht über meinen Stil, ich habe

Gedichte geschrieben. Heute mag ich den Frühling nicht mehr. Der Krieg ist zwischen uns getreten, zwischen mich und die Natur. Als die Kirschbäume blühten, sah ich Faschisten in meiner Heimatstadt Shitomir...

Durch ein Wunder blieb ich am Leben. Ich wurde gerettet von Menschen, die meinem Vater danken wollten. Mein Vater war Arzt, das war damals sehr viel. Ich wurde im Dunkeln aus der Reihe gestossen, als man uns zur Erschiessung führte. Vor Schmerzen bekam ich nichts mit, ich lief wie im Schlaf... Sie brachten mich nach Hause, ich war voller Wunden und bekam sofort nervösen Hautausschlag. Ich konnte nicht einmal menschliche Stimmen ertragen. Sobald ich eine Stimme hörte, bekam ich sofort Schmerzen. Ich schrie die ganze Zeit, still war ich nur im heissen Wasser. Ich klammerte mich an meine Mutter, sie durfte mir nicht von der Seite weichen, auch wenn sie sagte: ‚Kind, ich muss zum Ofen. In den Garten ...‘ Ich hielt sie fest, liess sie nicht los. Sobald ich ihre Hand losliess, stürmte wieder alles auf mich ein. Alles, was ich erlebt hatte. Um mich irgendwie abzulenken, brachten sie mir Blumen. Mama pflückte mir meine geliebten Glockenblumen... Das Kleid, das ich bei der Gestapo angehabt hatte, bewahrte Mutter auf. Selbst als sie starb, lag es noch unter ihrem Kopfkissen. Bis zu ihrem Tod ...

Zum ersten Mal stand ich wieder auf, als ich unsere Soldaten sah. Plötzlich sprang ich, die über ein Jahr lang fest gelegen hatte, auf und rannte hinaus auf die Strasse: ‚Ihr Lieben! Meine Allerliebsten... Ihr seid wieder da ...‘ Die Soldaten trugen mich zurück in unsere Hütte. Im Überschwang lief ich am zweiten und am dritten Tag ins Wehrkomitee: ‚Gebt mir was zu tun!‘ Sie sagten meinem Vater Bescheid, und er kam mich abholen: ‚Kind, wie bist du bloss hergekommen? Wer hat dir geholfen?‘ Meine Kraft reichte nur für ein paar Tage. Dann kamen die Schmerzen wieder. Die Qualen. Ich schrie tagelang. Wer an unserer Hütte vorbeiging, betete: ‚Herr, nimm ihre Seele zu dir oder hilf ihr, dass sie sich nicht so quält.‘

Gerettet hat mich der Heilschlamm von Zchaltubo. Und der Wille zu leben. Leben, leben und sonst nichts. Ich habe noch gelebt. Gelebt wie alle anderen auch ... Vierzehn Jahre habe ich in der Bibliothek gearbeitet. Das waren Jahre voller Freude. Meine aller schönsten Jahre. Doch jetzt ist mein Leben nur noch ein einziger Kampf gegen die Krankheiten. Das Alter, da können Sie sagen, was Sie wollen, ist ein übles Ding. Dazu noch die Krankheiten. Und die Einsamkeit. Die langen schlaflosen Nächte... So viele Jahre sind vergangen, aber mein schlimmster Albtraum, von dem ich in kaltem Schweiss aufwache ... Ich erinnere mich nicht an Anjas Familiennamen ... Ich weiss nicht mehr, von wo sie stammte, aus der Gegend von Brjansk oder von Smolensk. Aber ich erinnere mich, wie sehr sie sich gegen das Sterben sträubte. Sie legte die molligen weissen Hände hinter den Kopf und rief durch das Fenstergitter: ‚Ich will leben!‘ Ich weiss nicht, wem ich davon erzählen soll... Wie ich ihre Angehörigen finden kann...

Sehen Sie, Sie weinen ... Ich habe ihre Angehörigen nicht gefunden ... Jedem, der weint, erzähle ich von ihr ...»

Sofja Mironowna Wereschtschak
Untergrundkämpferin

«Nach dem Krieg erfuhren wir von Auschwitz, von Dachau ... Ich erschrak: Wie schlimm können Menschen sein... Wie danach weiterleben? Und ich sollte bald entbinden ...

Da wurde ich in ein Dorf geschickt, Unterschriften für die Volksanleihe sammeln. Der Staat brauchte Geld, die Betriebe mussten wieder aufgebaut werden.

Ich kam an – das Dorf existierte nicht mehr, alle lebten in der Erde... In Erdhütten... Eine Frau kam heraus, ihre Kleidung sah zum Fürchten aus. Ich kroch in die Erdhütte, da sassen drei Kinder, alle halb verhungert. Sie zerstiess etwas im Mörser, irgendwelches Grünzeug.

Sie fragte mich: ‚Du kommst sammeln für die Anleihe?‘

„Ja.“

„Geld habe ich keins, aber ich habe ein Huhn. Ich geh mal zur Nachbarin, sie wollte es gestern haben – wenn sie es mir abkauft, dann gebe ich dir das Geld.“

Noch heute habe ich einen Kloss im Hals, wenn ich davon erzähle. Ihr Mann war gefallen, sie hatte nur noch ihre drei Kinder und nichts als dieses eine Huhn, und das verkaufte sie, um mir das Geld zu geben. Wir sammelten damals Bargeld. Sie war bereit, alles herzugeben, Hauptsache, es war Frieden, damit ihre Kinder am Leben blieben. Ich erinnere mich noch an ihr Gesicht. Und an alle ihre Kinder...

Ich gewann die Menschen wieder lieb. Ich vertraute ihnen...»

Klara Wassiljewna Gontscharowa

Flak-Soldatin

«Mama, was ist ein Papa?»

Sie haben vom Krieg erzählt als Soldaten. Und als Frauen.
Nun erzählen sie als Mütter...

Vom Baden eines Kindes und von einer Mama, die aussieht wie ein Papa

«Ich renne ... Wir sind mehrere. Wir laufen weg ... Wir werden gejagt, beschossen. Und dort steht meine Mutter, die MPs sind schon auf sie gerichtet. Aber sie sieht uns weglaufen. Und ich höre ihre Stimme, sie ruft etwas. Hinterher erzählten mir die Leute, was sie rief. Sie rief: ‚Gut, dass du das weisse Kleid an hast und die weissen Schuhe. Dich wird ja niemand mehr umziehen.‘ Sie war überzeugt, dass ich getötet würde, und freute sich, dass ich weiss gekleidet war...

Es war ganz still... Sie hatten plötzlich aufgehört zu schießen. Ich hörte nur meine Mutter rufen. Oder vielleicht schossen sie doch? Ich erinnere mich nicht... Ich erinnere mich nur an Mutters Stimme ...

Im Krieg ist meine ganze Familie umgekommen. Als der Krieg aus war, konnte ich auf niemanden warten...»

Ljubow Igorewna Rudkowskaja
Partisanin

«In Minsk fielen Bomben ...

Ich rannte in den Kindergarten, meinen Sohn abholen, meine Tochter war ausserhalb. Sie war gerade zwei geworden, sie ging in die Krippe, und die Krippe war aufs Land gefahren. Ich wollte erst meinen Sohn abholen und nach Hause bringen und dann sie holen. Ich wollte, dass wir alle zusammen waren.

Ich komme zum Kindergarten, über der Stadt sind Flugzeuge, irgendwo fallen Bomben. Da höre ich meinen Sohn hinterm Zaun sagen: ‚Habt keine Angst, Mama hat gesagt, die Deutschen werden geschlagene

Ich schaue durch die Gartentür, da stehen viele Kinder, und er beruhigt die anderen. Aber als er mich entdeckte, fing er an zu zittern und zu weinen – er hatte schreckliche Angst.

Ich brachte ihn nach Hause, bat meine Schwiegermutter, auf ihn aufzupassen, und brach auf, meine Tochter holen. Ich rannte! Dort, wo die Krippe sein sollte, war niemand mehr. Die Frauen im Dorf sagten, die Kinder seien weggebracht worden. Wohin? Von wem? Sie sagten, wahrscheinlich in die Stadt. Zwei Erzieherinnen waren bei ihnen, sie hatten nicht erst auf ein Auto gewartet, sondern waren zu Fuss losgegangen. Bis zur Stadt waren es zehn Kilometer... Und die Kinder waren noch ganz klein, ein bis zwei Jahre alt. Meine Gute, ich habe sie zwei Wochen lang gesucht... In verschiedenen Dörfern... Als ich in ein Haus kam und man mir sagte, das sei diese Krippe, das seien diese Kinder, konnte ich es nicht glauben. Sie lagen, verzeihen Sie, in ihren Exkrementen, hatten Fieber ... Wie tot lagen sie da ... Die Leiterin der Krippe war eine junge Frau – nun war sie grauhaarig. Sie waren den ganzen Weg bis zur Stadt gelaufen, unterwegs waren einige Kinder verloren gegangen, einige gestorben.

Ich lief zwischen den Kindern herum und fand meine Tochter nicht. Die Leiterin tröstete mich: ‚Verzweifeln Sie nicht, suchen Sie weiter. Sie muss hier sein. Ich erinnere mich an sie.’

Ich erkannte meine Elotschka nur an ihrem Schuh... Sonst hätte ich sie nie und nimmer erkannt...

Dann brannte unser Haus ab ... Wir standen auf der Strasse, besaßen nur noch das, was wir auf dem Leib trugen. Inzwischen hatten die deutschen Truppen die Stadt besetzt. Wir konnten nirgendwohin, ein paar Tage lang lief ich mit den Kindern durch die Strassen. Dann traf ich Tamara Sergejewna Sinizina, vor dem Krieg waren wir flüchtig bekannt. Sie hörte mich an und sagte: ‚Kommen Sie mit zu mir.‘

‚Meine Kinder haben Keuchhusten. Wie kann ich da mitkommen?‘

Sie hatte auch kleine Kinder, sie konnten sich anstecken. Und das in so einer Zeit... Es gab keine Medikamente, keine Krankenhäuser, nichts.

‚Doch, kommen Sie mit.‘

Meine Gute, kann man so etwas vergessen? Sie teilten ihre Kartoffelschalen mit uns. Ich nähte aus meinem alten Röck eine Hose für meinen Sohn, damit ich ihm etwas zum Geburtstag schenken konnte.

Aber wir wollten gern kämpfen... Das Nichtstun quälte uns ... Was war das für ein Glück, als wir die Möglichkeit bekamen, uns in die illegale Arbeit einzuschalten, nicht mehr die Hände in den Schoss legen mussten! Uns nicht mehr mit allem abfinden und warten. Nur warten. Meinen Sohn, er war ja schon grösser, schickte ich für alle Fälle zu meiner Schwiegermutter. Sie stellte mir eine Bedingung: ‚Ich nehme meinen Enkel zu mir, aber dass du nie mehr hier auftauchst. Sonst werden wir deinetwegen noch alle umgebracht.‘ Drei Jahre habe ich meinen Sohn nicht gesehen, ich hatte Angst, zu ihnen zu gehen. Meine Tochter, die nahm ich mit, als ich dann gesucht wurde, als die Deutschen auf meine Spur gekommen waren, da ging ich mit meiner Tochter zu den Partisanen. Fünfzig Kilometer habe ich sie getragen. Auf dem Arm ...

Über ein Jahr war sie dort mit mir... Ich denke oft: Wie haben wir beide das überlebt? Wenn Sie mich danach fragen – ich kann es Ihnen nicht sagen. Meine Güte, so etwas kann man unmöglich aus-

halten. Wenn ich das Wort ‚Partisanenblockade‘ höre, bekomme ich heute noch Zähneklappern.

Mai dreiundvierzig... Ich wurde mit einer Schreibmaschine ins benachbarte Partisanengebiet geschickt, das von Borissow. Sie besaßen eine Schreibmaschine mit russischer Schrift, aber sie brauchten eine mit deutscher, und so eine hatten nur wir. Die hatte ich im Auftrag des illegalen Komitees aus dem besetzten Minsk rausgeschmuggelt. Als ich dort ankam, am See Palik, begann nach einigen Tagen die Blockade. Da war ich nun hineingeraten ...

Obendrein nicht allein, sondern mit meiner Tochter. Wenn ich für ein, zwei Tage wegging, dann liess ich sie immer bei den anderen, aber für länger ging das nicht. Also hatte ich das Kind mitgenommen. Nun sassen wir beide also in der Blockade fest. Die Deutschen hatten das Partisanengebiet abgeriegelt. Von oben warfen sie Bomben, am Boden wurde geschossen. Die Männer trugen nur ihr Gewehr, ich aber trug mein Gewehr, die Schreibmaschine und Elotschka. Wenn ich stolperte, flog sie in hohem Bogen über mich in den Sumpf. Nach einer Weile wieder... Und das zwei Monate lang! Ich schwor mir, wenn ich überleben sollte, dann ziehe ich tausend Kilometer weit weg von den Sümpfen, ich kann sie nicht mehr sehen.

‚Ich weiss, warum du dich nicht hinlegst, wenn sie schiessen. Du willst, dass wir zusammen getötet werdens Das sagte mein vierjähriges Kind zu mir. Aber ich hatte einfach nicht die Kraft, mich hinzulegen, sonst hätte ich nicht mehr aufstehen können.

Manchmal hatten die Partisanen Mitleid.

‚Komm, lass uns deine Tochter mal tragen ...‘

Aber ich vertraute sie niemandem an. Wenn wir nun plötzlich angegriffen wurden, und sie wurde getötet, wenn ich nicht bei ihr war? Wenn sie nun verloren ging...

Brigadekommissar Lopatin empfing mich.

‚Was für eine Frau!‘ Er war erschüttert. ‚In einer solchen Lage,

mit dem Kind, noch an die Schreibmaschine denken – das könnte nicht einmal jeder Mann.'

Er nahm Elotschka auf den Arm, umarmte und küsste sie. Dann drehte er seine Taschen um, schüttete ihr ein paar Brotkrumen auf die Hand. Dazu trank sie Sumpfwasser. Die anderen Partisanen folgten seinem Beispiel, drehten auch die Taschen um und gaben ihr die Brotkrumen.

Als wir aus der Blockade rauskamen, war ich krank. Voller Furunkel, die Haut löste sich in Fetzen. Und dann das Kind... Wir warteten auf ein Flugzeug aus dem Hinterland, es hiess, wenn es kommt, werden die Schwerverwundeten abtransportiert, und es könnte auch meine Elotschka mitnehmen. Ich erinnere mich genau an den Augenblick, als ich sie ins Flugzeug steigen liess. Die Verwundeten riefen ihr zu: ‚Elotschka, komm her ...‘ – ‚Komm zu mir...‘ – ‚Hier ist genug Platz ...‘ Sie kannten sie alle, sie hatte ihnen im Lazarett oft Lieder vorgesungen.

Der Pilot fragte: ‚Mit wem bist du hier, Kleine?‘

‚Mit Mama. Sie steht draussen.‘

‚Ruf deine Mama, sie soll mitkommen.‘

‚Nein, Mama kann nicht weg. Sie muss die Faschisten schlagen

So waren sie, unsere Kinder. Ich sah ihr Gesicht, und mir schnürte es die Kehle zu – ob ich sie wohl wiedersehen würde?

Ich will Ihnen noch erzählen, wie ich meinen Sohn wiedertraf ... Das war schon nach der Befreiung. Ich ging zum Haus meiner Schwiegermutter, die Beine wie Watte. Die Frauen in der Abteilung, die schon älter waren, hatten mich gewarnt: ‚Wenn du ihn siehst, sag auf keinen Fall gleich, dass du seine Mutter bist. Denk dran, was er alles durchgemacht hat.‘

Die Nachbarstochter kam angelaufen: ‚Oh! Ljonjas Mama. Ljonja lebt noch ...‘

Meine Beine versagten den Dienst: Mein Sohn lebt! Sie erzählte, die Schwiegermutter sei an Typhus gestorben, und die Nachbarin habe Ljonja zu sich genommen.

Ich ging zu ihnen auf den Hof. Was hatte ich an? Eine deutsche Feldbluse, einen gestopften schwarzen Rock, alte Stiefel. Die Nachbarin erkannte mich sofort, sagte aber nichts. Mein Sohn sass bei ihr, barfuss und zerlumpt.

„Wie heisst du, Junge?“, fragte ich.

„Ljonja.“

„Und bei wem lebst du?“

„Früher hab‘ ich bei meiner Oma gelebt. Als sie gestorben ist, hab‘ ich sie begraben. Ich bin jeden Tag zu ihr gegangen und hab‘ sie gebeten, dass sie mich zu sich ins Grab nimmt. Ich hatte Angst, allein zu schlafen ...“

„Wo sind denn deine Mama und dein Papa?“

„Papa lebt, er ist an der Front. Aber Mama haben die Faschisten umgebracht. Das hat Oma gesagt ...“

Ich war zusammen mit zwei Partisanen gekommen, die ihre Kameraden begruben. Sie hörten, was mein Sohn mir antwortete, und weinten.

Da hielt ich es nicht mehr aus: „Warum erkennst du denn deine Mama nicht?“

Er stürzte sich auf mich: „Papa!“ Ich trug ja Männerkleidung, eine Männermütze. Dann umarmte er mich mit dem Schrei: „Mama!!!“

Das war ein solcher Schrei... Eine solche Hysterie ... Einen Monat lang liess er mich nicht weg, nicht einmal zur Arbeit. Ich nahm ihn mit. Es reichte ihm nicht, mich zu sehen, bei mir zu sein, er musste mich festhalten. Wenn wir uns an den Tisch setzten, dann hielt er mich mit einer Hand fest, mit der anderen ass er. Er nannte mich nur „Mamotschka“. Noch heute nennt er mich so. Mamotschka...

Als mein Mann und ich uns wiedersahen, reichte eine Woche nicht, um alles zu erzählen. Ich redete Tag und Nacht...»

Raissa Grigorjewna Chossenewitsch
Partisanin

«Begraben... Wir mussten bei den Partisanen oft jemanden begraben. Wenn eine Gruppe in einen Hinterhalt geraten oder jemand im Gefecht gefallen war. Ich will Ihnen von diesen Begräbnissen erzählen...

Es war ein sehr schweres Gefecht. Wir hatten viele Menschen verloren, ich selbst wurde verwundet. Und dann nach dem Gefecht das Begräbnis. Normalerweise wurden am Grab kurze Reden gehalten. Erst sprachen die Kommandeure, dann die Freunde. Diesmal war unter den Toten ein junger Bursche aus der Gegend, und seine Mutter war zum Begräbnis gekommen. Sie begann ihn zu beweinen: ‚Ach, mein lieber Sohn! Wir haben doch schon eine Hütte für dich gebaut! Du hast uns versprochen, du führst eine Schwiegertochter heim! Und nun vermählst du dich mit der Erde ...‘

Die Abteilung stand schweigend daneben, niemand rührte sie an. Dann hob sie den Kopf und sah, dass nicht nur ihr Sohn getötet worden war, sondern noch viele andere junge Leute da lagen, und sie beweinte auch die fremden jungen Männer: ‚Ach, meine lieben Söhne! Eure Mütter können euch nicht sehen, sie wissen gar nicht, dass ihr in der Erde liegt! Und die Erde ist so kalt. Es ist ja bitterkalter Winter. Ich werde für sie weinen, um euch alle. Meine Lieben... Meine Guten ...‘

Bei ihren Worten ‚um euch alle‘ und ‚meine Lieben‘ fingen alle Männer lauthals an zu weinen. Keiner konnte sich mehr beherrschen. Die Abteilung stand da und schluchzte. Da brüllte der Kommandeur: ‚Salut!‘ Und der Salut übertönte alles.

Was mich damals so beeindruckt hat, und das empfinde ich noch heute, ist die Grösse dieses Mutterherzens. In ihrem grossen Kummer, als sie ihren Sohn begrub, hatte sie noch Herz genug, auch die fremden Söhne zu beweinen, als wären es ihre eigenen...»

Larissa Leontjewna Korotkaja
Partisanin

«Ich kehrte heim in mein Dorf...

Vor unserem Haus spielten Kinder. Ich schaute sie an und dachte: Welches ist wohl meins? Sie sahen alle gleich aus. Die Haare kurz geschoren, wie man früher die Schafe geschoren hat, alle über einen Kamm. Ich erkannte meine Tochter nicht, fragte, wer von ihnen Ljussja sei. Eins der Kinder in einem langen Hemd schrak auf und rannte zum Haus. An der Kleidung konnte man kaum erkennen, wer ein Mädchen war und wer ein Junge. Ich fragte noch einmal: ‚Wer von euch ist Ljussja?‘

Sie zeigten auf das Haus: Da ist sie hingelaufen. Das war also meine Tochter.

Einen Augenblick später kam Grossmutter mit ihr raus, die Mutter meiner Mutter. Sie führte sie zu mir: ‚Na komm. Jetzt werden wir dieser Mama mal was erzählen, weil sie uns allein gelassen hat.‘

Ich trug Uniform wie ein Mann, ein Käppi auf dem Kopf und sass auf einem Pferd. Meine Tochter hatte sich ihre Mama natürlich so vorgestellt wie ihre Grossmutter, wie andere Frauen. Das hier aber war ein Soldat. Sie liess sich lange nicht von mir auf den Arm nehmen, hatte Angst vor mir. Tja, da konnte ich beleidigt sein, wie ich wollte, aber schliesslich hatte nicht ich sie aufgezogen, sondern die Grossmutter.

Ich hatte Seife mitgebracht. Das war damals ein tolles Geschenk, und als ich sie wusch, biss sie darauf, wollte sie probieren, sie aufessen. So lebten sie. Ich hatte meine Mutter als junge Frau in Erinnerung, doch nun war sie eine Greisin. Als man ihr sagte, ihre Tochter sei da, lief sie aus dem Garten hinaus auf die Strasse. Sie sah mich und rannte mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Auch ich erkannte sie und rannte los. Ein paar Schritte vor mir fiel sie entkräftet hin. Ich fiel daneben. Küsste meine Mutter. Küsste die Erde. In meinem Herzen war eine solche Liebe und ein solcher Hass...

Ich erinnere mich, wie ein verwundeter deutscher Soldat die Hände in die Erde krallte, er hatte Schmerzen, doch ein russischer

Soldat sagte zu ihm: ‚Hände weg, das ist meine Erde! Deine ist da, wo du hergekommen bist ...‘»

Maria Wassiljewna Pawlowez

Partisanenärztin

«Ich bin meinem Mann an die Front gefolgt...

Meine Tochter liess ich bei meiner Schwiegermutter, aber die starb bald. Mein Mann hatte eine Schwester, und die nahm das Kind zu sich. Nach dem Krieg, nach meiner Demobilisierung, wollte sie mir mein Kind nicht geben. Sie sagte ungefähr, ich könne keine Tochter haben, ich hätte sie schliesslich als kleines Kind verlassen und sei in den Krieg gezogen. Wie kann eine Mutter ihr Kind verlassen, noch dazu ein so hilfloses? Als ich aus dem Krieg heimkam, war meine Tochter schon sieben Jahre alt, als ich sie verliess, war sie drei gewesen. Ich fand ein grosses Mädchen vor. Körperlich war sie klein, vom mangelnden Essen und mangelnden Schlaf; in der Nähe war ein Lazarett, dort sang und tanzte sie immer und bekam dafür Brot. Das erzählte sie mir später... Zuerst wartete sie auf ihre Mama und ihren Papa, dann nur noch auf ihre Mama. Papa war gefallen... Das verstand sie schon ...

An der Front dachte ich oft an meine Tochter, ich vergass sie keinen Augenblick, ich träumte von ihr. Ich hatte grosse Sehnsucht nach ihr. Aber ich war nicht böse auf meine Schwägerin. Ich versuchte, sie zu verstehen, sie hatte ihren Bruder sehr geliebt, er war stark und schön, es war irgendwie unvorstellbar, dass er getötet werden konnte. Er fiel in den ersten Kriegsmonaten. Sie wollte nicht hergeben, was ihr von ihm geblieben war. Sie war eine der Frauen, für die Familie und Kinder das Wichtigste im Leben sind. Ob Bomben fallen, ob geschossen wird – sie denkt vor allem: Das Kind wurde heute gar nicht gebadet! Ich kann sie nicht verurteilen...

Sie hat gesagt, ich sei grausam... Hätte keine Frauenseele... Dabei haben wir im Krieg sehr gelitten ... Ohne unsere Familie, unser

Zuhause, unsere Kinder... Viele hatten Kinder zu Hause, nicht nur ich. Wenn wir unterm Fallschirm sassen und auf einen Gefechtsauftrag warteten, spielten die Männer Domino, wir aber bestickten Taschentücher, bis eine Leuchtrakete das Signal zum Start gab. Wir blieben Frauen. Wissen Sie, meine Kopilotin zum Beispiel. Sie wollte ein Foto nach Hause schicken, da haben wir rumgefragt, wer ein Tuch besass, das banden wir ihr um die Schultern, damit die Schulterstücke verdeckt waren. Es sah aus, als hätte sie ein Kleid an... So haben wir sie fotografiert. Das war ihr Lieblingsfoto ...

Meine Tochter und ich sind noch gute Freunde geworden...
Das sind wir bis heute ...»

Antonina Grigorjewna Bondarewa
Fliegerin, Gardeleutnant der Luftstreitkräfte

Von Rotkäppchen und von der Freude, im Krieg eine Katze zu treffen

«Ich brauchte lange, um mich an den Krieg zu gewöhnen ...

Wir rückten zum Angriff vor. Als ein Verwundeter aus einer Arterie blutete, das hatte ich noch nie gesehen, es spritzte wie eine Fontäne, rannte ich, um den Arzt zu holen. Der Verwundete brüllte: ‚Wohin? Wo willst du hin? Bind mich mit dem Koppel ab!‘ Da erst kam ich zu mir.

Das Allerschlimmste ... Das war, als ein siebenjähriger Junge seine Mama verlor. Sie wurde getötet. Natürlich war es schlimm, wenn Soldaten starben, aber wenn eine Mutter starb... Der Junge sass am Wegrand neben seiner toten Mutter. Er begriff nicht, dass sie nicht mehr lebte, er wartete, dass sie aufwachte, bat sie um Essen...

Unser Kommandeur liess den Jungen nicht weg, er nahm ihn zu

sich. ‚Du hast keine Mama mehr, mein Sohn, aber du wirst viele Papas haben.‘ So wuchs er bei uns auf. Als Sohn des Regiments. Seit er sieben war.

Wenn Sie wieder weg sind, wird mein Mann mit mir schimpfen. Er mag solche Gespräche nicht. Er war nicht im Krieg, er ist noch jung, jünger als ich. Wir haben keine Kinder. Ich muss immer an diesen kleinen Jungen denken. Er hätte mein Sohn sein können...

Nach dem Krieg hatte ich mit allen Mitleid. Einen Hahn schlachten... Einen Eber... Hinkende Hunde und Katzen... Ich nahm alle mit nach Hause. Irgendwie kann ich fremden Schmerz nicht ertragen. Ich habe im Krankenhaus gearbeitet, die Patienten mochten mich, weil ich so mitfühlend bin. Wir haben einen grossen Garten. Ich habe noch nie einen Apfel verkauft, keine einzige Beere. Ich verschenke alles, teile mit anderen... Ich möchte alle lieben ... Das ist noch vom Krieg geblieben...»

Ljubow Sacharowna Nowik
Krankenschwester

«Vor dem Tod hatte ich keine Angst... Ich sagte mir: Wenn er kommt, dann bin ich nicht mehr... Angst hatte ich vor Folter ... Wenn sie Kameraden von uns geschnappt hatten, dann folgten ein paar Tage banges Warten: Halten sie die Folter aus oder nicht? Wenn nicht, dann gab es neue Verhaftungen. Nach einer Weile hiess es, sie sollten hingerichtet werden. Dann bekam ich den Auftrag: Geh nachsehen, wer heute gehängt wird. Du gehst durch die Strassen, siehst: Sie befestigen schon den Strick ... Du darfst nicht weinen, darfst keine Sekunde stehen bleiben, denn überall sind Spitzel. Da brauchte man viel – das Wort passt hier gar nicht – viel Mut, seelische Kraft, um still zu bleiben. Um nicht zu schreien. Nicht zu weinen ...

Damals habe ich nicht geweint...

Ich wusste, worauf ich mich einliess, aber so richtig zu spüren bekam ich das erst, als ich vom SD verhaftet wurde. Sie traten mich

mit Stiefeln, schlugen mich mit Peitschen. Ich erfuhr, was die Faschisten ‚Maniküre‘ nannten: Sie legen deine Hände auf den Tisch, und dann treibt eine Maschine dir Nadeln unter die Fingernägel... Unter alle gleichzeitig. Ein höllischer Schmerz. Man verliert sofort das Bewusstsein. Ich kann mich nicht einmal mehr genau daran erinnern, nur an den höllischen Schmerz, was danach war, weiss ich nicht mehr. Dann das Strecken zwischen Balken. Vielleicht heisst das anders, ich weiss nicht. Jedenfalls erinnere ich mich an Folgendes: Hier ein Balken und da einer, und dich legen sie dazwischen... Und dann ist da eine Maschine. Du hörst, wie deine Knochen knirschen und ausgereckt werden...Wie lange? Auch daran erinnere ich mich nicht... Die Folterung auf dem elektrischen Stuhl... Das war, nachdem ich einem der Henkersknechte ins Gesicht gespuckt hatte... Ob er jung war oder alt – keine Ahnung. Sie hatten mich nackt ausgezogen, und er trat auf mich zu und griff nach meiner Brust... Ich war hilflos ... Ich konnte nur spucken ... Ich spuckte ihm ins Gesicht. Dafür setzten sie mich auf den elektrischen Stuhl...

Seitdem kann ich elektrischen Strom schlecht vertragen. Ich erinnere mich, wie es ist, wenn du anfängst zu zucken... Heute kann ich nicht einmal bügeln ... Das ist mir fürs ganze Leben geblieben. Wenn ich anfangen zu bügeln, spüre ich den Strom im ganzen Körper... Ich kann nichts machen, was mit Strom zu tun hat. Vielleicht hätte ich nach dem Krieg eine Psychotherapie gebraucht? Ich weiss nicht. Aber nun habe ich mein Leben auch so gelebt...

Ich weiss nicht, warum ich heute dauernd weine. Damals habe ich nicht geweint...

Ich wurde zum Tod durch Erhängen verurteilt. Sie brachten mich in eine Todeszelle. Dort waren schon zwei Frauen. Wissen Sie, wir haben nicht geweint, sind nicht in Panik ausgebrochen: Als wir in den Untergrund gingen, wussten wir schliesslich, was uns erwartet, darum verhielten wir uns ruhig. Wir sprachen über Poesie,

erinnerten uns an unsere Lieblingsoper... Wir redeten viel über Anna Karenina... Über die Liebe... Wir sprachen nicht einmal über unsere Kinder, wir hatten Angst, an sie zu denken. Wir lächelten sogar, machten uns gegenseitig Mut. So verbrachten wir zweieinhalb Tage... Am Morgen des dritten Tages holten sie mich ab. Wir verabschiedeten uns, küssten uns ohne Tränen. Angst empfand ich nicht – offenbar hatte ich mich schon so an den Gedanken an den Tod gewöhnt, dass ich keine Angst mehr hatte. Und auch keine Tränen mehr. Ich empfand Leere. Ich konnte an niemanden mehr denken ...

Wir waren lange unterwegs, ich weiss nicht einmal mehr, wie lange, schliesslich nahm ich Abschied vom Leben ... Aber als das Auto hielt, konnten wir, etwa zwanzig Leute, nicht mehr runterklettern, so erschöpft waren wir. Sie warfen uns wie krepierete Hunde auf die Erde, und der Kommandant befahl uns, zu den Baracken zu kriechen. Er trieb uns mit der Peitsche an... Vor einer Baracke stand eine Frau und stillte ein Kind. Und irgendwie, wissen Sie ... Die Hunde, die Wachleute, alle standen wie erstarrt und rührten sie nicht an. Der Kommandant sah das ... Er sprang auf die Mutter zu, riss ihr das Kind weg... Wissen Sie, da war so eine Pumpe, eine Wasserpumpe, und er schlug das Kind gegen dieses Eisenrohr. Das Gehirn spritzte raus... Die Milch... Ich sah, wie die Mutter umfiel, ich sah es und begriff – ich bin schliesslich Ärztin ... Ich wusste, ihr Herz hatte das nicht ausgehalten...

Wir wurden zur Arbeit geführt. Durch die ganze Stadt, durch vertraute Strassen. Wir liefen bergab, an einer Stelle war die Strasse sehr steil, plötzlich hörte ich einen Schrei: ‚Mama, Mamotschka!‘ Da stand meine Tante Dascha, und meine Tochter kam vom Bürgersteig auf mich zugerannt. Sie waren zufällig die Strasse entlanggelaufen und hatten mich entdeckt. Meine Tochter umschlang meinen Hals. Und stellen Sie sich vor, die Hunde, die darauf dressiert waren, Menschen anzufallen, kein einziger Hund rührte sich von der

Stelle. Normalerweise, wenn man denen zu nahe kam, dann rissen sie einen in Stücke, darauf waren sie ja abgerichtet, aber nun rührten sie sich nicht von der Stelle. Meine Tochter umarmte mich, ich weinte nicht, ich sagte nur: ‚Mein Kind! Nataschenka, nicht weinen. Ich bin bald wieder zu Hause.‘ Die Wachleute standen da und die Hunde. Und keiner rührte sie an ...

Auch da habe ich nicht geweint...

Meine Tochter sprach mit fünf keine Gedichte, sondern Gebete. Das brachte Tante Dascha ihr bei. Sie betete für Papa und Mama, dass wir am Leben blieben.

Vierundvierzig, am dreizehnten Februar, wurde ich zur faschistischen Zwangsarbeit ins Konzentrationslager Croisette am Ärmelkanal gebracht. Am achtzehnten März, dem Tag der Pariser Kommune, organisierten die Franzosen unsere Flucht, und ich ging zum Maquis. Ich erhielt den französischen Orden ‚Kreuz der Ehrenlegion‘....

Nach dem Sieg kehrte ich heim... Ich erinnere mich ... Der erste Halt auf russischem Boden ... Wir sprangen alle aus dem Zug, wir küssten den Boden, umarmten ihn... Ich erinnere mich: Ich trug einen weissen Kittel, ich fiel auf die Erde, küsste sie und stopfte mir ganze Hände voll unter den Kittel. Nie wieder, dachte ich, nie wieder werde ich mich von ihr trennen, von meiner Heimerde ...

Ich kam nach Minsk, doch mein Mann war nicht zu Hause. Meine Tochter war noch bei Tante Dascha. Mein Mann war vom NKWD verhaftet worden. Ich ging hin ... Was ich mir dort anhören musste ... Sie sagten: ‚Ihr Mann ist ein Verräter! Dabei hatten mein Mann und ich zusammen im Untergrund gearbeitet. Zu zweit. Er war ein mutiger, anständiger Mensch. Jemand musste ihn denunziert haben ... Verleumdet... ‚Nein‘, sagte ich, ‚mein Mann kann kein Verräter sein. Ich vertraue ihm. Er ist ein aufrechter Kommunist.‘ Der zuständige Ermittler brüllte mich an: ‚Mund halten, Franzosenhure! Mund halten!‘ Alle, die in Gefangenschaft gewesen waren oder in der Okkupation gelebt hatten, standen unter Verdacht.

Dass wir gekämpft hatten, spielte keine Rolle. Das Volk hatte gesiegt, aber Stalin vertraute dem Volk trotzdem nicht. So dankte uns die Heimat... Für unsere Liebe, für unser Blut...

Ich lief rum... Schrieb an alle Instanzen. Nach einem halben Jahr wurde mein Mann entlassen. Eine Rippe gebrochen, eine Niere gesenkt... Die Faschisten hatten ihm den Kopf eingeschlagen und einen Arm gebrochen, dort war er ergraut, und fünfundvierzig wurde er beim NKWD endgültig zum Krüppel gemacht. Ich habe ihn jahrelang gepflegt, seine Krankheiten kuriert. Aber ich durfte kein Wort dazu sagen, davon wollte er nichts hören... ‚Das war ein Irrtum‘, sagte er nur. Hauptsache, meinte er, wir haben gesiegt. Und Punkt. Und ich glaubte ihm ...

Ich habe nicht geweint. Damals habe ich nicht geweint...»

Ljudmila Michailowna Kaschetschkina,
Untergrundkämpferin

«Wie erklärt man das einem Kind? Wie erklärt man ihm den Tod?

Ich ging mit meinem Sohn die Strasse entlang, und da lagen Tote – auf beiden Seiten der Strasse. Ich erzählte ihm von Rotkäppchen, und überall lagen Tote. Das war, als wir von der Flucht heimkehrten. Wir kamen bei meiner Mutter an, und er benahm sich ganz seltsam: Kroch unters Bett und kam tagelang nicht raus. Er war fünf Jahre alt, und er wollte nicht mehr auf die Strasse raus ...

Ein Jahr plagte ich mich mit ihm. Ich konnte nicht herausfinden, was los war. Wir wohnten in einem Keller, wenn jemand die Strasse entlanglief, sahen wir nur die Stiefel. Einmal kam er unterm Bett vorgekrochen, sah ein Paar Stiefel im Fenster und schrie ... Später fiel mir ein, dass ein Faschist ihn mal mit einem Stiefel getreten hatte...

Na, irgendwie ging das mit ihm vorbei. Er spielte auf dem Hof

mit den anderen Kindern, und einmal kam er nach Hause und fragte: ‚Mama, was ist ein Papa?‘

Ich erklärte es ihm: ‚Unser Papa ist hell und schön und kämpft in der Armee.‘

Als Minsk befreit wurde, kamen als Erstes Panzer in die Stadt. Mein Sohn kam heulend nach Hause gerannt.

‚Mein Papa ist nicht dabei! Sie sind alle dunkel, keiner ist hell!‘

Es war Juli, die Panzerfahrer waren jung und braun gebrannt.

Mein Mann kam als Invalide aus dem Krieg. Er war nicht mehr jung, er war alt, und ich hatte meine liebe Not: Der Sohn dachte immer, sein Vater sei hell und schön, und nun war er ein kranker alter Mann. Er wollte ihn lange nicht als seinen Vater akzeptieren. Er wusste nicht, wie er ihn anreden sollte. Ich musste sie erst behutsam aneinander gewöhnen.

Wenn mein Mann spät von der Arbeit kam, empfing ich ihn: ‚Warum kommst du so spät? Dima hat ständig gefragt: Wo ist mein Papa?‘

Er war ja in den sechs Jahren Krieg (er war schon im Japanischen Krieg gewesen) auch von seinem Sohn entwöhnt. Von seinem Zuhause.

Wenn ich etwas für den Sohn kaufte, dann sagte ich: ‚Das hat Papa gekauft, er denkt an dich ...‘

Irgendwann haben sie sich dann angefreundet...»

Nadeshda Wikentjewna Chatschenko

Untergrundkämpferin

«Meine Lebensgeschichte...

Ich habe seit neunzehnhundertneunundzwanzig bei der Eisenbahn gearbeitet. Als Beimann auf einer Lok. Lokführerinnen gab es damals in der ganzen Sowjetunion noch nicht. Aber das war mein Traum. Der Leiter des Depots schüttelte nur den Kopf. ‚Nein, dieses Mädchen – will unbedingt einen Männerberuf erlernen!‘ Aber ich

setzte mich durch. Einunddreissig wurde ich die Erste ... Die erste Lokführerin. Sie werden es nicht glauben, aber wenn ich die Lok fuhr, dann versammelten sich an der Bahnstation die Leute. ‚Ein Mädchen fährt die Lok!‘

Unsere Lok war gerade zur Durchsicht, also zur Reparatur. Mein Mann und ich fuhren immer abwechselnd, denn wir hatten schon ein Kind, deshalb richteten wir uns das so ein: Wenn er fuhr, blieb ich beim Kind, wenn ich fuhr, war er zu Hause. An dem Tag war mein Mann gerade von der Arbeit gekommen und ich hätte fahren müssen. Am Morgen wachte ich auf und hörte, dass auf der Strasse etwas anders war als sonst, es war so laut. Ich schaltete das Radio ein: ‚Krieg!‘

Ich lief zu meinem Mann.

‚Ljonja, steh auf! Es ist Krieg! Steh auf, es ist Krieg!‘

Er rannte ins Depot und kam weinend zurück.

‚Es ist Krieg! Krieg! Weisst du, was das heisst – Krieg?‘

Was tun? Wohin mit dem Kind?

Ich wurde mit unserem Sohn nach Uljanowsk evakuiert, ins Hinterland. Wir bekamen eine Zweizimmerwohnung, eine schöne Wohnung, so eine habe ich jetzt nicht. Mein Sohn ging in den Kindergarten. Alles war gut. Alle mochten mich. Kein Wunder! Eine Lokführerin, noch dazu die Allererste! Sie werden es nicht glauben, aber ich blieb dort nicht lange, nicht mal ein halbes Jahr. Ich hielt es nicht mehr aus: Alle verteidigten die Heimat, und ich sass zu Hause!

Mein Mann kam und fragte: ‚Was ist, Marussja, bleibst du im Hinterland sitzen?‘

‚Nein‘, sagte ich, ‚ich komme mit.‘

Zu der Zeit wurde gerade eine Sonderkolonne für die Versorgung der Front zusammengestellt. Mein Mann und ich meldeten uns. Mein Mann als erster Lokführer, ich als zweiter. Vier Jahre fuhren wir im Güterwaggon herum, unser Sohn immer mit. Er hat im ganzen Krieg nicht einmal eine Katze zu sehen gekriegt. Als er in der Nähe von Kiew eine Katze gefangen hatte, wurde unser Zug

heftig bombardiert, fünf Flugzeuge griffen uns an, und er hielt die Katze im Arm und redete auf sie ein. ‚Mein liebes Kätzchen, wie schön, dass ich dich getroffen habe. Ich bin immer ganz allein, na komm, bleib bei mir. Lass dich küssen.‘ Er war ein Kind. Ein Kind muss haben, was ein Kind braucht. Beim Einschlafen sagte er: ‚Mama, wir haben eine Katze. Jetzt haben wir ein richtiges Zuhause.‘ Sie werden es nicht glauben ...

Wir wurden dauernd bombardiert, mit MGs beschossen. Dabei zielten sie natürlich immer auf die Lok, um den Lokführer zu töten und die Lok zu zerstören. Die Flugzeuge gingen ganz tief runter und schossen auf den Güterwaggon und auf die Lok, und im Güterwaggon sass mein Sohn. Am meisten Angst hatte ich um ihn. Sie werden es nicht glauben, bei Bombenangriffen holte ich ihn aus dem Waggon zu mir auf die Lok. Ich drückte ihn ganz fest an mich. ‚Wenn schon getötet werden, dann zusammen, vom selben Splitter.‘ Aber wie soll das gehen? Darum sind wir wohl am Leben geblieben.

Die Lok ist mein Leben, meine Jugend, das Schönste in meinem Leben. Ich würde noch heute gern fahren, aber sie lassen mich nicht mehr – zu alt...

Es ist schrecklich, im Krieg ein Kind zu haben. So dumm... Und jetzt... Ich lebe bei der Familie meines Sohnes. Er ist Arzt, leitet eine Station. Unsere Wohnung ist nicht gross. Aber ich fahre nie in Urlaub oder ins Sanatorium. Sie werden es nicht glauben: Ich mag mich nicht von meinem Sohn und den Enkeln trennen. Nicht einmal für einen Tag. Auch mein Sohn verreist nie. Er arbeitet seit bald zwanzig Jahren, aber er war im Urlaub noch nie verreist. Seine Kollegen wundern sich alle, dass er noch nie um einen Urlaubsplatz gebeten hat. ‚Ich bleibe lieber bei dir, Mama‘, sagt er. Meine Schwiegertochter ist genauso. Sie werden es nicht glauben, wir haben auch keine Datscha, und zwar deshalb, weil wir uns nicht einmal für ein paar Tage trennen können. Ich kann keinen Augenblick ohne sie leben.

Wenn Sie im Krieg gewesen wären, wüssten Sie, was das bedeutet – sich für einen Tag zu trennen. Nur für einen einzigen Tag...»

Maria Alexandrowna Arestowa
Lokführerin

Darüber, warum geschwiegen wird, wenn man schon reden kann

«Noch jetzt muss ich flüstern, wenn ich darüber rede. Nach vierzig Jahren ... Flüstern...

Ich hänge auf dem Balkon Wäsche auf. Da höre ich die Nachbarin rufen... Mit ganz fremder Stimme ruft sie: ‚Valja! Valja!‘ Ich renne runter. Auf dem Hof steht Iwan. Mein Mann... Er ist zurück von der Front! Er lebt! Ich küsse ihn, berühre ihn. Streichle ihn. Umarme ihn. Aber er ... Er steht ganz steif da. Ich merke – er ist wie tot, irgendwie ganz erstarrt. Ich erschrecke: Wahrscheinlich eine Kopfverletzung? Halb so schlimm... Ich pflege ihn schon gesund. Hauptsache, er ist wieder da. Das alles schießt mir in einer Sekunde durch den Kopf. In einer Sekunde.

Die Nachbarn versammeln sich. Alle freuen sich. Aber er ist wie versteinert.

Ich: ‚Wanja, was ist los? Was ist mit dir?‘

‚Komm mit ins Haus.‘

Wir gehen hinein. Er setzt sich.

‚Verstehst du ...‘ Er kann nicht weiterreden. Weint.

Wir hatten eine Nacht... Nur eine einzige Nacht...

Am nächsten Morgen holten sie ihn ab. Brachten ihn weg. Wie einen Verbrecher. Er wusste, dass sie ihn abholen würden. Sie hatten ihn schon in der Sonderabteilung verhört. Ihm die Schulterstücke abgerissen. Sie ahnen es natürlich schon? Er war in Gefangenschaft gewesen, war verwundet in Gefangenschaft geraten und

hätte sich erschiessen müssen. Ein sowjetischer Offizier ergibt sich nicht... Das hatte Stalin gesagt... Das wiederholten auch die Vernehmer. Er hätte sich erschiessen müssen. Aber er konnte sich nicht erschiessen, er war verwundet... Er konnte nicht... Er wollte es, das weiss ich ...

Aus der Gefangenschaft floh er in den Wald. Zu den Partisanen. Zwei Jahre kämpfte er dort. Aber das wurde ihm nicht angerechnet, das wurde nicht einmal erwähnt.

Wir hatten eine Nacht... Nur eine einzige Nacht nach unserem Sieg...

Am Morgen holten sie ihn ab. Ich setzte mich auf einen Stuhl in der Küche und wartete, dass unser Sohn aufwachte, er war damals neun. Ich wusste, er würde aufwachen und fragen: ‚Wo ist Papa?‘ Was sollte ich ihm sagen? Und die Nachbarn ...

Nach sieben Jahren kam mein Mann wieder. Mein Sohn und ich mussten vier Jahre warten, bis er aus dem Krieg heimkehrte, und noch einmal sieben Jahre, bis er aus dem Lager entlassen wurde. Elf Jahre Warten. Unser Sohn war inzwischen gross ...

Ich habe flüstern gelernt. Flüsternd zu denken. Wo ist Ihr Mann? Wo ist dein Vater?

Heute kann man das laut herausschreien. Man muss es herausschreien. Ich will es ... Aber ich habe trotzdem Angst...»

Valentina Jewdokimowna Michalzowa
Partisanenverbindungsfrau

«Und sie legt die Hand dorthin, wo das Herz ist...»

Dann endlich der Sieg.

War die Welt früher geteilt in Frieden und Krieg, so war sie es nun in Krieg und Sieg. Das waren wieder zwei verschiedene Welten, zwei verschiedene Leben. Nachdem wir hassen gelernt hatten, mussten wir wieder lieben lernen. Uns wieder an vergessene Gefühle erinnern. An vergessene Worte.

Der Mensch des Krieges musste ein Mensch des Nichtkrieges werden.

Darüber, wie widerwärtig es ist, in den letzten Tagen des Krieges zu töten

«Wir waren glücklich ...

Wir überschritten die Grenze – die Heimat war befreit. Ich erkannte die Soldaten nicht wieder, sie waren plötzlich andere Menschen. Alle lächelten. Zogen sich saubere Hemden an. Sie trugen Blumen in der Hand – so glückliche Menschen habe ich später nie wieder gesehen. Ich dachte, wenn wir in Deutschland einmarschieren, dann würde ich mit niemandem Erbarmen haben. So viel Hass hatte sich in meiner Brust angesammelt! Warum sollte ich sein Kind verschonen, wenn er meins getötet hatte? Warum sollte ich seine Mutter verschonen, wenn er meine aufgehängt hatte? Warum sollte

ich sein Haus nicht anrühren, wenn er meins verbrannt hatte? Warum? Warum? Ich wollte ihre Frauen sehen, ihre Mütter, die solche Söhne geboren hatten. Wie würden sie uns in die Augen sehen?

Alles fiel mir wieder ein, und ich dachte: Was wird in uns vorgehen? In unseren Soldaten? Wir haben nichts vergessen ... Wir kamen in einen Ort, Kinder liefen herum – hungrig, unglücklich. Und ich, die ich geschworen hatte, dass ich sie alle hasse, sammelte bei meinen Jungs, was jeder geben konnte, was er von der Verpflegung erübrigen konnte, jedes Stückchen Zucker, und gab es den deutschen Kindern. Natürlich hatte ich nichts vergessen, ich erinnerte mich an alles, aber ich konnte nicht ungerührt in hungrige Kinderaugen blicken.

Am frühen Morgen standen die deutschen Kinder bereits Schlange vor unseren Küchen, es gab Suppe und etwas Festes. Jedes Kind trug über der Schulter eine Tasche für das Brot und am Gürtel einen Thermosbehälter für die Suppe und irgendwas für die Grütze, die Erbsen... Für die Bevölkerung empfanden wir keinen Hass. Wie gesagt: Wir gaben den Kindern zu essen, versorgten sie medizinisch. Wir haben sie sogar gestreichelt ...»

Sofja Adamowna Kunzewitsch
Sanitätsinstrukteurin

«Ich kam bis nach Deutschland ...

Ich war Oberfeldscherin in einem Panzerregiment. Wir hatten T34, die gerieten schnell in Brand. Sehr schlimm. Zuvor hatte ich noch nie einen Schuss gehört, nicht einmal aus einem Jagdgewehr. Als wir an die Front fuhren, gab es irgendwo weit weg einen Bombenangriff, da schien mir, dass die ganze Erde bebt. Ich war siebzehn, hatte gerade die Fachschule abgeschlossen. Und dann geriet ich sofort in ein Gefecht.

Ich kletterte aus dem Panzer... Feuer... Der Himmel brennt... Die Erde brennt... Eisen brennt... Hier liegen Tote, aber dort schreit jemand: ‚Hilfe!‘, ‚Hilfe!‘ Da überkam mich eine solche Angst! Ich

weiss gar nicht, wieso ich nicht weggerannt bin. Weg vom Schlachtfeld. So etwas ist so schlimm, dafür gibt es gar keine Worte, nur Gefühle. Früher konnte ich mir keine Kriegsfilme anschauen, jetzt tue ich das manchmal, aber ich muss immer weinen.

Ich kam nach Deutschland ... Ich erinnere mich an alles ... Das Erste, was ich auf deutschem Boden sah, war ein selbst gemaltes Plakat direkt am Wegrand: ‚Hier ist das verfluchte Deutschland!‘

Wir kamen in ein Dorf, da war nur noch eine alte Frau. Sie hatten alles stehen und liegen gelassen und waren abgehauen... Man hatte ihnen eingeredet: Wenn die Russen kommen, dann bringen sie euch um, stechen euch ab, hacken euch in Stücke ...

Ich sagte zu ihr, zu der alten Frau: ‚Wir haben gesiegt
Sie fing an zu weinen.

‚Ich habe zwei Söhne in Russland verlorene

‚Und wer ist daran schuld? Wie viele haben wir verloren!‘

Sie sagte: ‚Hitler ...‘

‚Das war nicht Hitler allein. Das waren doch eure Kinder, eure Männer ...‘

Da schwieg sie. Meine Mutter ist im Krieg verhungert, sie hatten kein Salz, rein gar nichts. Und mein Bruder lag schwer verwundet im Lazarett. Zu Hause wartete nur meine Schwester auf mich. Sie schrieb, als unsere Truppen in Orjol einmarschierten, habe sie jedes Mädchen in Uniform angehalten. Sie dachte, ich wäre bestimmt dabei. Aus unserer Familie sind nur noch Frauen übrig...»

Nina Petrowna Sakowa
Leutnant, Feldscherin

«Die Strassen des Sieges ...

Das können Sie sich nicht vorstellen, die Strassen des Sieges! Da liefen Polen, Franzosen, Tschechen, Bulgaren... Alles befreite Häftlinge, mit Handwagen, Bündeln und Nationalflaggen ... Alle

durcheinander, alle auf dem Weg nach Hause. Alle umarmten uns...

«Wir trafen auf russische Mädchen. Ich sprach sie an, und sie erzählten... Unterwegs merkte eine von ihnen, dass sie schwanger war, sie war vergewaltigt worden von dem Mann, bei dem sie gearbeitet hatten. Sie weinte, schlug sich auf den Bauch. ‚Nein, ich bringe keinen Fritz nach Hause! Das tue ich nicht!‘ Sie hängte sich auf.

Damals hätte man zuhören müssen, zuhören und aufschreiben ... Warum hat das damals niemand getan?

Einmal fuhren meine Freundin und ich Fahrrad. Eine Deutsche kam uns entgegen, ich glaube, mit drei Kindern – zwei im Wagen, eins lief neben ihr, hielt sich an ihrem Rock fest. Sie sah völlig erschöpft aus. Und dann, als sie mit uns auf einer Höhe war, verstehen Sie, da fiel sie auf die Knie und verneigte sich. So ... Bis zur Erde ... Was sie sagte, verstanden wir nicht. Da legte sie die Hand dorthin, wo das Herz ist, und zeigte auf die Kinder. Jedenfalls, wir begriffen: Sie weinte, verneigte sich und dankte uns, weil ihre Kinder noch am Leben waren ...

Sie war ja auch die Frau von irgendjemandem. Ihr Mann war wahrscheinlich Soldat an der Ostfront gewesen... In Russland ...»

Anastassija Wassiljewna Woropajewa

Gefreite, Flak-Soldatin

«Alles kam vor... Bei uns verliebte sich ein Offizier in ein deutsches Mädchen. Er wurde degradiert und ins Hinterland geschickt.

Ich erinnere mich an eine vergewaltigte Deutsche. Ganz nackt lag sie da ... Eine Granate zwischen den Beinen ...

Aber darüber sollte man vielleicht lieber nicht...»

A. Ratkina

Telefonistin

«Die Heimaterde war befreit... Sterben wurde völlig unerträglich, jemanden zu begraben wurde unerträglich. Sie starben auf fremder Erde, wurden in fremder Erde begraben. Man erklärte uns, der Feind müsse endgültig zerschlagen werden. Der Feind sei noch gefährlich... Das verstanden alle... Aber sterben mochte niemand ... Trotz allem ...

Ich erinnere mich an viele Plakate am Wegrand, sie sahen aus wie Kreuze. ‚Hier ist das verfluchte Deutschland!‘ An dieses Plakat erinnert sich jeder ...

Alle hatten auf diesen Augenblick gewartet... Jetzt werden wir verstehen... Werden sehen ... Woher kommen sie? Wie sieht ihre Erde aus, wie sehen ihre Häuser aus? Sind sie etwa ganz normale Menschen? Führten sie ein ganz normales Leben? An der Front konnte ich mir nicht vorstellen, je wieder Heine-Gedichte zu lesen. Oder meinen geliebten Goethe ... Ich würde nie mehr Wagner hören können... Vor dem Krieg, ich bin in einer Musikerfamilie aufgewachsen, liebte ich die deutsche Musik – Bach, Beethoven. Das alles strich ich aus meiner Welt. Dann sahen wir, dann zeigte man uns Krematorien... Das Lager Auschwitz ... Berge von Frauenkleidern, Kinderschuhen ... Graue Asche ... Von Menschen ... Was von ihnen übrig war ... Sie brachten sie auf die Felder, düngten Kohl damit und Salat...

Und nun waren wir auf ihrem Boden ... Das Erste, was uns verblüffte, waren die guten Strassen. Die grossen Bauernhäuser. Tüll, weisse Vorhänge ... Blumentöpfe, selbst in Schuppen, und hübsche Vorhänge. Weisse Tischdecken... Teures Geschirr... Wir konnten nicht verstehen: Warum waren sie in den Krieg gezogen, wenn es ihnen so gut ging? Bei uns lebten die Menschen in Erdhütten, sie dagegen hatten weisse Tischdecken. Tranken aus Porzellantassen... Ach ja, noch eine Erschütterung habe ich ganz vergessen, das war früher. Als wir auf dem Vormarsch waren, die ersten deutschen Schützengräben, die wir eroberten ... Wir sprangen hinein, und wenn es Morgen war, dann war in den Thermoskannen der Kaffee noch heiss. Brot. Weisse Laken... Wir hatten das alles nicht. Wir

schliefen auf Stroh, auf Reisig. Manchmal waren wir zwei, drei Tage ohne warmes Essen. Unsere Soldaten schossen auf diese Thermoskannen ... Auf diesen Kaffee ...

In deutschen Häusern habe ich später zerschossenes Kaffeegerät gesehen. Blumentöpfe. Kissen...

Wir verstanden nicht, woher ihr Hass kam. Unserer war verständlich. Aber ihrer?

Wir durften Päckchen nach Hause schicken. Seife, Zucker. Manche schickten Schuhe, die Deutschen hatten solides Schuhwerk, Uhren, Ledersachen. Ich konnte nicht. Ich wollte nichts von ihnen nehmen, obwohl ich wusste, dass meine Mutter und meine Schwestern bei fremden Leuten wohnten. Unser Haus war verbrannt. Als ich heimkehrte, erzählte ich meiner Mutter davon. Sie umarmte mich und sagte: ‚Ich hätte von denen auch nichts nehmen können. Sie haben unseren Papa getötet‘

Einen Band Heine nahm ich erst zwanzig Jahre nach dem Krieg wieder in die Hand ...»

Aglaja Borissowna Nesteruk
Unterfeldwebel, Nachrichtensoldatin

«Das war schon in Berlin... Da passierte mir Folgendes: Ich gehe die Strasse entlang, und ein Junge mit MP kommt mir entgegengerannt – Volkssturm, der Krieg ist schon fast zu Ende. Die letzten Tage. Ich habe eine MP in der Hand. Schussbereit. Der Junge schaut mich an, zwinkert und fängt an zu weinen. Und ich glaube es kaum – auch ich weine. Er tat mir auf einmal so leid, dieser Junge mit seiner albernen MP. Ich stiess ihn in den Eingang eines zerstörten Hauses – los, versteck dich. Doch er erschrak, er dachte, ich würde ihn gleich erschiessen – ich hatte eine Mütze auf, darunter war nicht zu erkennen, ob ich ein Mädchen war oder ein Mann. Er packte meine Hand. Heulte!

Ich strich ihm über den Kopf. Er erstarrte. Es war immerhin Krieg... Ich war ja selbst ganz erstarrt! Ich hatte sie doch den ganzen Krieg hindurch gehasst! Aber gerecht oder ungerecht – Töten ist widerwärtig, besonders am Ende des Krieges ...»

Albina Alexandrouma Gantimurova

Unterfeldwebel, Aufklärerin

«Ich bedaure ... Ich habe eine Bitte nicht erfüllt...

In unser Lazarett wurde ein verwundeter deutscher Soldat gebracht. Ich glaube, er war Flieger. Seine Hüfte war zerschmettert, und er bekam Wundbrand. Irgendwie hatte ich Mitleid mit ihm. Er lag da und schwieg.

Ich konnte ein bisschen Deutsch. Ich fragte ihn: ‚Trinken?‘

‚Nein.‘

Die anderen Verwundeten wussten, dass ein deutscher Verwundeter im Zimmer lag. Er lag einzeln. Wenn ich zu ihm ging, waren sie empört.

‚Was, Sie bringen dem Feind Wasser?‘

‚Er liegt im Sterben... Ich muss ihm helfen ...‘

Sein Bein war ganz blau, man konnte nichts mehr tun. Die Blutvergiftung frisst den Menschen im Nu auf, binnen eines Tages.

Ich gab ihm Wasser, er sah mich an und sagte plötzlich: ‚Hitler kaputt!‘

Das war zweiundvierzig. Wir waren bei Charkow eingeschlossen.

Ich fragte: ‚Warum?‘

‚Hitler kaputt!‘

Daraufhin sagte ich zu ihm: ‚Das denkst und sagst du jetzt, weil du hier liegst. Aber dort tötet ihr ...‘

Er: ‚Ich habe nicht geschossen, ich habe nicht getötet. Ich wurde gezwungen. Aber ich habe nicht geschossen ...‘

‚Das behauptet jeder, wenn er in Gefangenschaft gerät.‘

Plötzlich bat er mich: ‚Bitte, bitte, Frau ...‘ Und gab mir ein Päckchen Fotos. Er zeigte darauf: Seine Mutter, er selbst, seine Brüder, seine Schwestern... Schöne Fotos. Auf die Rückseite eines Fotos schrieb er eine Adresse. ‚Sie werden dort sein. Bestimmt!‘ Das sagte dieser Deutsche zweiundvierzig vor Charkow. ‚Dann werfen Sie das bitte in einen Briefkasten‘.

Ich habe diese Fotos lange bei mir getragen. Ich war traurig, als ich sie bei einem Bombenangriff verlor. Der Umschlag verschwand, als wir schon in Deutschland waren ...»

Lilija Michailowna Butko
Chirurgie-Schwester

«Ich erinnere mich an ein Gefecht...

In diesem Gefecht machten wir viele Gefangene. Darunter auch Verwundete. Wir verbanden sie. Es war sehr heiss. Wir fanden einen Teekessel, gaben ihnen zu trinken. Wir lagen auf freiem Feld, wurden beschossen. Wir bekamen den Befehl, uns schnell einzugraben, uns zu tarnen.

Wir hoben Schützengräben aus. Die Deutschen sahen zu. Wir erklärten ihnen: Na los, helft mit, ran an die Arbeit. Als sie begriffen, was wir von ihnen wollten, sahen sie uns entsetzt an: Sie dachten, wenn die Gruben fertig sind, würden wir sie davorstellen und erschiessen. Sie nahmen an, dass wir mit ihnen genauso umgehen würden, wie sie mit unseren Gefangenen umgingen. Sie hätten sehen sollen, mit welcher Angst sie gruben... Mit was für Gesichtern...

Als sie dann sahen, dass wir sie verbanden, ihnen Wasser zu trinken gaben und sie in den Schützengräben, die sie ausgehoben hatten, in Deckung gehen sollten, waren sie völlig verwirrt ... Da sah ich bei ihnen zum ersten Mal menschliche Augen ...»

Nina Wassiljewna Iljinskaja
Krankenschwester

«Der Krieg ging zu Ende... Wir mussten lernen, Erbarmen zu haben... Aber woher sollte das Erbarmen kommen?

Der Politstellvertreter rief mich zu sich.

„Vera Iossifowna, Sie müssen sich um deutsche Verwundete kümmern“.

Zu der Zeit waren schon zwei Brüder von mir gefallen.

„Das tue ich nicht.“

„Aber es muss sein, verstehen Sie.“

„Das schaffe ich nicht, zwei Brüder von mir sind gefallen – ich kann sie nicht sehen, ich könnte sie eigenhändig erstechen, aber doch nicht behandeln. Verstehen Sie doch ...“

„Das ist ein Befehl!“.

„Wenn es ein Befehl ist, dann füge ich mich. Ich bin Soldat.“

Ich behandelte diese Verwundeten, tat alles, was nötig war, aber es fiel mir schwer. Sie zu berühren, ihre Schmerzen zu lindern. Damals entdeckte ich bei mir die ersten grauen Haare. Eben in dieser Zeit. Ich tat alles für sie: Operieren, Füttern, Schmerzen lindern. Alles, was zu tun war. Nur eines brachte ich nicht über mich: die Abendvisite. Morgens musste man verbinden, den Puls fühlen, kurz, da war man Arzt, aber bei der Abendvisite musste man mit den Patienten reden, sie fragen, wie sie sich fühlten. Das konnte ich nicht. Verbinden und operieren, das ja, aber mit ihnen reden – nein. Das sagte ich dem Politstellvertreter auch gleich: „Die Abendvisite übernehme ich nicht...“»

Vera Iossifowna Chorewa
Militärchirurgin

«In Deutschland ... Da gab es in unseren Lazaretten schon viele deutsche Verwundete ...

Ich erinnere mich an meinen ersten deutschen Verwundeten. Er hatte Wundbrand, sein Bein wurde amputiert... Er lag in meinem Zimmer...

Am Abend sagte jemand zu mir: „Katja, sieh mal nach deinem Deutschen.“

Ich ging hin. Vielleicht hatte er Blutungen oder so. Er lag wach. Hatte kein Fieber, nichts.

Er sah mich lange an, dann holte er eine kleine Pistole hervor.
,Hier ...'

Er sprach Deutsch, ich erinnere mich nicht mehr genau, aber ich verstand ihn, soweit meine Schulkenntnisse eben reichten.

,Hier', sagte er, ,ich wollte euch töten, jetzt töte du mich.'

Er meinte, weil wir ihn gerettet hätten. Ich konnte ihm doch nicht die Wahrheit sagen, dass er sterben würde ...

Als ich das Zimmer verliess, merkte ich, dass ich weinte ...»

Jekaterina Petrowna Schalygina
Krankenschwester

«Ich hatte Angst vor einer Begegnung...

Als ich noch zur Schule ging, besuchten uns einmal deutsche Schüler. In Moskau. Wir gingen mit ihnen ins Theater, sangen zusammen. An einen deutschen Jungen erinnere ich mich sehr gut. Er konnte so schön singen. Wir freundeten uns an, ich verliebte mich sogar in ihn. Und den ganzen Krieg lang dachte ich: Was, wenn ich ihn treffe und wiedererkenne? Ist er etwa auch dabei? Ich bin sehr emotional, schon als Kind war ich schrecklich sensibel. Schrecklich!

Einmal ging ich übers Schlachtfeld, das Gefecht war gerade erst vorbei, und da glaubte ich, ihn unter den Toten zu erkennen. Nun, ein junger Bursche, der ihm sehr ähnlich sah... Lag auf der umgepflügten Erde... Ich habe lange vor ihm gestanden ...»

Maria Anatoljewna Flerowskaja
Politmitarbeiterin

«Neue Begriffe kamen auf: Erbarmen und Verzeihen... Aber wie verzeihen? Wie vergessen? Die Tränen der Angehörigen verzeihen. Ihren Tod...

Er hatte von seiner Frau einen Brief bekommen, sie schrieb, alle seien tot. Alle seine Brüder. Seine Eltern. Er nahm seine MP und stürzte in ein deutsches Haus, gleich neben dem, in dem wir stationiert waren. Wir hörten Schreie ... Furchtbare Schreie ... Niemand konnte ihn stoppen... Andere Soldaten liefen ihm nach, aber es war schon zu spät. Sie nahmen ihm die MP ab. Fesselten ihm die Hände ... Er weinte. Fluchte und weinte. ‚Erlaubt mir, mich selbst zu erschliessen.‘

Er wurde verhaftet...»

A. S-wa Flak-Soldatin

«Ich war achtzehn geworden... Da kam der Brief: Im Kreiskomitee melden, Verpflegung für drei Tage mitnehmen, Wechselwäsche, einen Becher, einen Löffel. Mobilisierung zur Arbeitsfront.

Wir wurden in die Stadt Nowotroizk im Gebiet Orenburg gebracht. Wir arbeiteten im Werk. Der Frost war so streng, dass der Mantel im Zimmer gefror, er wurde steif wie ein Brett. Vier Jahre ohne Urlaub, ohne freie Tage.

Wir warteten und warteten, dass der Krieg endlich vorbei war. Eines Nachts um drei wurde es plötzlich laut im Wohnheim, der Direktor und die anderen Chefs waren da, und es hiess: ‚Sieg!‘ Ich konnte nicht vom Bett aufstehen, die anderen wollten mir helfen, aber ich fiel immer wieder um. Den ganzen Tag konnte ich nicht aufstehen. Das muss die Freude gewesen sein. Als ich am nächsten Morgen auf die Strasse ging, hätte ich am liebsten jeden umarmt und geküsst...»

Xenija Klimentjewna Belko
Soldatin der Arbeitsfront

«Sieg – was für ein schönes Wort...

Der Sieg... Meine Freundinnen fragten: ‚Was willst du werden?‘ Wir hatten ja so viel gehungert. Wir redeten immer davon, uns wenigstens einmal satt essen zu können. Ich hatte einen Traum – von

meinem ersten Lohn nach dem Krieg wollte ich mir eine ganze Kiste Gebäck kaufen. Was ich nach dem Krieg werden wollte? Koch natürlich! Ich arbeite noch heute in der Gastronomie...

Die zweite Frage war: ‚Wann willst du heiraten?‘ So schnell wie möglich ... Ich träumte vom Küssen. Ich wollte so gern küssen. Bitte lachen Sie nicht... Und singen wollte ich. Singen! Na bitte – Sie lächeln ... Aber ich singe so gern ...»

Jelena Pawlowna Schalowa
Komsomolsekretärin eines Schützenbataillons

«Ich hatte schiessen gelernt...

Aber in den drei Jahren... Im Krieg hatte ich sämtliche Grammatikregeln vergessen. Den ganzen Schulstoff. Ich konnte eine MP mit verbundenen Augen auseinandernehmen, aber bei der Aufnahmeprüfung fürs Studium machte ich im Aufsatz lauter Kinderfehler und fast kein einziges Komma. Meine Rettung waren meine Kriegsauszeichnungen.

Beim Studium erfuhr ich erneut, was menschliche Güte ist. Nachts litt ich unter Albträumen: SS-Leute, Hundegebell, die Schreie von Sterbenden. Menschen, die zur Erschiessung geführt werden... Die Angst in den Augen, die Angst der letzten Minute... Und eine solche Verzweiflung! Das verfolgte mich... Quälte mich tödlich. Die Ärzte verboten mir das Studieren. Aber die Mädchen aus meinem Zimmer sagten, ich solle die Ärzte vergessen, und übernahmen eine stillschweigende Patenschaft über mich. Jeden Abend schleppten sie mich abwechselnd ins Kino, in Komödien. ‚Du musst viel lachen‘, redeten sie auf mich ein. Ob ich wollte oder nicht – ich musste. Es gab nicht viele Komödien, und ich hab’ jede wohl hundertmal gesehen. Die erste Zeit klang mein Lachen wie Weinen ...

Aber die Albträume liessen nach. Ich konnte studieren ...»

Tamara Ustinowna Worobejkowa
Untergrundkämpferin

«Wenn ich anfangen, vom Krieg zu erzählen... Da stockt mir das Herz...

Es starben so junge Männer... Im Frühling... Ich erinnere mich, im Frühling, vor allem, wenn die Gärten blühten, war es besonders schlimm, Menschen zu begraben. An blühende Blumen auf den Wiesen erinnere ich mich nicht, aber an die weissen Gärten. Im Krieg gab es so wenig Weiss ... Selbst wenn Ihnen das schon erzählt wurde, schreiben Sie es trotzdem noch einmal auf. Die Erinnerung daran ist sehr stark ...

Zweieinhalb Jahre war ich an der Front. Meine Hände haben Tausende Verbände angelegt, Tausende Wunden ausgewaschen ... Ich habe verbunden und verbunden ... Einmal ging ich mein Kopftuch wechseln, lehnte mich an den Fensterrahmen und döste kurz ein. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich ausgeruht. Der Arzt beschimpfte mich. Ich verstand nicht... Bevor er ging, brummte er mir drei Strafdienste ausser der Reihe auf, und meine Kollegin erklärte mir, was los war: Ich war über eine Stunde weg gewesen. Ich war eingeschlafen.

Es ist kein Wunder, dass es jetzt mit meiner Gesundheit so schlecht steht und mit meinen Nerven. Wenn ich gefragt werde: ‚Was für Auszeichnungen haben Sie?‘, geniere ich mich zu gestehen, dass ich keine Auszeichnungen besitze, ich habe keine bekommen. Vielleicht, weil wir so viele waren und weil jeder im Krieg nach bestem Gewissen seine Arbeit tat. Man konnte ja nicht alle auszeichnen! Aber die grösste Auszeichnung gehört uns allen gemeinsam: der neunte Mai. Der Tag des Sieges! Meine Freundin ist nach vierzig Jahren am Tag des Sieges gestorben. Dieser Tag war zu viel für ihr Herz ... Unser Tag...

Ich erinnere mich... In unserer Einheit gab es einen merkwürdigen Vorfall. Ein Hauptmann starb am ersten Tag, als wir deutschen Boden betreten hatten. Alle seine Angehörigen waren umgekommen. Er war ein tapferer Mann, und er hatte so darauf gewartet... Auf diesen Tag... Darauf, ihre Erde zu sehen, ihren Kummer, ihr Leid. Wie sie weinen. Ihre Ruinen ... Er starb einfach so, er war

nicht verwundet, nichts. Er erreichte sein Ziel, schaute sich um – und starb ... Ich frage mich noch heute manchmal: Warum ist er gestorben?»

Tamara Iwanowna Kurajewa

Krankenschwester

«Ich bat sofort um Versetzung an die vorderste Linie, gleich nach der Ankunft. Eine Einheit marschierte vorbei, der schloss ich mich an. Damals dachte ich, von der vordersten Linie komme ich wenigstens einen Tag früher nach Hause als aus dem Hinterland. Zu Hause hatte ich nur meine Mutter. Unsere Mädchen erinnern sich noch heute: ‚Sie blieb nicht gern in der Sanitätskompanie.‘ Das stimmt, wenn ich in die Sanitätskompanie kam, wusch ich mich schnell, schnappte mir ein paar Sachen, und dann ging’s wieder zurück in den Schützengraben. An die vorderste Kampflinie. An mich selbst dachte ich nicht. Kriechen, rennen ... Nur der Geruch von Blut... An den Geruch von Blut konnte ich mich nicht gewöhnen ...

Nach dem Krieg war ich Hebamme auf einer Entbindungsstation, aber das konnte ich nicht lange. Ich reagierte allergisch auf den Geruch von Blut, mein Organismus konnte ihn einfach nicht vertragen. Ich hatte im Krieg so viel Blut gesehen, dass ich es nicht mehr ertrug. Mehr vertrug mein Organismus nicht... Ich ging weg von der Entbindungsstation. Zum medizinischen Notdienst. Ich hatte Nesselsucht und Atemnot.

Einmal nähte ich mir eine Bluse aus rotem Stoff, am nächsten Tag hatte ich komische Flecke auf den Armen. Bläschen. Ich konnte kein Blut, keinen roten Batist, keine roten Blumen, ob Rosen oder Nelken, mehr vertragen ... Nichts Rotes ...»

Maria Jakowlewna Jeshowa

Gardeleutnant, Zugführerin eines Sanitätszuges

«Als der Krieg vorbei war ... Da hatte ich lange ein eigenartiges Verhältnis zum Tod ...

In Minsk fuhr die erste Strassenbahn wieder, und ich sass in dieser Strassenbahn. Plötzlich hielt die Bahn, alle schrien, die Frauen weinten. ‚Ein Mann wurde überfahren! Er ist tot!‘ Ich blieb als Einzige im Wagen sitzen und verstand nicht, warum sie weinten. Ich hatte nicht das Gefühl, dass das etwas Schlimmes war. Ich hatte an der Front so viele Tote gesehen... Noch vor Kurzem... Ich reagierte gar nicht. Ich war daran gewöhnt, von Toten umgeben zu sein ... Sie waren immer da ...

Später kehrte das Gefühl zurück, da war es wieder schlimm, wenn ich einen Toten sah. Den Tod. Nach einigen Jahren kehrte das Gefühl zurück. Ich wurde wieder normal... War wieder genau so wie die anderen...»

Bella Issaakowna Epstein
Unterfeldwebel, Scharfschützin

«Auf einmal wollte ich schrecklich gern leben ...»

Ich fragte sie nach dem Tod, und sie erzählten mir vom Leben. Mein Buch, das weiss ich jetzt, ist ein Buch über das Leben, nicht über den Krieg. Darüber, wie sehr der Mensch leben will...

Ich hatte eine Freundin, Tamara Stepanowna Umnjagina. Wir waren viele Jahre befreundet. Aber nie sprachen wir über den Krieg, sie weigerte sich immer: «Du kannst mich fragen, wonach du willst, mein Brillantstück (ihre Lieblingsanrede), aber nicht nach dieser Zeit. Nicht nach dem Krieg...» Und dann plötzlich ein Anruf: «Komm her. Ich fürchte, ich sterbe. Mein Herz macht Sperenzien. Und dann schaffe ich es nicht mehr.»

So kam es tatsächlich. Wenige Tage nach unserem Gespräch. Eines Nachts – Notarzt, Schlaganfall. Ihre letzten Worte, sagten die Ärzte zu ihrer Tochter, waren: «Ich habe es nicht mehr geschafft...»

Was hat sie nicht mehr geschafft? Welche Worte hat sie nicht mehr hinterlassen? Was nicht mehr erledigen können? Das werde ich nun nicht mehr erfahren. Ich kann sie nicht mehr fragen. Darum habe ich aus ihrer Erzählung kein Wort gestrichen. Ich habe alles bewahrt. Auch deshalb, weil sie, genau wie alle anderen, selten «ich» sagte, meist «wir». Jede erzählte von sich und zugleich von allen.

Aber sie wiederholen sich nie, ebenso wenig wie eine Stimme im Chor.

Tamara Stepanowna Umnjagina,

Garde-Unteroffizier, Sanitätsinstrukteurin:

«Ach, mein Brillantstück...

Dann will ich mal anfangen... Die ganze Nacht habe ich mich erinnert, in meinem Gedächtnis gekramt...

Ich rannte ins Wehrkomitee: Baströckchen, an den Füßen weisse Schühchen mit Gummisohle und Schnalle, das war der letzte Schrei. Ich also, in diesem Rock, mit diesen Schuhen, wollte unbedingt an die Front und wurde auch genommen. Ich stieg in ein Auto. Kam in die Einheit, eine Schützendivision bei Minsk, und kriegte zu hören: Nicht doch, Mädchen, wir Männer müssen uns ja schämen, wenn siebzehnjährige Mädchen an der Front kämpfen. Und so weiter, von wegen, wir schlagen den Feind bald, geh nach Hause zu Mama, Mädchen. Ich war natürlich traurig, dass sie mich nicht in den Krieg lassen wollten. Was tat ich also? Ich ging zum Stabschef, bei dem sass gerade der Oberst, der mich weggeschickt hatte, und sagte: ‚Genosse noch höherer Chef, gestatten Sie mir, dem Genossen Oberst nicht zu gehorchen. Ich fahre sowieso nicht wieder nach Hause, ich komme mit Ihnen auf den Rückzug. Wo soll ich denn hin – die Deutschen sind schon ganz nah.‘ Da hatte ich meinen Spitznamen weg: ‚Genosse noch höherer Chef‘. Das war am siebten Kriegstag. Wir begannen mit dem Rückzug...

Schon bald badeten wir in Blut. Es gab sehr viele Verwundete, aber sie waren alle ganz still, sie waren so geduldig, sie wollten so gern leben. Alle wollten den siegreichen Tag erleben. Sie warteten immerzu darauf: Bald, bald ist es so weit... Ich erinnere mich, ich war völlig von Blut durchtränkt, bis auf, auf, auf... Meine Schuhe waren schon kaputt, ich ging barfuss. Was habe ich unterwegs erlebt? Bei Mogiljow wurde eine Bahnstation bombardiert. Da stand ein Zug mit Kindern. Sie warfen sie aus den Fenstern, kleine Kinder, drei, vier Jahre alt. In der Nähe war ein Wald, da liefen sie hin. Sofort kamen deutsche Panzer, und diese Panzer überrollten die

Kinder. Von den Kindern blieb nichts übrig... Von diesem Bild könnte man heute verrückt werden. Aber im Krieg hielten die Menschen aus ... Verrückt wurden sie erst nach dem Krieg...

Dann wurde unsere Einheit umzingelt. Ich hatte so viele Verwundete, und kein Auto wollte anhalten. Die Deutschen waren uns schon dicht auf den Fersen, jeden Moment würden sie den Ring schliessen. Da gab ein verwundeter Leutnant mir seine Pistole.

„Kannst du schießen?“

Woher sollte ich? Ich hatte nur gesehen, wie andere schossen. Aber ich nahm die Pistole und stellte mich damit auf die Strasse, Autos anhalten. Dabei fluchte ich zum ersten Mal. Wie ein Mann. Saftig, dreistöckig... Alle fuhren vorbei. Ich schoss das erste Mal. In die Luft... Ich wusste, allein bekamen wir die Verwundeten nicht weg. Wir konnten sie nicht tragen. Sie bettelten: „Kinder, schiesst uns tot. Lasst uns nicht so liegen. Der zweite Schuss... Er durchschlug die Karosserie... „Dumme Kuh! Lern erst mal schießen!“ Aber sie hielten... Halfen die Verwundeten verladen.

Doch das Schlimmste hatte ich noch vor mir – das Schlimmste war Stalingrad ... Das Schlachtfeld, das war die Stadt – Strassen, Häuser, Keller. Hol da mal einen Verwundeten raus! Mein ganzer Körper war ein einziger blauer Fleck. Und meine Hose voller Blut. Von oben bis unten. Der Hauptfeldwebel schimpfte: „Mädels, ich hab' keine Hosen mehr, ihr braucht gar nicht darum zu bitten.“ Wenn die Hosen trockneten, dann standen sie, so steif kriegt man sie mit keiner Stärke, man konnte sich richtig dran schneiden. Da war kein sauberer Fleck mehr, die konnten wir beim Wäschetausch im Frühjahr wegwerfen. Alles brannte, auf der Wolga zum Beispiel brannte sogar das Wasser. Selbst im Winter frohr sie nicht zu, weil sie brannte. Alles brannte ... In Stalingrad gab es kein Gramm Erde mehr, das nicht mit menschlichem Blut getränkt war. Mit russischem und deutschem Blut...

Wir bekamen Verstärkung. Junge, hübsche Burschen. Nach ein, zwei Tagen waren sie alle tot, kein Einziger mehr übrig. Ich begann, mich vor Neuen zu fürchten. Ich fürchtete, sie mir einzuprägen, ihre Gesichter, ihre Gespräche. Denn kaum waren sie angekommen, waren sie auch schon tot. Zwei, drei Tage ... Das war ja zweiundvierzig, die schwerste, die schlimmste Zeit. Einmal waren von dreihundert Leuten am Abend noch zehn übrig. Als alles still war, küssten wir uns und weinten, weil wir noch am Leben waren. Wir waren wie eine Familie.

Wenn vor deinen Augen ein Mensch stirbt... Und du weisst, du siehst, du kannst ihm nicht helfen, er hat nur noch Minuten. Du küsst ihn, streichelst ihn, sagst ihm zärtliche Worte. Nimmst Abschied von ihm. Mehr kannst du nicht für ihn tun ... An diese Gesichter erinnere ich mich noch heute. Ich sehe sie vor mir – alle, alle unsere Jungs. So viele Jahre sind vergangen, aber ich kann keinen vergessen, nicht ein einziges Gesicht. Keinen einzigen, ich erinnere mich an alle, sehe sie alle vor mir... Wir wollten sie selbst begraben, eigenhändig, aber das ging nicht immer. Wir waren auf dem Rückzug, und sie blieben. Es kam vor, dass man jemandem den Kopf verband, und er starb dir unter den Binden. Und wurde mit verbundenem Kopf begraben. Wer auf dem Schlachtfeld starb, blickte wenigstens in den Himmel. Oder er bat im Sterben: ‚Schliess mir die Augen, Schwester, aber vorsichtige Die Stadt war zerstört, die Häuser – das war natürlich schlimm. Aber wenn da Menschen liegen, junge Männer... Du kommst nicht zum Verschnaufen, du rennst... Du meinst, du hast keine Kraft mehr, länger als fünf Minuten hältst du nicht mehr durch. Du rennst weiter ... März, das erste Wasser unter den Füßen ... Da durfte man keine Filzstiefel mehr anziehen, aber ich tat es doch und lief los. Den ganzen Tag kroch ich rum, und am Abend waren sie so nass, dass ich sie nicht ausziehen konnte. Ich musste sie aufschneiden. Aber ich wurde nicht krank... Ist das zu glauben, mein Brillantstück?

Als in Stalingrad die Kämpfe vorbei waren, bekamen wir den

Auftrag, die am schwersten Verwundeten mit Dampfern und Kähnen nach Kasan und nach Gorki zu bringen. Das war schon im Frühling, im März, April. Aber wir fanden noch viele Verwundete, sie lagen in der Erde, in Schützengräben, in Erdhütten, in Kellern – es waren so viele, das kann ich gar nicht erzählen. Das war schrecklich! Wenn wir die Verwundeten vom Schlachtfeld holten, dachten wir immer, dass keine mehr übrig waren, dass wir alle weggeschafft hatten, dass es in Stalingrad keine mehr gab, aber als alles vorbei war, da waren es noch so viele, dass wir es nicht glauben konnten ... Auf dem Schiff, mit dem ich fuhr, waren Leute versammelt, denen Arme oder Beine fehlten, und Hunderte Tuberkulosekranke. Wir mussten sie behandeln, sie mit zärtlichen Worten beruhigen, mit einem Lächeln trösten. Als sie uns losschickten, die Verwundeten zu begleiten, erklärten sie, nun könnten wir mal ausruhen von der Schlacht, das sei wie eine Art Auszeichnung. Aber bald stellte sich heraus, dass das noch schlimmer war als die Hölle von Stalingrad. Dort holte man einen Menschen vom Schlachtfeld, versorgte ihn, übergab ihn und war sicher: Jetzt ist alles gut, er wird weggebracht. Und dann kroch man los, den Nächsten holen. Hier aber hast du sie die ganze Zeit vor Augen... Dort wollten sie leben, kämpften um ihr Leben: ‚Schnell, Schwester! Schnell, meine Liebe!‘ Hier aber weigerten sie sich zu essen, wollten sterben. Sie versuchten, sich vom Schiff zu stürzen. Wir mussten sie bewachen. Ich sass nächtelang bei einem Hauptmann – er hatte keine Arme mehr und wollte sich umbringen. Einmal hatte ich eine andere Schwester nicht gewarnt, ging ein paar Minuten weg, und er warf sich über Bord ...

Wir brachten sie nach Ussolje, das liegt in der Nähe von Perm. Dort standen schon neue, saubere Häuser, extra für sie. Wie ein Pionierlager... Sie lagen auf unseren Tragen und schnappten mit den Zähnen nach der Erde. Ich glaube, ich hätte jeden von ihnen zum Mann genommen. Hätte ihn auf Händen getragen. Wir fuhren mit dem Dampfer zurück, leer, wir hätten uns ausruhen können, aber

wir schliefen nicht. Die Mädchen lagen eine Weile da, dann heulten sie los. Wir setzten uns jeden Tag hin und schrieben Briefe. Wir teilten uns auf, wer wem schrieb. Drei, vier Briefe am Tag ...

Und noch ein kleines Detail. Nach dieser Fahrt schützte ich im Gefecht immer meine Beine und mein Gesicht. Ich hatte schöne Beine, und ich fürchtete, dass sie verkrüppelt werden könnten. Und mein Gesicht... Ja, so ein kleines Detail...

Nach dem Krieg wurde ich mehrere Jahre den Geruch von Blut nicht los, er verfolgte mich noch lange. Ich roch es beim Wäschewaschen, beim Essenkochen... Einmal schenkte mir jemand eine rote Bluse, das war damals eine Rarität, es gab nicht genug Stoff, aber ich konnte sie nicht anziehen, weil sie rot war. Diese Farbe konnte ich nicht ertragen. Ich konnte nicht einkaufen gehen. In Fleischwarenabteilungen. Besonders im Sommer... Auch Hühnerfleisch konnte ich nicht sehen ... Verstehst du ... Es ist sehr ähnlich ... Genauso weiss wie Menschenfleisch ... Einkaufen ging immer mein Mann. Im Sommer konnte ich überhaupt nicht in der Stadt bleiben, ich sah immer zu, dass ich irgendwie verreiste. Sobald Sommer war, dachte ich immer, gleich ist Krieg. Wenn die Sonne alles erwärmte – Bäume, Häuser, Asphalt –, das alles hatte einen eigenen Geruch, und für mich roch es nach Blut. Egal, was ich ass oder trank, ich wurde diesen Geruch nicht los! Selbst wenn ich das Bett frisch bezog, roch die Bettwäsche für mich nach Blut...

Die Tage im Mai fünfundvierzig... Ich erinnere mich, wir haben uns viel gegenseitig fotografiert. Wir waren sehr glücklich ... Am neunten Mai schrien alle: ‚Sieg! Sieg!‘ Wir konnten es nicht glauben. Was würden wir jetzt tun?

Wir schossen... Jeder mit dem, was er gerade hatte ...

‚Sofort das Schiessen einstellen!‘, befahl der Kommandeur.

‚Wir haben doch sowieso noch Patronen übrig. Wozu?‘, fragten wir verständnislos.

Egal, wer was sagte, ich hörte nur ein Wort: Sieg! Und auf ein-

mal wollte ich schrecklich gern leben! Wie gut wir jetzt leben würden! Ich legte alle meine Auszeichnungen an und bat jemanden, mich zu fotografieren. Ich wollte gern inmitten von Blumen fotografiert werden. In einer Blumenrabatte.

Der siebte Juni war für mich ein glücklicher Tag, da war meine Hochzeit. Unsere Einheit richtete uns ein grosses Fest aus. Ich kannte meinen Mann schon lange, er war Hauptmann, befehligte eine Kompanie. Wir hatten uns geschworen, wenn wir am Leben bleiben, wollten wir heiraten. Wir bekamen einen Monat Urlaub...

Wir fuhren nach Kineschma, das liegt im Gebiet Iwanowo, zu seinen Eltern. Ich fühlte mich als Heldin, ich hätte nie gedacht, dass man ein Frontmädchen so empfangen würde. Wir hatten so viel durchgemacht, so vielen Müttern das Kind gerettet, so vielen Frauen den Ehemann. Und plötzlich... Ich erfuhr Beleidigungen, kränkende Worte. Bis dahin kannte ich nichts anderes als ‚Schwester, liebe‘, ‚Schwesterchen, meine Gute‘. Und ich war nicht hässlich, ich war hübsch... Ich hatte eine neue Uniform bekommen ...

Am Abend setzten wir uns zum Tee, und die Mutter ging mit ihrem Sohn in die Küche und weinte. ‚Wen hast du da nur geheiratet? Ein Frontmädchen ... Du hast doch zwei jüngere Schwestern. Wer wird die jetzt zur Frau nehmen?‘ Noch heute, wenn ich daran denke, könnte ich weinen. Stellen Sie sich vor: Ich hatte eine Schallplatte mitgebracht, die liebte ich sehr. Da hiess es: ‚Mit vollem Recht stehn sie dir zu, die allerschicksten neuen Schuh ...‘ Ein Lied über ein Frontmädchen. Ich legte die Platte auf, die Ältere der beiden Schwestern nahm sie herunter und zerbrach sie vor meinen Augen, als wollte sie sagen: Gar nichts steht euch zu. Sie haben alle meine Frontfotos vernichtet... Ach, du mein Brillantstück, dafür gibt es keine Worte... Ich habe keine Worte ...

Lebensmittel gab es damals auf Marken, auf Karten. Mein Mann und ich legten unsere Marken zusammen und fuhren einkaufen. Wir

kamen an, das war ein spezielles Lager, da stand schon eine Schlange, und wir stellten uns an. Als ich dran war, sprang der Mann, der hinterm Ladentisch stand, plötzlich über die Theke – fiel mir um den Hals, küsste mich und schrie: ‚Leute! Leute! Ich hab’ sie gefunden. Das ist sie. Ich wollte sie unbedingt wiedersehen, sie unbedingt finden. Leute, sie hat mich gerettet!‘ Mein Mann stand daneben. Das war ein Verwundeter, ich hatte ihn aus dem Gefecht geholt. Im Kugelhagel. Er erinnerte sich noch an mich, aber ich? Wie sollte ich mich an alle erinnern, es waren so viele! Ein andermal traf ich auf dem Bahnhof einen Invaliden. ‚Schwester!‘ Er erkannte mich. Er weinte. ‚Ich dachte immer, wenn ich dich treffe, dann knie ich vor dir nieder.. .‘ Aber er hat nur noch ein Bein ...

Wir haben einiges durchgemacht, wir Frontmädchen. Auch nach dem Krieg; nach dem Krieg hatten wir noch einen Krieg. Und der war auch schlimm. Die Männer liessen uns irgendwie im Stich. Sie beschützten uns nicht. An der Front war das anders. Du kriechst übers Schlachtfeld, da kommt ein Splitter geflogen oder eine Kugel... Die Jungs passen auf... Einer ruft: ‚Hinlegen, Schwester!‘, und lässt sich auf dich fallen, um dich zu schützen. Und die Kugel trifft ihn... Er ist tot oder verwundet. Drei Mal wurde ich so gerettet.

Aus Kineschma kehrten wir zurück zu unserer Einheit. Als wir ankamen, erfuhren wir, dass die Einheit nicht aufgelöst wird – wir sollten Minen von den Feldern räumen. Die Bauern brauchten Ackerland. Für alle war der Krieg aus, für die Pioniere aber ging er noch weiter. Dabei wussten die Mütter doch schon vom Sieg... Das Gras stand ganz hoch, alles war im Krieg verwildert, wir schlugen uns mit Mühe durch, und überall lagen Minen und Bomben. Aber die Menschen brauchten den Boden, und wir beeilten uns. Jeden Tag starben Kameraden. Jeden Tag nach dem Krieg mussten wir jemanden begraben... So viele Menschen haben wir dort verloren, auf den Feldern... So viele ... Manchmal, wir hatten den Acker

schon an den Kolchos übergeben, der Traktor fuhr aufs Feld, aber irgendwo lag noch eine versteckte Mine, es gab auch Panzerminen, dann flog der Traktor in die Luft und der Traktorist auch. Und es gab doch nicht viele Traktoren. Und auch nicht mehr so viele Männer. Diese Tränen in einem Dorf nach dem Krieg... Die Frauen heulten ... Die Kinder heulten... Ich erinnere mich, einer von unseren Soldaten ... Bei Staraja Russa, das Dorf weiss ich nicht mehr, er stammte selbst von dort, er ging seinen Kolchos entminen, sein Feld, und starb dort. Dort hat ihn das Dorf begraben. Er hatte den ganzen Krieg mitgemacht, vier Jahre, und dann starb er nach dem Krieg in seiner Heimat, auf seinem Feld...

Wenn ich davon erzähle, werde ich ganz krank. Ich erzähle, und innerlich bin ich wie aus Gelee, alles zittert. Ich sehe wieder alles vor mir: Die Toten, wie sie da liegen – ihre Münder sind offen, sie haben geschrien und sind mitten im Schrei verstummt, die Gedärme hängen raus. Ich hab' in meinem Leben mehr Tote gesehen als Brennholz... So viel Schreckliches! Ganz schlimm ist es im Nahkampf, wo die Menschen mit Bajonetten aufeinander losgehen... Mit blankem Bajonett. Man fängt an zu stottern, ein paar Tage kriegt man kein Wort richtig raus. Man verliert die Sprache. Wer versteht das schon, wer nie dort war? Und wie soll man das erzählen? Mit welchen Worten? Mit was für einem Gesicht? Andere können das irgendwie... Sind dazu fähig... Ich nicht. Ich weine. Aber man muss es erzählen, man muss, damit das bleibt. Man muss es weitergeben. Irgendwo auf der Welt muss unser Schrei erhalten bleiben... Unsere Klage ... Unser Atem ...

Ich warte immer auf unseren Festtag. Den Tag des Sieges ... Ich warte auf diesen Tag und fürchte ihn. Ein paar Wochen lang sammle ich absichtlich schmutzige Wäsche, ganz viel, und dann wasche ich den ganzen Tag. Damit ich irgendwie beschäftigt bin, ich muss mich den ganzen Tag irgendwie ablenken. Und wenn wir uns treffen, reichen die Taschentücher nicht – so sind unsere Fronttreffen. Ein Meer von Tränen ... Läden mit Kriegsspielzeug... Mit

Flugzeugen, Panzern ... Wer hat sich das ausgedacht? Da dreht sich mir das Herz im Leibe um... Ich habe nie einem Kind Kriegsspielzeug gekauft oder geschenkt. Meinen eigenen nicht und fremden auch nicht. Einmal brachte jemand ein Militärflugzeug und eine Plastik-MP ins Haus. Ich habe beides sofort auf den Müll geworfen... Das menschliche Leben ist doch ein solches Geschenk ... Ein grosses Geschenk ...

Wissen Sie, was wir alle im Krieg dachten? Wir träumten: ‚Ach, Kinder, das möchte ich noch erleben... Nach dem Krieg werden die Menschen so glücklich sein! Dann bricht ein glückliches, schönes Leben an. Die Menschen, die so viel durchgemacht haben, werden Mitgefühl füreinander haben. Liebe. Das werden andere Menschen sein.‘

Aber es hat sich nichts geändert. Nichts. Die Menschen hassen einander immer noch und töten sich gegenseitig. Das ist das Unbegreiflichste für mich, mein Brillantstück ...

Bei Stalingrad ... Die allerschlimmsten Kämpfe. Ich schleppe zwei Verwundete. Schleppe den einen ein Stück, lasse ihn liegen und hole den anderen. So schleppe ich sie abwechselnd, denn sie sind beide schwer verwundet, ich darf sie nicht liegen lassen, bei beiden – wie soll ich das möglichst einfach erklären, ohne Fachbegriffe – bei beiden sind die Beine sehr weit oben abgetrennt, sie sind am Verbluten. Da ist jede Minute kostbar, jede Minute. Plötzlich, ich bin schon ein Stück weiter weg vom Schlachtfeld, der Rauch lichtet sich, da sehe ich: Ich schleppe einen russischen Panzersoldaten und einen Deutschen ... Ich war entsetzt: Dort sterben unsere Männer, und ich rette einen Deutschen. Ich geriet in Panik ... Im dichten Rauch hatte ich das nicht gleich bemerkt ... Ich sah nur: Der Mann stirbt, er schreit vor Schmerzen ... A-a-a ... Sie waren beide schwarz, verbrannt... Trugen nur noch Lumpen am Leib. Einer wie der andere. Und dann sah ich: Ein fremdes Medaillon, eine fremde Uhr, alles fremd. Was tun? Ich schleppte unseren Verwundeten und dachte: Soll ich zurückgehen und den Deutschen holen oder nicht?

Es war nicht mehr weit, und ich wusste: Wenn ich ihn liegen lasse, stirbt er in ein paar Stunden. An Blutverlust... Ich kroch zu ihm. Ich schleppte beide weiter. Um ihr Leben zu retten.

Das war wie gesagt Stalingrad ... Die schlimmsten Tage des Krieges... Aber ich konnte trotzdem nicht töten. Einen Menschen einfach sterben lassen ... Mein Brillantstück du ... Man kann nicht ein Herz für den Hass haben und eins für die Liebe. Der Mensch hat nur ein Herz, und ich dachte immer daran, mein Herz zu bewahren.

Nach dem Krieg hatte ich lange Angst vor dem Himmel, ich wagte nicht einmal, zum Himmel aufzuschauen. Ich hatte Angst vor dem Anblick umgepflügter Erde... Aber die Dohlen, die spazierten bereits seelenruhig darüber... Die Vögel vergassen den Krieg schnell...»